**Gender Studies**

Die Kategorie „Gender“ hat sich im Laufe der Zeit als ein effektives Werkzeug der Analyse erwiesen: Bedeutungsvoll im Hinblick auf die Herstellung von Chancengleichheit zwischen den Geschlechtern und bereichernd für Forschungsvorhaben innerhalb der Fachdisziplinen. Mit dem Sichtbarmachen von Geschlechterkonstrukten und Gesellschaftskonstruktionen werden auf wissenschaftlicher Ebene verstärkt interdisziplinäre Ansätze erforderlich.

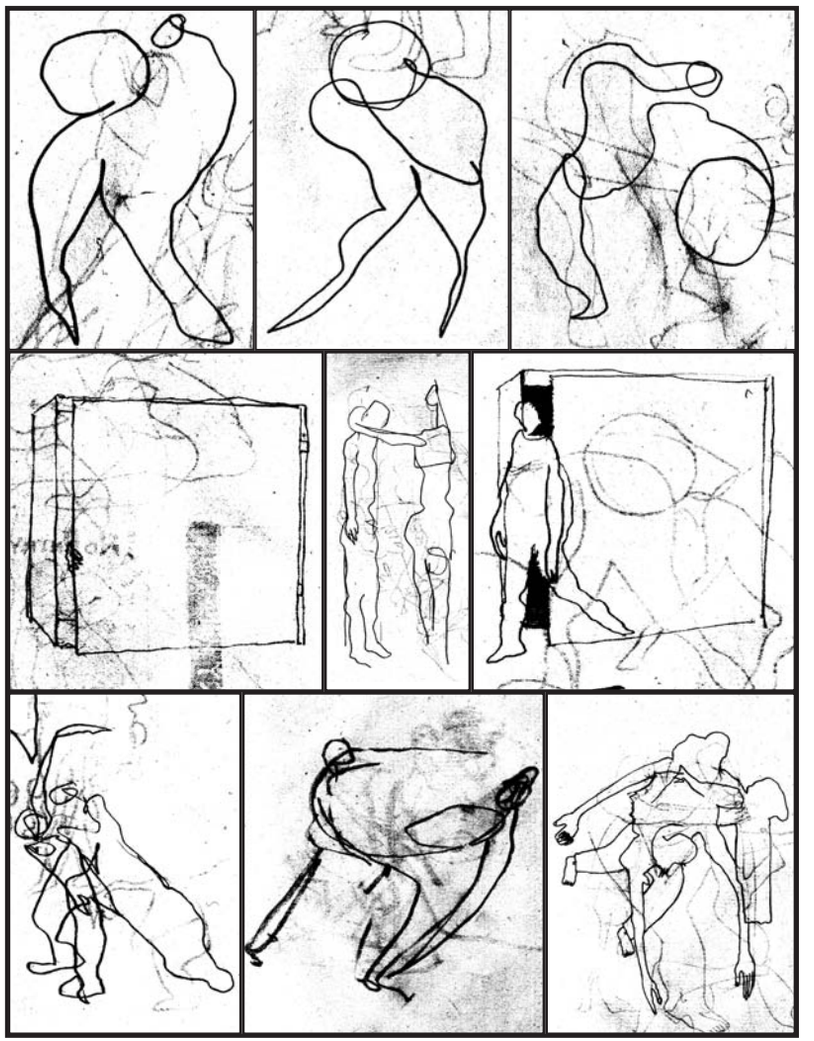
In einer Vortragsreihe „Gender Studies und Fachwissenschaften“ – an der Pädagogischen Hochschule Freiburg – wurden gender-spezifische Fragen aus sozial- und kulturwissenschaftlicher, aus sprach- und literaturwissenschaftlicher, aus theologischer und naturwissenschaftlicher Sicht präsentiert. Die Perspektivenvielfalt in den hier dokumentierten Beiträgen lädt ein zu interdisziplinären Diskussionen.

ISSN 1610-5001

Helga M. Epp (Hrsg.): Gender Studies – Interdisziplinäre Ansichten 1

Helga M. Epp (Hrsg.)

**Gender Studies**



# Interdisziplinäre Ansichten 1

Gender Studies
Interdisziplinäre Ansichten 1

Schriftenreihe der Frauenbeauftragten
der Pädagogischen Hochschule Freiburg
ISSN 1610-5001
Herausgegeben von Dr. Traudel Günnel
Band 2

Gender Studies: Interdisziplinäre Ansichten 1
Helga M. Epp (Hrsg.) – Freiburg im Breisgau 2004

© Pädagogische Hochschule Freiburg im Breisgau 2004
Alle Rechte der Verbreitung, auch durch Film, Funk, Fernsehen, fotomechanische Wiedergabe, Tonträger aller Art, Nachdruck oder Einspeicherung und Rückgewinnung in Datenverarbeitungsanlagen aller Art sind vorbehalten.

Titelbild: Dieter Kaufmann
Layout & Grafik: Dörte Eickhoff
Lektorat: Beate Vogt
Druck und Bindung: Druckerei Franz Weis GmbH, Freiburg i.Br.

Pädagogische Hochschule Freiburg, Büro der Frauenbeauftragten
Kunzenweg 21, 79117 Freiburg, Tel. 0761/682-417
frauenbeauftragte@ph-freiburg.de

Freiburg im Breisgau 2004

Helga M. Epp (Hrsg.)

# Gender Studies

Interdisziplinäre Ansichten 1

F.d.T.

## Vorwort

Obwohl Gender Studies sich in den letzten Jahren an einigen Hochschulen als Studien- und Forschungsschwerpunkt etablieren konnten, sind sie längst noch nicht selbstverständlicher Bestandteil des wissenschaftlichen Diskurses in den unterschiedlichen Fachdisziplinen.
Gender Studies sind jedoch nicht nur von besonderer Bedeutung im Hinblick auf die Herstellung von Chancengleichheit zwischen den Geschlechtern, sondern auch für die weitere Entwicklung der Wissenschaften: Sie nehmen gegenüber einem traditionellen Wissenschaftsverständnis eine kritische Perspektive ein. Theorien, Methoden und Inhalte werden unter dem Aspekt hinterfragt, welchen Einfluss die kulturelle Konstruktion „Geschlecht" (gender) in ihrer historischen und sozialen Kontextgebundenheit ausübt. Zugleich werden neue Perspektiven aufgezeigt.

Für Lehrende und Studierende an Pädagogischen Hochschulen ist es von großer Bedeutung, sich mit Fragen der Geschlechterbeziehungen auseinander zu setzen. Pädagogisches Handeln außerhalb und in besonderem Maße in der Schule hat nicht unerheblich Einfluss darauf, wie Geschlechterverhältnisse wahrgenommen und ausgeprägt werden.

An der Pädagogischen Hochschule Freiburg wurde erstmals im Wintersemester 2002/2003 eine interdisziplinäre Ringvorlesung zum Thema *Gender Studies und Fachwissenschaften* angeboten, die auf reges Interesse stieß. Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus unterschiedlichen Fachdisziplinen, die an der Pädagogischen Hochschule lehren und forschen, beschäftigten sich aus ihrer jeweiligen Fachperspektive mit gender-spezifischen Fragen. Durch diese Perspektivenvielfalt eröffnete die Ringvorlesung Einblicke in ganz unterschiedliche Themenfelder und förderte den interdisziplinären Diskurs an der Hochschule.

Ich freue mich sehr, dass die im Rahmen der Ringvorlesung „Gender Studies und Fachwissenschaften" gehaltenen Vorträge jetzt auch als Publikation vorliegen.

*Dr. Traudel Günnel, Frauenbeauftragte*
*Pädagogische Hochschule Freiburg*

# Inhalt

Vorwort 5

Einleitung 8

1. **Helga Kotthoff:** 15
**Geschlechterverhältnisse in der Scherzkommunikation: Althergebrachtes und neue Trends in Alltags- und Fernsehkomik**

2. **Ingelore Oomen-Welke:** 53
**Sexus und Genus in den Sprachen**

3. **Heidrun Bomke:** 77
**Vom Ausharren, Umdrehen, Zurückgehen, Fliegen, Überfliegen und anderen Bewegungen – Autobiographisches Schreiben und Erzählen von Schriftstellerinnen aus der DDR im Transformationsprozess der 80er und 90er Jahre**

4. **Ursula Elsner:** 109
**Stark – sinnlich – gut: Frauenbilder bei Christoph Hein Textbetrachtungen aus Sicht der Feministischen Literaturwissenschaft**

5. **Dorothee Schlenke:** 131
**Weibliche Moral? Konzeptionelle Überlegungen zu einer Ethik der Geschlechterdifferenz in feministisch-theologischer Perspektive**

6. **Sylvia Buchen:** 153
**Gendering Prozesse in mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichtsfächern. Das Fach Physik in der Krise**

7. **Gudrun Ringel:** 171
**Familienplanung weltweit – eine Frauensache?**

8. **Annegret Erbes:** 203
**Die historische Entwicklung der Frauenbewegung**

## Einleitung

Die Kategorie „Gender“ – verstanden als kulturelle Konstruktion – ist und bleibt ein effektives Werkzeug der Analyse. Die Vervielfachung des Diskurses – Gender Studies, Queer Studies, Frauenforschung, Feministische Wissenschaft, Männerforschung –, durch die nicht nur die Konstruiertheit von ‚Weiblichkeit‘, sondern zunehmend auch jene von ‚Männlichkeit‘ in den Blick kommt, trägt zur Veränderung im Hinblick auf die (Be-)Wertung der Geschlechter bei. Der eingeleitete Paradigmenwechsel setzt auf das Bewusstmachen der geschlechterstereotypen Vorurteile und sensibilisiert für Geschlechterfragen: So auch an der Pädagogischen Hochschule Freiburg. In vielen Fachbereichen der Hochschule sind Lehrveranstaltungen, die die Frauen- und Geschlechterforschung zum Schwerpunkt haben, bereits selbstverständlich und nicht mehr aus dem Lehrplan wegzudenken. Die Entwicklungen der letzten Jahre haben gezeigt, dass die Institutionalisierung und Integration von Gender Studies in Lehre und Forschung unhintergehbar ist – und nicht nur innerhalb der einzelnen Fächer bereichernde Lehr- und Forschungsfelder eröffnet hat: Mit der Einführung der Kategorie „Geschlecht“ und dem Sichtbarmachen von Geschlechterkonstrukten und Gesellschaftskonstruktionen werden auf wissenschaftlicher Ebene verstärkt interdisziplinäre Ansätze erforderlich. In der 1. Ringvorlesung *Gender Studies* im Wintersemester 2002/2003 an der Pädagogischen Hochschule Freiburg wurde erstmals das breite Spektrum dieses Forschungsbereichs in einer Vortragsreihe systematisiert und es zeigte sich, wie durch die fächerübergreifende Thematisierung von Gender Studies die fachübergreifende und fachinterne Diskussion angeregt werden kann. Mit der nun vorliegenden Publikation der Beiträge[1] soll eine Grundlage geschaffen werden für die Fortsetzung dieser Diskussion.

Professorin Dr. Helga Kotthoff, Institut für deutsche Sprache und Literatur, erläutert in ihrem Beitrag, wie sich weibliche Komik die öffentliche Bühne erobert (hat). Sie untersucht *Geschlechterverhältnisse in der Scherzkommunikation*: Althergebrachtes und neue Trends in Alltags- und Fernsehkomik machen deutlich, dass der weibliche Witz Einzug hielt in die künstlerische

Hochkomik und die Medienkomik. Basierend auf einer Analyse der Zusammenhänge zwischen Humor und Geschlecht zeigt Kotthoff Tendenzen der Veränderung auf, dies im Blick auf neuere Medienprodukte – fünf Sketche von Fernsehkomikerinnen. Leitende Frage bei der Analyse der Sketche ist, aus welcher Perspektive heutige Komikerinnen die Welt karikieren und parodieren und wie sie damit gesellschaftlich vorhandene Geschlechterbilder unterlaufen. Denn Komik, so die These, die Kotthoff ihrer Analyse zugrundelegt, verlässt sich einerseits auf die Identifizierbarkeit sozialer Typen und das Spiel mit Hypertypisierungen, lässt aber andererseits (Auf-)Brüche zu. Gerade in der sozial- und kulturwissenschaftlichen Geschlechterforschung geht es u. a. auch um die Frage, welche Strategien es gibt, um eine kritische (und bei der nicht-ernsten Kommunikation gleichzeitig amüsante) Perspektive auf Gender hervorzubringen.

Nicht um die Perspektive auf Gender, sondern um eine Frage aus der Gender-Perspektive geht es im folgenden Beitrag. Was dem Laien einsichtig scheint, dass nämlich mittels der Artikel die Sachen in der Welt in solche mit biologischem Geschlecht und solche ohne Geschlecht geschieden werden, und gar das biologische Geschlecht metaphorisch auf anderes, Geschlechtsloses übertragen werden kann, befragt Professorin Dr. Ingelore Oomen-Welke, Institut für deutsche Sprache und Literatur, aus fachwissenschaftlicher Perspektive. In ihrem Beitrag *Sexus und Genus in den Sprachen* untersucht sie den vermeintlichen oder tatsächlichen Zusammenhang des grammatischen Geschlechts (Genus) mit dem biologischen Geschlecht (Sexus). Die Begrifflichkeit legt zwar eine Verbindung nahe, aber existiert diese Verbindung wirklich? Die Feministische Linguistik hat in Deutschland von Anfang an die Position bezogen, dass Genus sehr viel mit Sexus zu tun habe (Luise Pusch, Senta Trömel-Plötz); gegenteilige Behauptungen oder der Versuch, diese Gleichsetzung zu relativieren (Kalverkämper) standen sich gegenüber. Im Gang durch die Sprachgeschichte und mittels internationaler Vergleiche macht Oomen-Welke deutlich, dass eine eindeutige Antwort nicht zu finden ist. Das Genus-Sexus-Problem ist einerseits bestimmt von ideologischen und gesellschaftlichen Konventionen und andererseits von der Tatsache, dass das grammatische Geschlecht eine rein formale Eigenschaft von Begriffen ist, ein innersprachliches System. So kann Oomen-Wel-

ke von der Regelhaltigkeit sprechen und im selben Atemzug die Ausnahmen der Regeln für den Zusammenhang von Genus und Sexus in der deutschen und einigen anderen Sprachen aufzeigen.

Vom autobiographischen Schreiben und Erzählen handelte der Gastvortrag von Dr. Heidrun Bomke, Literatursoziologin und Biographieforscherin, Institut für Soziologie / Fachbereich Mikrosoziologie der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg. Vom Ausharren, Umdrehen, Zurückgehen, Fliegen, Überfliegen und anderen Bewegungen – *Autobiographisches Schreiben und Erzählen von Schriftstellerinnen aus der DDR im Transformationsprozess der 80er und 90er Jahre*: Bomke untersucht vier Autorinnen, die sich in einem autobiographischen Schreibprozess befanden und befinden, die so Leserinnen und Leser an diesem „Kommunikationsprozess" mit sich und der Welt teilhaben lassen und dadurch viele soziale Realitäten eröffnen. Diese „Erfahrungsbücher" bilanzieren die Emanzipationsentwicklung, die (Un-)Vereinbarkeit von Partnerschaft, Liebe, Glück und patriarchalem Sozialismus im Alltag. Die Autorinnen begeben sich auf die Suche nach ihrer Kindheit, erkunden die Vätergeneration, erarbeiten sich das Ich der Frauen und werden dadurch zu kreativen Begleiterinnen des langsamen Zerfalls der DDR. Bomke macht diesen Prozess sichtbar und führt ihn in Interviews und mündlichen Stegreiferzählungen mit drei der Autorinnen weiter. In der Parallelisierung von individueller und kollektiver Geschichte, wie Bomke es nennt, schreiben die Autorinnen „mit der Zeit mit". Sie beleuchten so die Interdependenz zwischen der fortschreitenden Individualisierung und der Reflexion gesellschaftlicher Verhältnisse und Bedingungen, als Frau, als Schriftstellerin und Bürgerin der DDR. Diese Interdependenz kann Bomke sichtbar machen, weil sie Gender-Aspekte nicht allein aus literaturwissenschaftlicher Perspektive untersucht (als Dimension autobiographischen Schreibens), sondern auch mit sozialwissenschaftlichem Instrumentarium arbeitet.

Ebenfalls ungewöhnliche Perspektiven eröffnet der Beitrag von Dr. Ursula Elsner, Institut für deutsche Sprache und Literatur. Sie betrachtet Texte aus der Sicht der Feministischen Literaturwissenschaft: *Stark – sinnlich – gut: Frauenbilder bei Christoph Hein*. Elsner thematisiert einerseits den „männlichen Blick", den Blick Christoph Heins auf seine Frauen- und Männergestalten. Andererseits erweitert sie mit ihrer Sicht auf die Texte den Fokus

und dringt in neue Textschichten vor, indem sie die unterschiedlichen Weiblichkeits- und Männlichkeitskonzepte in einzelnen Werken Heins aufzeigt. Gerade literarische Fiktionen sind als Freiräume der (männlichen) Fantasie besonders aufschlussreiche Quellen für die Gestaltung von Weiblichkeits- und Männlichkeitsvorstellungen.

Im Beitrag von Professorin Dr. Dorothee Schlenke, Institut für Evangelische und Katholische Theologie / Abteilung Evangelische Theologie, werden Konzeptionelle *Überlegungen zu einer Ethik der Geschlechterdifferenz in feministisch-theologischer Perspektive* angestellt. Die Frage nach der Geschlechtsbestimmtheit von Moral und Ethik hat die feministische ethische Theoriebildung seit ihren Anfängen in der Neuen Frauenbewegung der 70er Jahre des letzten Jahrhunderts zentral beschäftigt, eine auch das Männliche einbeziehende, gender-sensitive Betrachtungsweise wurde entwickelt. Schlenke rekonstruiert einerseits diese Entwicklung in ihren Grundzügen und zeigt andererseits aus der Perspektive theologischer Anthropologie und Ethik exemplarisch auf, welchen Beitrag christliche Theologie für das anvisierte Ziel einer gender-sensitiven und zugleich integrativen Moral und Ethik zu leisten vermag.

Der folgende Beitrag überschreitet die Grenze von den Gesellschafts- und Kulturwissenschaften hin zu den Naturwissenschaften: es geht um *Gendering Prozesse in mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichtsfächern*. Professorin Dr. Sylvia Buchen, Institut für Erziehungswissenschaft II, untersucht, ob im Fach Physik (k)ein Platz für Veränderungen im Hinblick auf Geschlechtergerechtigkeit ist. Buchen geht zunächst auf die Geschlechterunterschiede bei der Wahl und Beliebtheit von mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern ein und gibt zu bedenken, dass das Fach Physik weder bei Schülerinnen noch bei Schülern beliebt ist. Die Aversion von Mädchen kann daher „nur" als Indikator gelten. Buchen untersucht die Selbstkonzepte von Schülerinnen und Schülern und ihren Einfluss auf die Fächerpräferenzen. In einem zweiten Schritt beleuchtet sie die Situation von Lehrerinnen in mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern. Deutlich wird, dass traditionelle Geschlechterstereotypen den naturwissenschaftlichen Unterricht in mehrfacher Hinsicht und auf den unterschiedlichsten Ebenen stark beeinflussen. Insbesondere bezogen auf das Fach Physik stellt Buchen fest, dass

der Weg zu mehr Geschlechtergerechtigkeit ein außerordentlich schwieriger sein wird.

Professorin Dr. Gudrun Ringel, Institut für Biologie, Chemie, Geographie, Physik / Abteilung Geographie, informiert in ihrem Beitrag *Familienplanung weltweit – eine Frauensache?* über Fakten, Zahlen und Prognosen zur Familienplanung. Familienplanung bedeutet in diesem Zusammenhang nicht nur die Planung oder Verhütung einer Schwangerschaft, sondern auch jegliche Form der Aufklärung, Methoden und Vorgänge, die den Zeitpunkt einer Geburt und die Anzahl der Kinder beeinflussen. Unterschiede zwischen den Industrienationen und den sog. Entwicklungsländern sind evident und nicht losgelöst von politischen Entscheidungen und Entwicklungen zu sehen. Häufig determiniert die demographische Situation eines Landes die Konzepte für Familienplanung, die Rechte der Frauen werden ausgeklammert. So kann die Frage, ob Familienplanung eine Frauensache sei, nicht „einfach" beantwortet werden: Einerseits ist sie zwar eine „Frauensache" (im Sinne von „die Frauen kümmern sich meist um Verhütung oder Nicht-Verhütung"), andererseits aber ist Familienplanung eine „Männersache", da patriarchale Machtstrukturen, durch politische, religiöse, wirtschaftliche und soziale Entscheidungen, den Handlungsrahmen von Frauen determinieren. Ringel zeigt die vielfältigen Faktoren auf, die die Maßnahmen zur Familienplanung unter unterschiedlichen gesellschaftlichen und individuellen Zielsetzungen beeinflussen. Sie kommt zu dem Schluss, dass geschlechterdemokratische Veränderungsstrategien in diesem Bereich sehr vielschichtig sein müssten.

Der diesen Band abschließende Beitrag der Diplompädagogin Annegret Erbes, Institut für Erziehungswissenschaften II, zeichnet die Entwicklungslinien von der historischen Frauenbewegung zum aktuellen Diskurs der Geschlechterforschung nach. Der Überblick *Die Entwicklung der Frauenbewegung* zeigt die Wege, die die verschiedenen Frauenorganisationen beschritten haben und ihre Kämpfe im 19. und 20. Jahrhundert. Dies eröffnet Einblicke in die politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Rechte der Frauen zu verschiedenen Zeiten. Erbes beleuchtet aber auch die Veränderungen der theoretischen Ansätze, von denen die Frauenbewegungen jeweils geleitet wurden – von der Betonung der Geschlechterdifferenz bis hin zur Auffassung von der Konstruiertheit des Geschlechts. Die Entwick-

lung zeigt deutlich, dass Emanzipationsfragen und Frauenfragen ganz unterschiedlich verstanden wurden, deutlich wird aber auch, dass es von der Ebenbürtigkeit bis zur Gleichberechtigung von Mann und Frau ein weiter Weg war (und ist).

Die Auseinandersetzung mit der Kategorie „Gender" wird in Forschung und Lehre auch an der Pädagogischen Hochschule Freiburg, weiterhin ein Thema sein. Dass es ein spannendes Thema ist, das in vielfältiger Weise die interdisziplinäre Zusammenarbeit anregen kann, dokumentiert die vorliegende Publikation, die die Beiträge der 1. Ringvorlesung „Gender Studies und Fachwissenschaften" bündelt.

Wie alle Publikationen war auch diese nur mit vielfältiger Unterstützung realisierbar: Mein Dank gilt der Frauenbeauftragen Dr. Traudel Günnel, die zum einen die Ringvorlesung initiierte und zum anderen die Herausgabe finanziell möglich machte. Mein Dank gilt weiter den Referentinnen, die ihre Vorträge überarbeitet und mir zur Verfügung gestellt haben sowie all jenen, die am Zustandekommen des Buches beteiligt waren. Hervorheben möchte ich an dieser Stelle Dieter Kaufmann, der mir seine bewegungsinspirierten, gender-sensitiven Zeichnungen zur Verfügung gestellt hat.

*Helga M. Epp*
*Herausgeberin*

**Anmerkung**

1) Ein Vortrag mit Schwerpunkt Jungen- und Männerforschung konnte in diesem Sammelband leider nicht aufgenommen werden. Professor Dr. Thomas Fuhr, Institut für Erziehungswissenschaft II, referierte über die Sozialisation und Erziehung von Jungen.

Helga Kotthoff

# Geschlechterverhältnisse in der Scherzkommunikation: Althergebrachtes und neue Trends in Alltags- und Fernsehkomik

Die kleine Show des Witz-Erzählens, Gags, den Clown-Spielen, Aufziehen und viele andere Formen der Scherzkommunikation wurden bis vor nicht allzu langer Zeit eher mit typisch männlichen Verhaltensweisen verbunden als mit typisch weiblichen. Frauen stilisierten ihren Humor hingegen eher als unfreiwillige Komik (Typ Marilyn Monroe), zeigten gutwillige Rezipienz zu den Scherzen aus Männermund und witzelten eher über sich selbst als über andere. Aber die althergebrachten Geschlechterverhältnisse in Komik und Humor sind ins Wanken geraten.

## Humoristische Kommunikationskultur im Wandel der Zeit

Die Veränderungen der humoristischen Kommunikationskultur vollziehen sich derzeit in der künstlerischen Hochkomik ebenso wie in der Medienkomik und im Alltagshumor von Jungen und Mädchen, von Frauen und Männern. Die weibliche Komik hat sich die öffentliche Bühne erobert, die sie in diesem Ausmaß seit den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts nicht mehr hatte. Sie war weitgehend auf den privaten Raum beschränkt, auf Familie, Freundinnenkreis, Nachbarschaft oder auf Volkstheater-Komödien, die in diesem Rahmen angesiedelt sind.

Worüber lachen wir? Was kennzeichnet Unterschiede in dem, was Menschen witzig finden? Wie zeigen wir an, dass das, was wir sagen, als witzig oder komisch aufgefasst werden soll? Haben Frauen einen anderen Humor als Männer? Womit hängt die Herausbildung eines spezifischen Humors überhaupt zusammen? Wie äußert sich dieser? Spielt es beim Scherzen eine Rolle, von wem der Scherz gemacht wird? Wie äußert sich das „Gelächter der Geschlechter"? (Kotthoff 1988)

In der Kommunikationsforschung herrscht Einigkeit darüber, dass in Heiterkeit und Gelächter vielfältige Orientierungen und Ordnungen mitvermittelt werden: das soziale Beziehungsgefüge, Moral, Prozesse in der Gruppe, Zusammenge-

hörigkeit, Abgrenzung, Temperament, Sympathie, Statusaushandlungen – um nur einige zu nennen (Zijdervelt 1976, Mulkay 1988, Kotthoff 1998).
Selbstverständlich geht es bei diesem Thema nicht darum, humoristische Vorlieben im Wesen von Mann und Frau zu verorten, sondern es zielt darauf, in den für Männer und Frauen unterschiedlichen gesellschaftlichen Praxisfeldern aus der Geschichte tradierte Handlungs- und Verhaltensweisen aufzuspüren, die zum Teil auch heute noch traditionell inszeniert werden, zum Teil aber im Wandel begriffen sind (Kotthoff 2003). Worin äußert sich der Wandel? Wo findet er statt?
Komik und Humor wurden immer auch zur Karikierung herrschender Normen genutzt – und in den letzten zehn Jahren auch verstärkt öffentlich zur Karikierung gesellschaftlicher Rollen und Beziehungen, die mit gender zu tun haben, mit Geschlechterbeziehungen, mit Geschlechterpolitik (auch mit Sexualitätspolitik, wozu u. a. der Sex-Markt und das Geschäft mit der Schönheit gehören), mit vorherrschenden Sichtweisen auf Männlichkeit und Weiblichkeit.
Bis vor etwa zwanzig Jahren waren die Unterschiede in Produktion, Rezeption und Akzeptanz weiblicher und männlicher Komik sehr ausgeprägt (Walker 1988, Barreca 1991). Je öffentlicher die Situation, umso ausschließlicher sah man Männer als aktive Humoristen im Rampenlicht, sei es als Chef, der sich in der Mitarbeiterbesprechung witzige Bemerkungen erlaubt, sei es als Büttenredner bei einer Karnevalsveranstaltung, als Clown oder als große Komiker im Film – von Chaplin bis Mr. Bean. Dabei hat es durchaus immer auch Komikerinnen gegeben, wie z. B. Liesl Karlstadt, die allerdings in den Feuilletons neben Karl Valentin bestenfalls etwas schulterklopfende Anerkennung erhielt, schlechtestenfalls nur als eine Art Wand gesehen wurde, an der Valentins Querschläger aufprallen konnten (Dimpfl 1996). Komikerinnen wie Helga Feddersen oder Ingrid Steeger luden eher zum Lachen über die von ihnen inszenierten Frauentypen ein als zum Lachen über die Welt. Oder sie waren liebenswert, wie z. B. Lieselotte Pulver im „Wirtshaus im Spessart“. Erst allmählich entsteht ein öffentlicher Resonanz- und Entfaltungsboden für eine weibliche Komik, die auch eine aus weiblichen Alltagszusammenhängen stammende, eigene Perspektive integriert. Clowninnen wie Gardi Hutter präsentieren sich als Boxkämpferin im Ring, nebenbei kurz

den Säugling fütternd. Witze auf Kosten von Männern sind in Umlauf. Karikaturistinnen wie Marie Marcks und Franziska Becker nehmen unseren Alltag aufs Korn. Im Fernsehen spielen sogar Komikerinnen eine Rolle, die u. a. die Geschlechterrollen bewitzeln (z. B. Missfits). Daneben beutet Comedy auch Widersprüche in heutigen Frauenrollen aus, z. B. Ally McBeal. Diese Heldin der gleichnamigen US-Fernsehserie ist zwar Anwältin in einer renommierten Kanzlei, kämpft aber mit dem souveränen Auftreten und legt oft anmutig ihr Köpfchen schief, sich so durch ihre Körpersprache als klassisches „Frauchen" auf der Suche nach Liebe inszenierend.

Ja, von einem weiblichen Woody Allen sind wir noch immer weit entfernt. Als ältere Frau, schlecht frisiert, mit einem Hundeblick hinter einer schwarzen Hornbrille, sentimental, melancholisch, ununterbrochen von ihren psychischen Problemen labernd, wäre, wie Gerda Wurzenberger im NZZ-Folio (2002) schreibt, eine komische Anti-Heldin nicht akzeptabel.

In meinen Ausführungen geht es nun zum einen um einen generellen Blick auf die Zusammenhänge von Humor und Geschlecht – und auf Tendenzen der Veränderung. Zum anderen analysiere ich kursorisch neuere Medienprodukte, genauer gesagt: Sketche von Fernsehkomikerinnen. Ich gehe der Frage nach, aus welcher Perspektive heutige Komikerinnen die Welt karikieren und parodieren. Wie manifestiert sich diese Perspektive? Mit welchen performativen Verfahren arbeiten sie? In den Sketchen werden Figuren und Szenen geschaffen, die Macharten von gender aufs Korn nehmen.

In der sozial- und kulturwissenschaftlichen Geschlechterforschung geht es weiter um die Frage, wie die Performanz von Geschlecht bewerkstelligt wird, welche Inszenierungen im Allgemeinen für männlich oder weiblich gehalten werden (Garfinkel 1967, Goffman 1977). Diese Inszenierungen laufen auf eine Typisierung hinaus. Woraus besteht die Typisierung von gender? Mit welchen Strategien arbeiten Komikerinnen, wenn sie gender parodieren und persiflieren? Es sei vorab gesagt, dass performative Komik oft mit der Überzeichnung von (Hyper-)Typen, Situationen und Verhaltensstilen arbeitet. Wir finden bei den TV-Komikerinnen im Prinzip die gleichen Komisierungsverfahren wie bei den Kollegen (Hape Kerkeling, Gerhard Polt etc.). In der konkreten Perspektivierung, Figurenkonstellation, Dialogrollenverteilung und in der thematischen Tendenz liegt der mehr oder weniger evidente feministische

Impetus eines Sketches.
Ich werde in meinen Ausführungen die Begriffe Humor und Scherzkommunikation gleichermaßen als Oberbegriffe für nicht-ernste Kommunikation verwenden.
Die Unterschiede, welche in diesem Phänomenbereich traditionell am deutlichsten ausgearbeitet worden sind, betreffen Abgrenzungen von Komik, Humor und dem Witzigen. Witzigkeit, so schreibt Helmut Plessner (1941), gelinge durch „Sinnüberschneidung". Dadurch werde eine „erheiternde Auflockerung" erreicht. Witzigkeit ist auf die Gattung des Witzes keinesfalls angewiesen, arbeitet aber mit der Pointe, der überraschenden Sinnherstellung in der Bisoziation von Rahmungen (Koestler 1964). Humor kennzeichnet eine Haltung oder Gefühlslage, in der man Witzigkeit und Komik würdigen kann und sich in einer Stimmung der Heiterkeit befindet. Er kann an Kommunikationsformen festgemacht werden. Komisch kann man unintentional sein, humoristisch nicht. Das Komische ist wesentlich eine Rezeptionsleistung. Diese kann allerdings evoziert werden. Schon Freud (1905) schrieb, dass man fast Beliebiges „komisch machen" könne. Wie auch in mündlichen Interaktionen finden sich in TV-Sketchen vielfältige Formen der Überlappung von Komik und Witzigkeit.
Im Humor verbinden sich Produktion, Rezeption und Genuss. Auch wenn man humoristische Aktivitäten versteht, ist damit noch nicht gesagt, dass man sie auch goutiert. Das Amüsement über einen Scherz hängt von vielen weiteren Faktoren ab, wie z. B. der Stimmung, der Gesellschaft, der Sympathie mit dem Witzproduzenten, der Tendenz des Witzes und anderem.

**Zusammenhänge von Humor und Geschlecht**

Frauen waren – historisch betrachtet – zwar oft Objekte von Scherzen, seltener aber Subjekte des Scherzens, vor allem nicht im öffentlichen Raum. Weder in der künstlerischen Hochkomik noch in der massenmedialen Komik, noch in den Niederungen der alltäglichen Witzelei war bis vor wenigen Jahren die humoristische Aktivität weiblicher Wesen angemessen repräsentiert und mit angemessenen Kategorien erforscht. Große Denker wie Schopenhauer, Bergson und Freud haben dazu beigetragen, Weiblichkeit und Witz für nicht miteinander vereinbar zu halten.

*Ein Blick in die Gattungsgeschichte*

In literarischen Humoranthologien fehlten humoristische Autorinnen bis vor fünfzehn Jahren fast ganz (Walker 1988, Kotthoff 1988). Auch in große Karikaturausstellungen waren selbst namhafte Karikaturistinnen nicht integriert. Die berühmten Karikaturistinnen wie Marie Marcks oder Claire Bretécher wurden einfach vergessen, wenn es um die Organisation von höheren Weihen für die Karikatur ging, wie etwa bei der Ausstellung Karikatur & Satire (1992, in der Kunsthalle der Hypo-Kulturstiftung München, im Wilhelm-Busch-Museum Hannover und im KunstHaus Wien).

Die Marginalisierung der weiblichen Komik hat damit zu tun, dass Komik und Lachen historisch sowieso der Abwertung unterlagen und auch heute noch unterliegen. In der Geschichte des Abendlandes gehört das Komische zum Ausgegrenzten (Bakhtin 1968). Die Gattungen des Amüsements und des Spaßes wurden auf einer niedrigen Stufe der Geistestätigkeit platziert.

In der Haupttradition der abendländischen Philosophie genoss auch das Lachen einen zweifelhaften Ruf. Platon hatte im „Theaitetos" das Gelächter als Ausdruck niedriger und gewöhnlicher Sinnesart bestimmt und es im „Philebos" auf die Schadenfreude, das hässliche Vergnügen am Unglück eines Anderen zurückgeführt. So galt es lange als feindseliger Akt, der vorzugsweise Ungereimtheiten, Widersprüche und Gegensätzlichkeiten begleite. Platons Herabsetzung des Lachens und des Komischen zieht sich durch die Geschichte des Abendlandes. Lachen wurde im Wesentlichen als Verlachen konzipiert. Der Lachende fühle sich dem Verlachten gegenüber überlegen. Für dieses Erklärungsmodell des Lachens und der Komik hat sich auch der Name Degradations- oder Aggressionstheorie eingebürgert.

In der Renaissance kreierte sich die neue Elite als höfliche, körperkontrollierte, ernsthafte Schicht. Mit der Hochschätzung der Vernunft geriet das Närrische, Komische, Spaßige als Inkarnation der Unordnung noch weiter unter Beschuss, als es vorher schon der Fall war. Diese historisch immer wieder aufkeimende Geringschätzung des Humors lebt teilweise bis heute fort.

Die starke Diskriminierung der närrischen Seite der Frauen ist u. a. als Körperkontrolle zu sehen (Finney 1994). Es galt nicht als sittsam und damenhaft, den Clown zu spielen und herumzualbern. Komik spielt mit der Verformung des Körpers, die Grimasse entstellt das Gesicht. All das war nicht vereinbar mit

den gesellschaftlichen Anforderungen des Schönseins und der Zurückhaltung an die Frau. Daneben hängt die Ausgrenzung der weiblichen Komik auch damit zusammen, dass dem komischen Akt immer eine Art von Normenbruch zugrunde liegt, und sei es nur die Brechung einer sprachlichen Norm.
Scherzkommunikation spielt eine wichtige Rolle in der Herstellung von Normalität. Indem Humor Normen bricht (seien es auch nur sprachliche) und Perspektiven des Nichtnormalen erzeugt, beeinflusst er natürlich auch die Norm. Er kreiert eine neue, ungewöhnliche Perspektive auf den Gegenstand und kommuniziert damit Souveränität, subjektive Schöpferkraft sowie den eigenwilligen Zugriff auf die Welt. Die Herstellung ungewöhnlicher Perspektiven kann Erleichterung verschaffen. Sie kann uns helfen, mit Problemen, Spannungen und Ängsten fertig zu werden. Das Ausmaß an eigenwilliger Subjektivität, die Möglichkeit, Ängste offensiv anzugehen und die Potenz zur Definition von Normalität, standen und stehen Frauen weniger zu.
Es hat vor allem mit den soziologischen und sozialpsychologischen Aspekten von Humor zu tun, dass er in unserer Gesellschaft von Frauen und Männern punktuell sowohl anders wahrgenommen, je nach Kontext anders praktiziert als auch anders tradiert wird.[1]
Bereits bevor die neue Frauenbewegung anfing, weibliche Marginalisierung in Sprache und Sprechen zu entdecken (Lakoff 1973), hatten verschiedene Arbeiten aus Soziologie und Psychoanalyse schon gesehen, dass aktive Witzigkeit mit dem weiblichen Rollenstereotyp schlechter vereinbar war als mit dem männlichen (Coser 1960, McGhee 1979).

## Aspekte der Genderisierung in der Scherzkommunikation

*Aspekt eins: Die Rolle des Status*

Als man anfing, Scherzkommunikation empirisch zu untersuchen, stellte man schnell fest, dass diese eng mit dem sozialen Status zusammenhängt. Wer witzig ist und andere zum Lachen bringt, hat, wie Rose Coser (1960) sagt, für einen Moment die Situationskontrolle. Mit witzigen Bemerkungen kann man eine Szene umdefinieren, die Aufmerksamkeit umlenken. Insofern ist Scherzen in formalen Kontexten an einen hohen Situationsstatus gebunden und kann diesen Status auch rekreieren. Scherzkommunikation funktioniert dann eher als Machtbestätigung denn als Subversion.

Vor allem die in der Tradition des Symbolischen Interaktionismus stehende Studie von Rose Coser zum Scherzen während der Mitarbeiterbesprechungen in einer Psychiatrie hatte einige Zusammenhänge von Humor und gender offen gelegt, obwohl dies nicht das eigentliche Ziel der Studie war.
Cosers Humorstudie, Ende der fünfziger Jahre an einer amerikanischen psychiatrischen Universitätsklinik durchgeführt, zeigte ganz deutlich, dass
a) statushöchste männliche Personen am häufigsten witzige Bemerkungen machten, dass
b) in der Ranghierarchie von oben nach unten gewitzelt wird (Professoren über Fachärzte, Fachärzte über Assistenzärzte, Assistenzärzte über Schwestern usw.).
Coser zog daraus den Schluss, dass die Statusordnung der Sitzungen durch die Witze der Teilnehmer/innen bestätigt wurde.
An den Besprechungen auf der Station, die Coser auf Tonband mitschnitt, nahmen drei Fachärzte und Professoren teil, zwei Psychiatrie-Professorinnen, sechs Ärzte in Facharztausbildung und sechs Mitarbeiterinnen (drei Schwestern, zwei Therapeutinnen, eine Soziologin). Von den 103 witzigen Bemerkungen waren 86 solche, die eine „Zielscheibe" hatten. Von den 103 witzigen Bemerkungen gingen 53 auf das Konto der statushöchsten Männer, 33 auf das der Ärzte. Die beiden Psychiatrie-Professorinnen machten während der offiziellen Besprechungen keinen einzigen Witz, und die sechs statusniedrigen Frauen äußerten nur vier. Coser schreibt, bei informellen Treffen seien alle diese Frauen sehr witzig gewesen und alle hätten einen exzellenten Sinn für Humor bewiesen. Warum zeigt sich nun dieser Sinn so wenig in einer offiziellen Situation? Für die sechs Mitarbeiterinnen könnte man es mit deren niedrigem Status erklären; aber die beiden Psychiatrie-Professorinnen gehörten zur statushöchsten Gruppe. Man kann sich das Verhalten damit erklären, dass Frauen als Übergeordnete in den sechziger Jahren sowieso schon für viele Männer und Frauen sehr bedrohlich wirkten. Also wollten sie unbewusst nicht noch bedrohlicher wirken, indem sie auch noch auf Kosten von jemandem witzelten oder generell über Scherzinitiativen ihre Dominanz zeigten. Den Humor auf eigene Kosten, der traditionell bei Frauen sehr verbürgt ist, konnten aber gerade sie sich auch nicht erlauben, da dieser tendenziell Status und Distanz abbauend wirkt. Frauen in solchen

Positionen durften in den späten fünfziger Jahren in offiziellen Situationen kaum etwas tun, um die Distanz zu andern zu vermindern, wenn sie ernst genommen werden wollten. Sie schwebten sowieso in der Gefahr, dass man sie nicht ausreichend ernst nahm.[2] Sie standen also in einem Verhaltensdilemma, was man so zusammenfassen kann: Das traditionell männliche Scherzverhalten kommt für sie nicht in Frage und das traditionell weibliche auch nicht.

Formen von Scherz sind als Instrumente sozialer Einflussnahme verschiedentlich behandelt worden. Je statusniedriger die Witzrezipienten, umso eher würdigen sie den Witz von jemand anderem mit dem erwarteten Gelächter. Zumindest partiell spielt soziale Einflussnahme sowohl für das Witz-Erzählen als auch für spontan kreierte witzige Bemerkungen eine Rolle. Statusniedrige dürfen am ehesten witzig sein, wenn dies auf eigene Kosten geht, wenn sie sich also selbst als Zielscheibe anbieten.
Es gibt bis in die achtziger Jahre hinein viele ähnliche Befunde aus der Arbeitswelt (Nietz 1980). James Spradley und Brenda Mann (1973) studierten beispielsweise die Scherzkommunikation der Angestellten in einer amerikanischen Bar. Die Frauen waren alle Serviererinnen, die Männer Cocktailmixer. In der Welt der Bar wurde ihnen ein höherer Status zugeschrieben, aber gleichzeitig waren sie auch auf die Frauen angewiesen. Spradley und Mann kennzeichnen den Humor der Cocktailmixer als auf Kosten der Serviererinnen gehend. Mulkay (1988) kommentiert den Humor der Barkeeper als verachtend. Die Serviererinnen redeten unter sich viel über die gemeinen Scherze der Kollegen, sahen sich aber nicht in der Lage, diese zu verhindern.
Übergänge zur sexuellen Belästigung sind beim Scherzen fließend. Alberts (1992) meint, sexuelle Belästigung würde meist in Scherzform gekleidet. Der Belästiger kann sich dann immer darauf zurückziehen, es ja nicht so gemeint zu haben.
Studien der neunziger Jahre aus Bereichen der Arbeitswelt zeigen insgesamt mehr Vielfalt in der Scherzkommunikation. Es trifft aber durchaus in vielen Kontexten noch zu, dass die in der Hierarchie am höchsten Stehenden sich gegenüber unter ihnen Stehenden bestimmte Formen von Scherz häu-

figer herausnehmen (Schütte 1991).
Holmes (2000) weist ebenso auf einen Wandel im Scherzverhalten der Geschlechter in der Arbeitswelt hin. Das von Janet Holmes geleitete „New Zealand Humor in the Workplace"-Projekt, eine groß angelegte Untersuchung zu Kommunikation am Arbeitsplatz, deutet darauf hin, dass sich die früher oft belegte Zurückhaltung der Frauen im Bezug auf Scherzrede heute nicht mehr findet. Holmes sieht geschlechterübergreifend die primäre Funktion von Humor in der Arbeitswelt darin, positive Beziehungen zu konstruieren und aufrechtzuerhalten, also Kollegialität zu kommunizieren. Sie zeigt verschiedene humoristische Strategien, die trotzdem noch mit gender zu tun haben: Sie stellt unter Frauen insgesamt freundlichere Formen des Scherzens fest. Daneben belegt das Team in der Arbeitswelt leider nach wie vor vorhandene, ganz platt sexistische Witzformen, z. B. auch in Form sexueller Belästigung.
Geschlechterdifferenzen stehen auch in diesem Bereich im Zusammenhang mit anderen Parametern, die in der Ausformung eines Scherzstils und des Kontexts ebenso eine Rolle spielen, z. B. Alter, Kultur, Temperament oder soziales Milieu.

*Aspekt zwei: Aggressivität im Scherzverhalten*
Weiblichkeit wurde jahrhundertelang kulturübergreifend durch Vermeidung und verstecktes Agieren von Aggressivität symbolisiert, Männlichkeit durch Darbietung und die Fähigkeit zum verbalen (und physischen) Kämpfen und Zurückschlagen. Das Ideal der Dame beinhaltete auch Zurückhaltung auf dem Sektor des Witzigen. Passivität und die Ausrichtung an männlichen Wünschen stehen der Ausbildung von aktiver Witzigkeit entgegen. Traditionell verlangte man von weiblichen Wesen, nett zu sein – und Nettigkeit steht mit vielen Arten von Witz auf Kriegsfuß.
Auch Muster humoristischer Angriffe wurden in vielen Gesellschaften ritualisiert und als verbale Angriffsspiele (verbal duellings) eher unter Männern praktiziert (Labov 1972, Dundes/Leech/Özkök 1972, Gossen 1976, Tertilt 1997). In Männer- und Jungencliquen spielt auch heute der witzige Schlagabtausch eine größere Rolle als in Mädchen- und Frauencliquen (Branner 2003, Deppermann/Schmidt 2001a, b).

Humoristische Aggression – Bestandteil vieler Arten von Frotzeln, Parodie und Lächerlich-Machen – ist geschlechtsrelevant. Während direktes Bloßstellen von Menschen den Höflichkeitsnormen der meisten Gesellschaften widerspricht, sind humoristische, indirekte Scherzangriffe sehr viel schlechter festzumachen. Der Scherzangriff erlaubt nämlich den Rückzug darauf, dass man den Angriff ja nicht ernst gemeint habe. Diese Mehrdeutigkeit des Scherzhaften bedeutet aber nicht, dass wir nicht trotzdem unterschiedliche Aggressivitätsgrade unterscheiden können.
Je deutlicher die aggressive Tendenz im Scherzen ist, umso weniger wurde die Aktivität von Frauen betrieben. Mahadev L. Apte (1985) fasst die ethnologische Forschung aus vorindustriellen Gesellschaften so zusammen, dass die Frauen sich an den Scherzgattungen mit aggressiv-sexueller Färbung, wie z. B. dem „verbal duelling" nicht beteiligen. Meine eigene Forschung zu scherzhaften verbalen Duell-Ritualen in Georgien weisen diese auch eher als männliches Terrain aus (Kotthoff 1995 b). Edith Folb (1980) hat für die USA darauf hingewiesen, dass Frauen vor allem öffentlich keine „verbal duellings" betreiben; unter sich praktizierten sie aber sehr wohl ähnliche Formen. Der Faktor Öffentlichkeit ist oft zentral für die konversationelle Selbstinszenierung von Frauen und Männern.

Der Kommunikationssoziologe Gary Fine (1990) hat in der Erforschung der Scherzkommunikation von männlichen Jugendlichen in Sportvereinen festgestellt, dass sich die amerikanischen Buben der unteren Mittelschicht tagtäglich in obszönem und aggressivem Humor übten. Die Scherze der Buben verliefen anhand der vertikalen Hierarchiestruktur der Gruppe. Die „kleinen Bosse" amüsierten sich rüde auf Kosten der Schlusslichter in der Gruppenhierarchie. Durch das Erzählen von Sexwitzen und das Äußern von provokativen sexuellen Bemerkungen strichen die Jungen außerdem permanent ihr Wissen auf diesem Gebiet heraus und kontrollierten implizit auch gegenseitig ihr Verhalten im Bereich des Kontaktes zu Mädchen. Im Scherzen können Verhaltensstandards implizit kommuniziert werden, ohne diese Themen ernsthaft und explizit ansprechen zu müssen. Das Implizite ist einer der großen Vorteile scherzhaften Redens gegenüber dem ernsthaften. Im „idiokulturellen" Humor der Buben wurden auf diese Weise Normen des

Patriarchats rekonstruiert und abgesichert. Die obszöne Scherzkommunikation erfüllte in den Cliquen der 12- bis 16-jährigen Knaben viele verschiedene Funktionen. So grenzten sie sich von der Erwachsenenwelt ab und festigten unter sich Hierarchien, die auch mit ihren (kulturell angepassten) Definitionen von Männlichkeit zu tun haben. Gleichzeitig signalisierten sie sich in der Aggressivität noch Vertrautheit und ein gewisses Zusammengehörigkeitsgefühl gegen Outgroups.
Fines Studie ist es gelungen, über die Analyse von Scherzaktivitäten Zugriff auf die gesamte Gruppenkultur der adolszenten Knaben mit ihren Normen, Werten und Verhaltensweisen zu bekommen.

Die traditionellen Muster der Bewerkstelligung von Geschlecht auf dem Sektor des Humors stellen vielfältige Folien für die Inszenierung einer spezifischen Identität dar.
In den Geschlechterunterschied spielt eine Alters- und Milieudifferenz hinein. Da jüngere Mittelschichtfrauen die größte Zurückhaltung im Bezug auf aggressive Scherze und solche mit sexueller Thematik zeigen, können sie genau dies betreiben, um für sich in bestimmten Situationen eine gegenläufige, nichttraditionelle Identität herzustellen. Ältere Unterschichtfrauen zeigen die geringste Zurückhaltung im Bezug auf sexuelles und aggressives Witzeln (Schwitalla 1995, Streeck 1988). Mahadev L. Apte (1985) fasst auch für asiatische Gesellschaften zusammen, dass sich dort der Spielraum für weibliche Scherzaktivitäten im Alter erheblich erweitert. Er beobachtete ältere Frauen, die junge Männer mit obszönen Witzeleien in Verlegenheit brachten. Die meisten Gesellschaften scheinen gerade jungen Frauen die größte Zurückhaltung abzuverlangen. Diese halten sich aber nicht unbedingt an diese Normen. Sie können sich zum „riot girl“ oder zum „power girl“ machen, indem sie Verhaltensweisen zeigen, die der normativen Selbststilisierung zuwiderlaufen.

*Aspekt drei: Sexualität im Witz*
Sexualität spielt kulturübergreifend im Scherzen eine Rolle. Scherzen ist ganz besonders geeignet, Tabuthemen zu verhandeln, noch dazu solche, die für viele von starkem Interesse sind. Anthropologen wie z. B. Gershon

Legman (1968), die große internationale Witzsammlungen angelegt haben, sagen, dass der sexuelle Witz kulturübergreifend eine wichtige Rolle spiele und dass ein Großteil dieser Witze auf Kosten von Frauen gehe. Feministische Studien zum Witz bestätigten bis in die achtziger Jahre hinein diesen Befund. Hier hat die Frauenbewegung inzwischen einschneidende Veränderungen bewirkt. In allen Industrieländern kursieren heute auch (sexuelle) Witze auf Kosten von Männern.

Freud hat sicher wesentlich zu unserem Verständnis des sexuellen Humors beigetragen, jedoch anthropologisierte er historische Erscheinungsformen der Geschlechterpolitik (Kotthoff 1988). Den sexuellen Witz platzierte er in eine Situation, in der eine Frau Annäherungswünsche eines Mannes enttäuscht (1905/1985). Die Frau, sofern anwesend, wecke zunächst sexuelle Begierde im Mann und widersetze sich dann ihrer Befriedigung. Der begehrende Mann greife dann zur Erzählung eines zotigen Witzes, um seine aus der Frustration kommende Aggression gegen die Frau richten zu können. Im sexuellen Witz verbinde sich also der Erzähler mit einem anwesenden Hörer aggressiv gegen eine anwesende oder abwesende Frau und sublimiere dadurch gleichzeitig den sexuellen Genuss. Das ‚Weib' werde nun statt real, verbal entblößt. Dem ‚Weib' selbst sei der Genuss von sexuellem Humor fremd, weshalb sich die zotig-witzige Rede nur in dieser Geschlechterordnung finde.

Das beschriebene männliche Verhalten, welches heute als sexuelle Belästigung bezeichnet werden würde, stellte Freud als normalen Ablauf dar. Ebenso unterzieht Freud die passive Rolle der Frau einer Essentialisierung.

*Aspekt vier: Sozial verbunden witzelt es sich leichter*

Soziale Unterstützung, Verbundenheit, Herstellung von Intimität und kooperative Gesprächsstile gehören traditionell zur „weiblichen Kommunikation". Ich mache an dieser Stelle noch einmal meine Perspektive auf gender explizit: Sie setzt nicht bei Männern und Frauen an und sucht in deren Verhalten Unterschiede, sondern ich gehe gewissermaßen umgekehrt vor. Ich frage, durch welche Verhaltensweisen gesellschaftliche Muster von gender hergestellt und unterlaufen werden. Das Vorhandensein von Mustern bedeutet nicht, dass diese von Menschen sklavisch reproduziert werden, sondern dass mit diesen, zur Herstellung unterschiedlicher Effekte, gespielt wer-

den kann. Genderisierte Muster äußern sich durchaus in unterschiedlichen Präferenzen für Scherzarten. Erste Studien zu gender im konversationellen Humor zeigten die Scherzkommunikation unter Freundinnen als sehr geeignet, um miteinander Intimität und Vertrautheit herzustellen (Jenkins 1988, Painter 1988). Sehr interessant im Bezug auf Imagearbeit im Gespräch ist der Scherz auf eigene Kosten. Verschiedentlich stellen Menschen sich in ihren Scherzaktivitäten vordergründig betrachtet als dumm, trottelig, ungeschickt, vergesslich oder sonst wie defizitär dar. Sie bieten sich selbst als Objekte des Gelächters an. Muster der Selbst-Bewitzelung und des Bewitzelns widriger Umstände, unter denen Frauen leiden, zeigten sich unter Freundinnen oft. Solche Arten von Selbstironie gehen so kooperativ vonstatten, dass dem gemeinsamen Bewitzeln der Unbilden des Lebens eine heilende Funktion zugesprochen werden kann. Wenn alle Anwesenden diese Scherzart nutzen, um nicht-perfekte Seiten des Selbst zu zeigen, kann dies als Selbstbestätigung funktionieren, im Sinne von: Wenn dir auch so komische Dinge passieren, dann bin ich wohl doch normal. Gerade das Bewitzeln eigener Schwächen verbindet.

Auch im absurden Humor bedrohen die Objekte der Heiterkeit niemanden. Es nimmt nicht wunder, dass viele Arbeiten zum Scherzen unter Frauen die Dimension des Herausstellens von Gemeinsamkeit, Gleichheit und Verbundenheit besonders sichtbar machten (Jenkins 1988, Painter, 1988, Crawford 1995, Kotthoff 2000).

In humoristischen Darbietungen werden Erlebnisse konversationell so gestaltet, dass gemeinsam darüber gelacht werden darf. Selbstverständlich dienen sie der Unterhaltung und der Entspannung; aber gerade weil sie Amüsement erzeugen wollen, können sie ernsthafte Anliegen unter der Hand so mittransportieren, dass die Gruppe sich ähnlicher Empfindungsweisen, Werte und Perspektiven versichern kann, ohne dies explizit thematisieren zu müssen. Negativerlebnisse können beispielsweise so aufbereitet werden, dass sich die realen Verhältnisse in der Geschichte umkehren; Mächtige stehen z. B. plötzlich als die Dummen da, Verlierer als die eigentlichen Sieger usw. Themen, welche teilweise tabuisiert sind, wie beispielsweise Sexualität oder bestimmte Krankheiten, können anspielungshaft behandelt werden. Indem spielerisch mit ihnen umgegangen wird, kann man sich über heikle

Themen verständigen, ohne alle Aspekte explizieren zu müssen. Merkwürdige Interessen, Vorlieben oder Verhaltensweisen verlieren ihr Stigma, wenn sie zu Unterhaltungszwecken witzig aufbereitet werden und die Gruppe im Gelächter vereinigen können.
Der Scherz auf Kosten anderer kann sich mit dem auf eigene Kosten auch komplex verschränken. Kooperation und Angriff sind im Scherzen zentral. Man kann auf Kosten gemeinsamer Feinde witzeln (Exklusion) und sich im Scherzen geteilter Werte versichern und ungewöhnliche Perspektiven auf sich selbst herstellen (Inklusion) (Dupréel 1928).
Neuere Studien zeigen, dass vor allem beim Necken, Frotzeln und Aufziehen Angriff und Verbundenheit eine interessante Mischung eingehen. Diese Formen erfreuen sich bei beiden Geschlechtern großer Beliebtheit (Drew 1987, Straehle 1993, Günthner 1996, Kotthoff 1996). Sie haben mit Freundschaft zu tun und kommunizieren, dass dieses soziale Band stabil genug ist, um kleine Angriffe auszuhalten. Was sich liebt, das neckt sich, sagt der Volksmund – und genau das können wir in der Gesprächsforschung bestätigen.

**Ausgewählte Beispiele aus der Fernseh-Komik**

Im zweiten Teil des Beitrags nehme ich einige Produkte der neueren TV-Komik unter die Lupe, die mit gender zu tun haben. Die Sketche inszenieren geschlechterrelevante Zusammenhänge, parodieren Geschlechtscharaktere und genderisierte Interaktionsmuster.
In der Analyse geht es darum, auf welchen Ebenen und mittels welcher Strategien das Komische hergestellt wird.
Die in den Sketchen produzierte Komik hat weniger mit einer Spaßgesellschaft zu tun, die sich beliebig zu Tode amüsiert, sondern steht eher in der ehrwürdigen Tradition der Karikatur, die das Amüsement mit erhellenden Einsichten verbindet, nur dass die Sketch-Komik performativ ist (sich aller Modalitäten des Ausdrucks bedient) und nicht auf Zeichnung beschränkt. Das kritische Potenzial der im Folgenden vorgestellten Sketche ist unterschiedlich stark.
Die fünf im Sketch-Format angelegten Beispiele umfassen jeweils eine Episode mit stabilen Protagonist/inn/en, entweder im Dialog miteinander oder auch mit dem Zuschauer/der Zuschauerin. Die Figuren sind alle überzeich-

net, sozusagen hypertypisiert. Wie es die Literaturtheorie schon seit dem Altertum für die Charaktere der Komödie herausgearbeitet hat, sind diese immer als Typen scharf herausgemeißelt und haben kaum individuelle Konturen. In der gekonnten Überzeichnung liegt bereits Komik.

Komik nutzt Verfahren der Inszenierung von Identität, derer wir uns im Alltag bedienen. In unserer alltäglichen stilistischen Selbstdarstellung schreiben wir uns eine Identität zu, die von anderen verstanden werden kann. Wir machen uns mittels Typisierung als diejenigen erkennbar, als die wir gesehen werden wollen. Stilisierung und soziale Typisierung sind im Alltag verbunden. So sind Kleidung, Frisur, Redestil und vieles mehr daran beteiligt, sich beispielsweise als bodenständige Hausfrau und Mutter oder als überdrehte junge Anwältin zu erkennen zu geben. Komik verlässt sich auf die Identifizierbarkeit sozialer Typen. Insofern kann sich auch Komik-Analyse an Studien zur Dramaturgie des Alltags anschließen, wie sie in der Tradition von Erving Goffman (1967) in der Soziologie entstanden sind.

Zur Herstellung eines komischen Hypertypus gehört neben der Gestaltung des Äußeren, der unmittelbaren Umgebung und der Körpersprache, auch der Redestil. Die linguistische Stilforschung geht davon aus, dass Redestile an der Formung der situativen Identität und der Situation beteiligt sind. Wie komikspezifische Hypertypisierungen zustande kommen, werden wir im Folgenden anhand der Sketche genauer betrachten.

Neben diesen Spielen mit Hypertypisierungen sind aus linguistischer Perspektive auch die speziellen Witztechniken interessant, die Verfahren zur Herstellung von Pointen und Rahmenbrüchen.

Im Sketch verbinden sich die Strategien der Hypertypisierung mit anderen, mehr oder weniger klassischen Witz- und Komikstrategien. Diese Vielfalt der beobachtbaren Verfahren bewahrt uns davor, einer Theorie zu verfallen, die meint, Scherzkommunikation auf einen Nenner bringen zu können. Die Freude am treffenden Detail in der Typisierung kann man sich durchaus mit Henri Bergsons Idee erklären, Komik liege in der Mechanisierung des Lebendigen. Daneben nährt die Sketch-Analyse aber durchaus auch Inkongruenztheorien. Freuds Theorem, dass das Witzige mit erspartem Hemmungsaufwand zu tun hat und an der Zensur durch das Über-Ich vorbeigleite, lässt sich ebenfalls hin und wieder bestätigen.

Es wundert nicht, dass sich Komikerinnen genau auf jenes thematische Terrain begeben, das ihnen in der Geschichte am stärksten vereitelt wurde: das Terrain des Sexuellen. Während bis in die siebziger Jahre hinein Sexwitze mehrheitlich auf Kosten der Frauen gingen (Legman 1968), hat die Frauenbewegung auf diesem Sektor inzwischen Veränderung bewirkt.

*Anmache anders herum*

Vor allem Maren Kroymann und Hella von Sinnen gehören in Deutschland zu den Initiatorinnen eines feministischen Witzes im Fernsehen. Sie sind nicht nur als Komikerinnen hervorgetreten, sondern haben von Anfang an auch eine kritisch-emanzipatorische Perspektive in die Medienwelt eingebracht. Heute repräsentieren u. a. Missfits diese Machart, die zum Glück selten so plump ist, dass sie das witzige Potenzial der Sketche erstickt. Kritische Aufklärungsabsichten können humoristische Potenziale durchaus bedrohen. Wir werden sehen, dass die Komik der Sketche immer auf mehreren Ebenen vorortet ist.

Schauen wir uns zunächst einen Sketch von der Schauspielerin und Kabarettistin Maren Kroymann an.

Aus: Nachtschwester Kroymann. Radio Bremen 1991
Geschrieben von Maren Kroymann und Simone Borowiak

(S: Kollegin; K: Kollege) Szene: Beide sitzen sich am Schreibtisch gegenüber.

1 K: wann isses ihnen eigentlich das letzte mal gekommen. (1.0)[3]
2 S: wie meinen?
3 K: na wann es ihnen zum letzten mal gekommen ist.
4 S: sie möchten wissen, wann ich zum letzten mal einen
5 orgasmus hatte. gehe ich da recht?
6 K: JA::: also als alter kollege muß man doch im bilde
7 sein.
8 S: ja meinen sie jetzt, anal, vaginal oder oral.
9 K: na, also sie sind mir aber ein ausgebufftes lu:h:der.
10 S: also die bezeichnung lu:der sagt mir NICHT so zu.
11 vielleicht könnten sie mich, wie in anderen büros
12 üblich, wahlweise als hysterische ziege oder aber als
13 geile nutte bezeichnen. ich war zum beispiel neulich
14 in der buchhaltung. da ist dieser sprachgebrauch gang
15 und gäbe, und was der buchhaltung recht ist, sollte

uns doch nur billig sein.
K: a nee, aber hallo, moment, also ich, eh eh
S: wir haben natürlich nicht nur über die herrschende
terminologie gesprochen, sondern auch über ihren schwanz.
K: WAS?
S: ja. fräulein severin vermutete, dass sie einen ziemlichen
hammer hätten, während frau helms eher die auffassung
vertrat, dass bei ihnen tote hose herrsche beziehungsweise
dass sie seit mindestens einem jahr keinen mehr
hochkriegen.
K: das is ne schweinerei.
S: ich hab sie natürlich verteidigt.
K: °was ham sie?°
S: ich meinte, dass Sie nach lektüre einer entsprechenden
wichsvorlage selbstverständlich einen hochkriegen.
K: also das VERBITT ICH mir.
S: (geht um den Tisch zu ihm hin) nun regen sie sich doch
nicht so auf, entspannen sie sich. sie gehören einfach
mal wieder so richtig durchgefickt.
K: was?
S: (steckt ihm eine Geldnote ins Jackett) sie können das
ruhig annehmen. wir haben extra im ganzen haus für sie
gesammelt. und alle haben gerne gegeben. echt.

Die Grobstruktur des Sketches besteht darin, dass die Kollegin eine plumpe Anmachsituation umdreht, der Kollege zunehmend lächerlicher wirkt und sie die Lacher/innen auf ihrer Seite hat.

Zu den Figuren: Wie es in der Komik üblich und unausweichlich ist, sind beide Figuren als Stereotypen überzeichnet. Maren Kroymann spielt einen überkorrekten, braven Sekretärinnentypus mit hochgeschlossener Bluse, kerzengrader Sitzweise und unvorteilhaft biederer Frisur. Wir kennen solche Komikfiguren schon durch Helga Feddersen, deren Figuren allerdings nicht triumphierten, sondern eher dazu einluden, sich über sie zu erheben. Der Mann ist hier ganz der schleimige Unsympath, der fast auf den Tisch kriecht, um seiner Kollegin Schlüpfrigkeiten zu entlocken. Seine Figur ist nicht komisiert. Sie ist in Verhalten und Redestil einheitlich stilisiert.

Es ist klar, dass diese Charakterisierung überhaupt nicht ausreicht, um die Komikpotenziale auch nur annäherungsweise auszuleuchten.

Zur Komik gehört hier, dass die Redeweise der Kollegin einen dauernden und immer schärfer werdenden Kontrast zwischen hyperkorrekter und ge-

hobener Formalität und dem drastisch-saloppen Inhalt herstellt. Die elaborierte Formalität findet sich auch in ihrem braven Äußeren, aber vor allem im Redestil.
Die Wendung ins Komische geschieht bereits in den Zeilen 4 und 5. Frau S wendet nämlich den Versuch von Herrn K, sie mit der Bitte um sexuell explizite Ausführungen zu ihrem Privatleben in Verlegenheit zu bringen, nicht ab. Sie empört sich nicht, wie wir es in einer Arbeitsbeziehung für normal halten würden, sondern wünscht mit ihrer ausführlichen Nachfrage lediglich Präzisierung seines Anliegens.

4 S: sie möchten wissen, wann ich zum letzten mal einen
5 orgasmus hatte. gehe ich da recht?

Vor allem die Nachfrage „gehe ich da recht" verweist auf ein sehr gehobenes Stilregister. Und die Höhe des Stils markiert von nun an die Fallhöhe des Komischen in die tiefsten Niederungen der Vulgarität.
In Zeile 8 benennt sie in einer weiteren Nachfrage sexuelle Praktiken. Die korrekte Sekretärin bemüht sich auch im Umgang mit der Frage des Kollegen um Korrektheit.

8 S: ja meinen sie jetzt, anal, vaginal oder oral.

Der Kollege gibt sich ob dieser Offenheit verblüfft und greift zu einem Vokabular, das für die Abwertung von Frauen in Umlauf ist:

9 K: na, also Sie sind mir aber ein ausgebufftes lu:h:der.

Sie hält den äußerst elaborierten Sprechstil bis zum Ende des Dialogs durch. Dieser gerät zu den Bezeichnungen in immer schärferen Kontrast, z. B.

10 S: also die bezeichnung luder sagt mir NICHT so zu.
11 vielleicht könnten sie mich, wie in anderen büros
12 üblich, wahlweise als hysterische ziege oder aber als
13 geile nutte bezeichnen. ich war zum beispiel neulich
14 in der buchhaltung. da ist dieser sprachgebrauch gang
15 und gäbe, und was der buchhaltung recht ist, sollte
16 uns doch nur billig sein.

Der gehobene Stil mit seiner elaborierten Syntax steht in einem stilistischen Kontrast zu den ordinären Ausdrücken, die sie alle explizit benennt. Sie schlägt für sich selbst noch negativere Bezeichnungen vor, so als stünde ihre Abteilung auch in dieser Hinsicht mit anderen Abteilungen in Konkurrenz. Auf dauerndes Konkurrieren als Faktor in der Arbeitswelt wird hier nebenbei angespielt.
In den Zeilen 18 und19 findet sich der stilistische Absturz mitten im Satz:

18 S: wir haben natürlich nicht nur über die herrschende
19 terminologie gesprochen, sondern auch über ihren schwanz.

Und mit diesem Satz wird eine Umfokussierung bewerkstelligt, weg von ihrer Person hin zu seiner. Die Thematisierung seines Geschlechtsteils kommt unerwartet und sehr lakonisch.
Auch die Äußerungen 21-24 und 29 und 30 leben vom Stilbruch der hochformellen, gestelzten und formvollendeten Satzstruktur mit Konjunktiv I und den inhaltlichen Niederungen.

21 S: ja. fräulein severin vermutete, dass sie einen ziemlichen
22 hammer hätten, während frau helms eher die auffassung
23 vertrat, dass bei ihnen tote hose herrsche beziehungsweise
24 dass sie seit mindestens einem jahr keinen mehr
25 hochkriegen.
29 S: ich meinte, dass Sie nach lektüre einer entsprechenden
30 wichsvorlage selbstverständlich einen hochkriegen.

Überraschend ist auch, dass er gar nicht als Liebhaber imaginiert wird, sondern als Onanist. Die Fantasien der Kolleginnen sind für ihn in gar keiner Weise schmeichelhaft.
Die eigentliche Pointe am Schluss des Sketches besteht darin, dass die Kolleginnen für einen Puff-Aufenthalt des Kollegen gesammelt haben. Sie bringt ihre Vorschläge im stereotyp abwertenden Vokabular, das eigentlich in Stammtischkreisen in Bezug auf Frauen zu Hause ist, hier aber auf den Mann bezogen wird.

35 ... sie gehören einfach
34 mal wieder so richtig durchgefickt.

Überhaupt werden in dem Sketch viele gängige Redemuster ausgebeutet, so auch das „und alle haben gern gegeben", Ausweis wahrer Wohltätigkeit, verstärkt durch das bekräftigende „echt".
Die Kollegin dreht eine Situation um, die für Frauen höchst unangenehm ist und in der sich viele nicht zu helfen wissen. Sie weiß sich hervorragend zu helfen. Solche Arten von Komik setzen auf Angstabwehr. Der Mann wird als einer entlarvt, um dessen Spontanität es schlecht bestellt ist. Er erliegt der Verblüffung über seine Entmachtung. Darin liegt psychische Entlastung, die in der Rezeption vermutlich eine Rolle spielt. Die Kollegin tritt die Flucht nach vorn an und übertrifft dabei alle Erwartungen, vor allem seine. Sie setzt sich nicht zur Wehr, sondern dreht den Spieß vollständig um. In Mimik und Gestik bleibt sie die ganze Zeit über betulich. Der Sketch beutet die Inkongruenz zwischen ihrer Betulichkeit und Korrektheit und ihrem expliziten sexuellen Vokabular aus. Erst ganz am Schluss setzt sie sich locker auf den Tisch und bringt so auch durch die Sitzposition Überlegenheit zum Ausdruck.

*Der optimale Job*

Gehen wir zu einem Sketch von und mit Hella von Sinnen, der ebenfalls von Sexualität handelt. Auch hier haben wir eine klassische Protagonistin, die superadrette Hausfrau und Mutter, eine pummelige Blondine. Auch hier wird ein Kontrast mit den Typen und ihrem Verhalten inszeniert.

Aus: Hella von Sinnen Show. RTL 1995
Ausschnitt aus dem Sketch Telefonsex

Eingeblendet: Ein Informationsdienst Ihres Arbeitsamtes

1 Fröhliche Musik, die den ganzen Sketch über anhält.
Mutter schenkt Vater und Sohn am Frühstückstisch Kaffee ein.
Stimme aus dem Off:
2 hausfrau, mutter und noch jobben? lässt sich das vereinbaren?
3 Sohn hält ein Brötchen in der Hand und blickt in die Kamera.
Sohn: bei meiner mutti? ↑kein Problem.
4 Telefonklingeln. ((Kamera auf Telefon.))
5 Mutter: ja:::, es hat geklingelt.
6 Vater: [es hat ge↑klingelt.
7 Sohn: [es hat ge↑klingelt. Alle haben hocherfreute Gesichtsausdrücke.

8 Mutter: herr kaiser.
9 Vater: [a::::h herr ↑kaiser.
10 Sohn: [a::::h herr ↑kaiser. Vater und Sohn blicken erfreut in die Kamera.
Mutter räumt in der Küche auf und spricht dabei ins Telefon.
11 Mutter: jaha::: ich liege aufm bett.
12 ja::: ich trage nichts weiter als meine geilen schwarzen
13 strapse. ich bin schon ganz heiss. o:::::
14 Mutter fasst auf die heisse Herdplatte. Mutter: o::: ja.
15 Vater zupft sich die Krawatte zurecht und spricht direkt in die Kamera.
Vater: am anfang war es etwas ungewohnt. doch mittlerweile sind wir ganz
16 schön stolz auf unsre mutti.
17 Mutter: ja:. ja. ja. oh o::: o::::::: ja
18 Sohn legt der Mutter eine Liste obszöner Vokabeln hin.
Sohn: ich helfe mutti, wo ich kann.
19 Vater macht sich parat, zur Arbeit zu gehen. Mutter steht ihm dabei zur
Seite, immer das schnurlose Telefon am Mund.
20 Mutter: o:::: machs mir. machs mir. mit deinem RIE:::MEN
21 Mutter nimmt die Vokabelliste des Sohnes
22 Mutter: und fick mich. fick mich. fick mich.
23 (zum Mann): fahr vorsichtig.
24 fick mich. fick mich.
25 Vater verlässt das Haus.
26 Stöhnen aus dem Telefon.
27 Mutter: (spricht in die Kamera) anfangs hatte ich sorge. haushalt und
28 beruf. würde ich das schaffen? aber die praxis zeigt, ES GEHT.
29 (Telefon klingelt wieder)
30 und ausserdem (-) ich fühle mich WIE verwandelt.
31 Mutter: hallo:::. (bügelt. Fasst an das Bügeleisen und verbrennt sich
den Finger)
32 bist Du schon heiss? (Interjektionen des Sich-Verbrannt-Habens)
33 o:: ich kann dich fühlen. ja:::
34 Mutter schlägt Teig auf den Tisch.
35 Mutter: du hast wohl immer noch nicht genug. (Stöhnen aus dem Telefon)
36 nimm das. und das. ich kenne keine gnade. (schlägt Teig weiter)
37 ab in den staub zur strafe.

Die Vater-Mutter-Sohn-Familie ist schon eine Karikatur auf die „Normalfamilie", wie sie z. B. in der Welt der Werbung eine Rolle spielt. Man frühstückt fröhlich miteinander. Die Mutter schenkt natürlich den Kaffee ein, wie es zur Hypertypisierung der Situation und der Familienrollen gehört. Vater fährt dann zur Arbeit. Die Rollenverteilung entspricht dem traditionellen Muster, wodurch der Kontrast zur Erwerbstätigkeit der Mutter erhöht wird, die Fallhöhe des Komischen. Die Mutter ist ganz die dienstbeflissene und nur am Wohl der Familie interessierte Hausfrau, die nebenbei noch einen optimalen

Job gefunden hat, der in einem sehr direkten Sinne prima mit ihren Hausfrauentätigkeiten verbindbar ist: Telefonsex. Das Schlagen von Teig lässt sich für eine Sado-Nummer ausschlachten, die Doppeldeutigkeit von „gut zu vögeln" kann ebenfalls für zwei Zwecke gleichzeitig genutzt werden. Immer wieder werden in dem Sketch sexuelle und hausfrauliche Bezüge parallelisiert.

31 Mutter: hallo:::. (bügelt. Fasst an das Bügeleisen und verbrennt sich den Finger)
32 bist Du schon heiss? (Interjektionen des Sich-Verbrannt-Habens)

Das Thema Telefonsex wird immer wieder satirisch ausgebeutet. Ich kann hier nur einige Details berücksichtigen, die für die Komik des Sketches eine Rolle spielen.
Wichtig ist auch hier der Kontrast von Form und Inhalt, der auf vielen Ebenen gleichzeitig liegt. So werden pummelige Hausfrauen mit Küchenschürzen normalerweise nicht mit den bizarren Praktiken des Sex-Marktes assoziiert.
Die Musik indiziert die ganze Zeit über fröhliche Harmlosigkeit. Die steht im Kontrast zum Job der Frau. Vorgeführt und auf die Spitze getrieben wird die optimale Effizienz der wirklich guten Hausfrau. Sie schlägt, so oft es geht, zwei Fliegen mit einer Klappe.
Die Selbstverständlichkeit der Integration von Telefonsex in die Familiennormalität erscheint als Provokation. Es wird zur Inferenz eingeladen, dass die Integration des Sexmarktes in unsere Alltagswelt eine Provokation ist. Man kann die Parallelisierung, die der Sketch betreibt, im eigenen Alltag weiter beobachten.
Das Ganze ist in den Rahmen des Informationsdienstes des Arbeitsamtes gestellt, ein Garant für Normalität. Diese Normalitätsunterstellung wird auf Telefonsex ausgedehnt und dadurch als absurd perspektiviert. Darin liegt die hauptsächliche Stoßrichtung des kritischen Potenzials des Sketches. Die Kritik wird aber lediglich evoziert. Komik arbeitet mit Anspielung und Evokation (Kotthoff 1998). Sie verlässt sich auf Inferenzen. Assoziationsfelder, die in der Komik aufeinander bezogen werden, sollen in der Rezeption vervollständigt werden. Die Komik des Sketches arbeitet mit Rahmenverdoppelung und der Bisoziation der Rahmen von Hausfrauentätigkeit und Telefonsex;

diese Doppelperspektivisierung müssen Zuschauer/innen nachvollziehen. Sie müssen nicht bis zur kritischen Erkenntnis dessen gehen, wie omnipräsent die sexuelle Dienstleistung von Frauen in unserer Gesellschaft ist. Es bleibt implizit, wie weit die Perspektivisierung reicht.

Die Machart entspricht der einer schlechten Werbesendung. Arbeitsämter können sich teure Werbung ja auch gar nicht leisten. Hier wirbt die ganze Familie für den Job der Mutter. Im Stil der Werbung der siebziger Jahre wird noch direkt in die Kamera gesprochen und die Vater-Mutter-Kind-Familie gibt den optimalen Repräsentanten der geordneten Welt ab. Die Abgründe dieser Ordnung werden vorgeführt.

Der Sohn blickt in Zeile 6 direkt in die Kamera und spricht mit einem fröhlichen Singsang. Alle freuen sich über den Anruf des Kunden. Sohnemann springt der Mutter und ihrem Service mit einer Vokabelliste zur Hilfe. Die Mutter bringt das Vokabular, das Pornofilmen entstammt, zum Einsatz. Sie weiß es somit optimal für ihre Dienste zu nutzen, dass der spätpubertäre Sohnemann sich mit dem obszönen Wortschatz auskennt.

In Zeile 27 und 28 spricht sie direkt in die Kamera. Es geht ihr nur um die Vereinbarkeit von Job und Haushalt:

27 Mutter: (spricht in die Kamera) anfangs hatte ich sorge. haushalt und
28 beruf. würde ich das schaffen? aber die Praxis zeigt, ES GEHT.

Der Sketch setzt die Zuhörerschaft auf eine inferentielle Fährte. Wie weit diese die Fährte tatsächlich entlangläuft, ist ungewiss und bleibt zukünftigen Rezeptionsstudien vorbehalten. Sicher kann man den Sketch auch ganz einfach goutieren, indem man zentral die Parodie der Typen, die Parallelisierungen und die damit bewirkten Normenbrüche wahrnimmt. Man muss nicht zu kritischer Erkenntnis über die Pornographisierung des Alltags vorstoßen.

Während in den beiden bislang präsentierten Sketchen die Komik an der Verletzung von Rollen- und Situationserwartungen aufgehängt wird, die für verschiedene Kontraste ausgebeutet wird, gibt es andere Sketche, die primär die Performanz bestimmter weiblicher Typen komisch überzeichnen. Hier wird herkömmliches doing gender eines bestimmten weiblichen Typus und seines Milieus karikiert.

*Positive Grundspannung*

Die Assistentin (Maren Kroymann) sitzt auf einem Barhocker, modisch gekleidet mit kurzem Rock. Sie hält fast die0 ganze Zeit über den Kopf schräg, lächelt in die Kamera und greift sich dauernd in die locker fallenden, langen Haare.
Aus: Nachtschwester Kroymann. Radio Bremen 1993

und ich kann eigentlich sagen:,
↑ja:, ich arbeite eigentlich lieber mit männern als mit frauen (hehe)
weil, es ist da immer (-) ja, ürgendwo so ne (-) positive grundspannung.
(-) ja:: und diskriminiert worden bin ich noch ↑nie,
ich muss dazu sagen, ich hab ↑nur männliche kollegen,
die sind UNHEIMLICH nett zu mir,
wenn ich was nicht weiß, dann helfen die sofo(h)rt?
h:: ich werd (-) eingeladen, (- -) also wirklich auch in sch(h)öne restaurants,
(Lachen aus dem Publikum)
u::nd, ja, ich sag mir, ja, warum nich.
ich mach ja auch ne gute arbeit. (-)
ja, mein chef, der is auch also unheimlich froh,
dass er mich hat, weil er sagt,
die stimmung is einfach VIE:L besser,
wenn ne frau in der nähe ist.
die männer reißen sich dann mehr zusammen,
und dann is auch die arbeit besser.
von daher kann ich also sagen,
frauen haben echt ne gute chance bei uns in der f(h)irma (he)
↓also natürlich nicht alle frauen.
also man muss schon n bisschen (-) STIL haben. ne?
ich habe ne kollegin in ner andern abteilung,
die hat immer solche (-) weiten hosen an mit hochwasser,
und dann so k(h)omische stiefel (hh)
ich versteh nich, wie man heutzutag als frau noch so (hh)
naja gut also. es GIBT DOCH WIRKLICH SCHÖNE LÄDEN.
↑es muss ja auch nich teuer sein. ich mein,
man kann ja auch bestellen,
über die freundin, oder die brigitte,
(Lachen aus dem Publikum)
ja, es is eben auch so,
dass es immer wieder frauen gibt,
die sich diskriminiert fühlen,
und ich muss einfach mal sagen,
das sind oft eben solche frauen,
(-) die einfach nicht besonders gut aussehen,
und sich dann was zurechtlegen,
damit sie klarkommen mit=m leben. also (-)
ich kann einfach sagen, ich bin also noch nie diskriminiert worden
(Lachen aus dem Publikum)

41 und (-) ich hab auch, ja, ich wird geACHTet
42 also nicht nur beruflich,
43 sondern auch (-) als ganzes, (streicht an ihrem Körper herunter)
44 (Lachen aus dem Publikum)
45 natürlich, ich meine, so, männer, die spricht es sehr an,
46 wenn man n sinn für ästhetik hat.
47 (hhh) also (he) und das ist bei m(h)ir einf(h)ach der fall,
48 also ich hab n unheimlich intensives verhältnis zur mode?
49 ich geh gerne klamotten kaufen,
50 u:::nd zieh die auch gerne an, (he)
51 und ich zeig auch gern meinen k(h)örper,
52 ich find auch, dass ich=n schönen k(h)örper hab,
53 u:::nd ich weiß auch nicht, was daran schl(h)echt s(h)ein soll?
54 ja::: komm ich irgendwie unheimlich gut klar,
55 natürlich. ich mein, es gibt auch manchmal so situationen,
56 wo dann jemand, sagen wir mal,
57 die hand in der erregung irgendwohin legt, gell?
58 aber da muss ich einfach sagen,
59 es gibt wi:rk.lich. ↑schlimmeres.
60 also ICH muss in meinem job als assistentin
61 wirklich (-) schwierigere situationen meistern.
62 deswegen ham die mich ja eingestellt.
63 weil ich so flexibel bin.
64 u:nd (-) also wenn zum beispiel mein chef das macht,
65 dann sag ich einfach,
66 wie wärs mit ner gehaltserhöhung?
67 also das ist einfach das
68 was ich unter kreativ und flexibel verstehe.
69 (Lachen und Klatschen aus dem Publikum)
70 es is irgendwie ja auch n kompliment,
71 man kann wirklich aus jeder situation was positives machen.
72 ist sowieso meine devise.
73 nee also, ich komm gut klar.

Der Sketch arbeitet hauptsächlich mit Verfahren stilistischer Übertreibung und vieler Momente der Selbstdarstellung, die Robin Lakoff (1973) und Nancy Henley (1977) vor ca. 30 Jahren als typisch für weibliche Sprechweisen und Körpersprache beschrieben haben. Dazu gehört das ständige sich in die Haare greifen, die schräge Blickrichtung, die raumsparende, überkreuzte Beinhaltung beim Sitzen auf dem Barhocker, die vielen Vagheitsadverbien wie „irgendwie“ und „eigentlich“ sowie das lächelnde Sprechen.

1 und ich kann eigentlich sagen:,
2 ja:, ich arbeite eigentlich lieber mit männern als mit frauen (hehe)

3 weil, es ist da immer (-) ja, irgendwo so ne (-) positive grundspannung.

Die Assistentin verkauft auch ihre Identifikation mit den männlichen Chefs als großes Verdienst. Sie betreibt genau die Aufwertung persönlicher Annäherungsmomente, wie Einladungen ins Restaurant, die Erving Goffman in „The arrangement between the sexes" (1977) als typisch für die Machtkonstellation der Geschlechter in der Arbeitswelt beschrieben hat. Goffman hebt hervor, dass statushohe Männer ihre Arbeitsbeziehungen zu den untergebenen Frauen punktuell als privat rahmen können, indem sie Elemente des Hofierens oder der väterlichen Unterstützung zu erkennen geben. Diese können sie beliebig wieder entziehen. Die Assistentin rechnet sich die private Rahmung, die sie am Arbeitsplatz erfährt, als Leistung an.

5 ich muss dazu sagen, ich hab nur männliche kollegen,
6 die sind UNHEIMLICH nett zu mir,
7 wenn ich was nicht weiß, dann helfen die sofo:rt?
8 h:: ich werd (-) eingeladen, (- -) also wirklich auch in sch(h)öne restaurants,

Ganz in Analogie zum Frauenbild der Massenmedien definiert sich die Assistentin über ihren den Normen genügenden Körper und seine Gestaltung. Dazu gehört auch die Abwertung von Frauen, die diesen Standards der Körperpolitik weniger genügen.

20 ↓also natürlich nicht alle frauen.
21 also man muss schon n bisschen (-) STIL haben. ne?
22 ich habe ne kollegin in ner andern abteilung,
23 die hat immer solche (-) weiten hosen an mit hochwasser,
24 und dann so k(h)omische stiefel (hh)

Wenn die Rede auf jene Frauen kommt, deren Inszenierung von Weiblichkeit weniger gelungen ist als die eigene, verliert die Assistentin schlagartig ihre Nettigkeit. Es wird klar, dass sie innerhalb ihrer Geschlechtsklasse eine Distinktion betreibt, die einer möglichen Solidarität von Frauen in der Arbeitswelt sofort jede Chance nimmt.
Schließlich und endlich wird deutlich, dass ihre Aussage: „Diskriminiert worden bin ich noch nie" vor allem deshalb stimmt, weil sie ihre Diskriminierung (und die ihrer Kolleginnen) gekonnt selbst erledigt.

*Ricky's Pop-Sofa*

Bevor ich anhand eines kurzen Ausschnitts aus „Ricky's Pop-Sofa" weitere theatralische Verfahren der Hypertypisierung zeige, kurz etwas zur Schauspielerin Anke Engelke und zum Satire-Magazin „Die Wochenshow", das auf Sat 1 gesendet wurde: Das Team im Hintergrund bestand aus etwa 30 Personen. Die 45 Minuten der Sendung sind in unterschiedliche Sketche unterteilt, die teils im Studio und teils außen gedreht wurden. Diese sind alle seriell, kommen aber nicht unbedingt in jeder Sendung vor. Es wird aber auf den serientypischen Wiedererkennungseffekt gesetzt.

Bei der Generalprobe der Studio-Sketche am Freitagabend ist Publikum anwesend. Immer begrüßt Anchorman Ingolf Lück die Zuschauer/innen und beginnt die Nachrichtenvorschau. Zum festen Sketch-Repertoire der Sendung gehörten z. B. Persiflagen auf Umfragen, witzige Textkolportagen für Politiker, Bastian Pastewkas „Sex-TV", in dem er sich als verklemmter Moderator Brisko Schneider allwöchentlich an die „lieben Liebenden" wendete. Als Quell-Diskurs sind verschiedene Erotik-Talkshows der Privatsender leicht ausmachbar. Meist parodierte ein anderes Team-Mitglied einen Gesprächspartner.

Zu Anke Engelkes Figuren gehörte die naivelnde Ricky mit dem Pop-Sofa, eine auf blonde Dummchen-Mieze gemachte Wetteransagerin, die stark Ruhrdeutsch spricht, die Psychotherapeutin Frau Dr. Benölken mit ihrer „Therapeutek", die ihre Klienten gnadenlos ausbeutet, die Ansagerin witziger Nachrichten, die bekenntnisstarke Lesbe Petra in der Emotions-Talk-Show-Runde, eine übereifrige Reporterin, eine schnoddrige Ruhrpott-Hausfrau in Tigerleggins, eine für Schnellgerichte namens „Mamifix" werbende Hausfrau und eine für „Tiere suchen Menschen" werbende bigotte Moderatorin, die für ihre gesamte Sprechzeit ohne Rücksicht auf Stimmigkeit mit den Inhalten eine hyperenthusiastische Intonation durchhält. Jede dieser Rollen wird auf mehreren Ebenen überzeichnet.

Werfen wir einen Blick auf Ricky: Engelke spielt eine girlie-Moderatorin, die eine Parodie auf Ricarda Wältken, die Ex-Rapperin der Gruppe TicTacToe darstellt – und vor allem das hilflose Gestammel der Video-Clip-Sender MTV und VIVA auf die Schippe nimmt. Man muss Ricarda Wältken als Parodie-Vorlage überhaupt nicht identifizieren können, um den Sketch goutieren

zu können. Es reicht völlig, dass der Typus des girlie erkennbar wird. Nach Aussagen von Engelke hatte sich die Figur schnell von der Vorlage entfernt. Ricky steht in verklemmt-verkrampfter Positur im Plastikminirock da, an dem sie ständig herumzupft, trägt hohen Plateausohlen, näselt extrem und gibt stereotyp-Jugendsprachliches von sich, etwa „e::::y Leute, super dass Du eingeschaltet hast." Die Begrüßung des Publikums ist immer sehr ähnlich. Der Pop-Sofa-Sketch beginnt stets mit einem simplen Auftaktsong, in dem Anke Engelke selbst ziemlich unbeholfen mit krächzender Stimme „Po::p Po:::p Po::psofa" singt.
Der Raum um das Sofa ist immer gleich gestaltet: Blümchen und Plüschtiere indizieren ein girlie-Ambiente. Ricky, das unvermeidliche Tattoo der Szene auf der Stirn, gestikuliert die ganze Zeit mit den Armen. Dieses Gestikulieren, ebenso wie ihr wiegendes Stehen mit Wechseln in der Beinhaltung, wirken, als seien sie schlecht einstudiert, eine Anspielung sowohl auf Souveränitätsmängel junger Stars als auch auf die eilige Machart von Popmagazinen, die fürs Proben zu wenig Zeit lassen. Die immer hochgezogenen Schultern, das nervöse Mundzucken, das an manchen Stellen abruptive und in den Details völlig unstimmige Fuchteln mit den Armen (Stichwort Übersprungshandlung) und das dauernde Nesteln am Rock indizieren und ikonisieren die Unsicherheit und Verkrampftheit der sich betont locker gebenden Ricky, weisen damit auf Inkonsistenzen in der Figur und im Typus hin, für den sie steht. Bei Henley (1977) ist eine solche Körpersprache als submissiv beschrieben. Dazu markiert das Gesprochene einen Gegensatz.

Aus: Ricky's Pop-Sofa. SAT 1 1999
(Ricky R, Publikum P, Hauhart H)

1 R: leute, ich hab auch wieder heute ganz krass einen supi gast eingeladen:::,
2 P: ((Lachen aus dem Publikum))
3 R: ja, er hat auch einen so total geilen namen, (-) mal sehen, ob ihr drauf kommt, wers ist.
4 ((1.00))
5 P: ((Lachen aus dem Publikum))
6 R: ja, oder ich geb euch n tip.
7 P: ((Lachen aus dem Publikum))
8 R: also, also, sein na:chname ist wie ein stück von einem fisch, (-) und zwar, ja?
9 kar.pfen.teil, und sein vorname ist wie einer der total hart haut.

10 (- - )
11 hier ist hauhart karpfenteil.
12 ((Klatschen, Lachen und Jubel aus dem Publikum))
((Hauhart Karpfenteil kommt herein))
13 H: hallo ricky. kannst ruhig haui (Howie) zu mir sagen.
14 R: he
15 P: ((Lachen aus dem Publikum))
16 R: hai (-) hau, hau hai,
17 P: [((Lachen aus dem Publikum))
18 R: [hai hai hai
19 H: hOhO[hOhO
20 R: [mann ey, dein name ey, ist ja voll schwer he
21 H: schwer, isch hatte grade abgenommen. he[hehe
22 P: [((Lachen aus dem Publikum))
23 R: hast du abgenommen? (-) wie n telefonhörer oder was?
haste Deine perücke=
24 P: ((Lachen.....
25 R: = abgenommen? oder? haha
26 P: .....))
27 H: nein isch meine mein gewischt.
28 R: gewischt? ach so. hier alles schön feucht auf[gewischt.=
29 P: [((Lachen))
30 [=den ganzen raum hier? super. dann is ja jetzt sauber.=
31 P: [((Lachen.. .....))
32 R: = komm, wir setzen uns einfach hin. hau hart.
33 H: gute idee ricky. prima.
34 R: hau. hörma::l, was ich ja echt voll krass finde, bist ja voll aus afrika,
35 aber du bist ja total weiß.
36 P: ((Lachen))
37 H: isch weiß.
38 P: ((Lachen))
39 R: ja, hab ich doch gesacht, du bist [weiß. ja,
40 P: [((Lachen aus dem Publikum))
41 R: bist Du das schon länger?
42 P: ((Lachen.....))
43 R: aber du warst ja jetzt ganz schön lange ganz weit hinten im zimmer.
44 H: was?
45 R: e::::::h weg vom fenster.
46 P: ((Lachen und Klatschen....
47 H: ja, es ist ja (-) es ist immer so eine geschischte mit
der zeit. ich habe die ganze zeit an
49 .....))
50 meiner karriere gebastelt.
51 R: an deiner karriere gebastelt, so mit kleber und mit schere. [bastel bastel.
52 P: [((Lachen....))
53 R: [und is se fertig geworden, hastse mitgebracht?
54 P: ((Lachen.....))
55 H: [ricky, was ich, was ich damit sagen wollte, isch hab,

ricky ich hab ein paar neue lieder
56 gesch- geschrieben.
57 R: ja, das is natürlich scheiße. was schreibst du lieder. die mußt du SINGEN.
58 kann doch kein mensch hören, wenn Du die schreibst. das bringt natürlich gar nichts, ne?
59 H: mein gott, das werd ich mir merken fürs nächste mal, ricky.
60 R: ja merk Dir das. ob du dir das merken kannst, is ne
61 andere frage. bist ja schon ganz schön alt.
62 P: ((Lachen))
63 R: wie alt bistn du eigentlich?
64 H: ja, ricky, über das alter spricht man nicht. aber ich glaube,
ich könnte deine vater sein.
65 R: echt? WO WARS N DU DIE GANZEN JA::HRE:.
66 WARUM HASTE DICH NICH GEMELDET: SCHEIßE.
67 P: ((Klatschen, Lachen))

Ricky näselt ununterbrochen. Näseln ikonisiert Hochnäsigkeit, die hier so dick aufgetragen ist, dass sie sich von selbst ad absurdum führt.
Der Redestil ist als jugendsprachig völlig überzeichnet. Es finden sich alle Elemente, die in der Forschung als Formen jugendlichen Sprechens aufgelistet wurden (vgl. Androutsopoulos 1998); besonders auffällig sind die Intensivierungsadjektive und -adverbien wie z. B. „ganz krass“, „supi“ (man achte auch auf die Endung), „total geil“, „echt voll krass“, dann die Interjektionen „mann“ und „ey“, das universelle Füllwort für alles Negative „Scheiße“ (Androutsopoulos 1998).
Mit ihrem Suchangebot nach dem „total geilen Namen“ an das Publikum gibt sich Ricky betont kindlich; Erwachsene können in der Regel einschätzen, was jemand erraten kann und was nicht. Im Kind-Muster bleiben auch die Vergleiche, die zur Hilfe angeboten werden und die entscheidenden Bestandteile des Namens schon nennen (einer der total hart haut). Der Name ist eine über phonetische Ähnlichkeit und semantisch witzige Assoziation hergestellte Eindeutschung des Namens Howard Carpendale, für das Publikum unschwer auszumachen. Das Publikum belacht fast jeden Turn dieses Sketches (das ist kein „canned laughter“).
„Hauhart Karpfenteil“ kaut die ganze Zeit Kaugummi und steht im Gegensatz zu ihr betont entspannt da. Er gibt sich sofort intim, indem er ihr seinen Kosenamen Haui anbietet. Ricky demonstriert mit dem Kosenamen, der ja auch

als Vereinfachung gedacht ist, Probleme. Ab Zeile 20 finden sich klassische Wortwitzverfahren, z. B. dasjenige, den Skopus des bewertenden Adjektivs „schwer“ zu verschieben.

20 R: [mann ey, dein name ey, ist ja voll schwer he
21 H: schwer, isch hatte grade abgenommen. he[hehe
22 P: [((Lachen aus dem Publikum))
23 R: hast du abgenommen? (-) wie n telefonhörer oder was?
haste Deine perücke=

Das gleiche Verfahren wird mit dem Partizip „abgenommen“ durchgezogen. Hier ist eine Steigerung der Frechheit zu beobachten, da sie ihm unterstellt, eine Perücke zu tragen.

Verschiedene Verfahren der Komisierung addieren sich zum Gattungsbruch, der darin liegt, dass Stars in der Regel, vor allem im Kommerzfernsehen, im Interview eine positive Selbstdarstellung ermöglicht wird. Das ist hier entschieden nicht der Fall. Hauhart wird peu à peu demontiert. Beide, Ricky und Hauhart, werfen dem Publikum mehrmals genervte Blicke zu und verletzen auch damit demonstrativ die Talkshow-Etikette. Im Wortspiel um „gewischt“ imaginiert Ricky Hauhart vor Publikum in der prestigearmen Haushaltsaktivität des Putzens; auch dies markiert einen Etikette-Bruch im Talk-Show-Bereich.

Ricky stellt in Zeile 34 eine betont dumme Frage. Dann wird auch am Adjektiv „weiß“ ein Wortspiel entfaltet. Die Frage in Zeile 41 indiziert aber nicht nur die Schlichtheit des Rickyschen Geistes, sondern deutet auch die Möglichkeit an, an Hauhart könne einfach alles künstlich sein, eine Wahrnehmungsperspektive, die sie sowieso schon eingeleitet hat.

34 R: hau. hörma::l, was ich ja echt voll krass finde, du bist ja voll aus afrika,
35 aber du bist ja total weiß.
36 P: ((Lachen))
37 H: isch weiß.
38 P: ((Lachen))
39 R: ja, hab ich doch gesacht, du bist [weiß. ja,
40 P: [((Lachen aus dem Publikum))
41 R: bist Du das schon länger?
42 P: ((Lachen.....))

In Zeile 43 finden wir das bereits erwähnte humoristische Verfahren der Me-

taphernauflösung (ganz weit hinten im Zimmer). Genau dies praktiziert sie dann auch noch mit dem Phraseologismus „an der Karriere basteln". In der Imagination der kindlichen Bastel-Tätigkeit wird Hauhart wiederum degradiert.
Hauhart reagiert auf Ricky's Vorschlag, die Lieder zu singen statt zu schreiben, ironisch, kommt aber nicht einmal durch Ironie in die überlegene Position, sondern bekommt ein weiteres Defizit präsentiert. Er ist alt. In Zeile 64 wird der Konjunktiv II des Modalverbs „können" von der allgemeinen Möglichkeit weg zur konkreten Realität umgedeutet. Er könnte ihr Vater sein. Sie schreit ihn empört an. Was immer Hauhart von sich gibt: Er kriegt eins auf den Deckel.
Mit dieser Zunahme an Frechheit entsteht eine Diskrepanz zwischen der unsouveränen Körpersprache der Ricky-Figur und der selbstbewussten Herausforderung an den Star, von dessen Bewunderung sie weit entfernt ist. Hauhart Karpfenteil wird demontiert und damit auch die Art von Talk-Show, die die Stars und Sternchen mühelos in ihr eigenes PR-Managment einpassen können.

*Ne?*
Auch die seit 2000 laufenden One-Woman-Show „Lady-Kracher" (SAT 1) kombiniert Einzel-Sketche. Anke Engelke ist Anchor-Frau, Moderatorin der Show und Hauptdarstellerin in allen Sketchen.
Viele dieser Sketche sind sehr kurz. Manche ähneln von ihrer Struktur her Witzen. Auch der mündlich erzählte Witz arbeitet mit Typeninszenierung über die Evokation treffsicherer Details (Kotthoff 1998). Auch im folgenden Sketch ist der Redestil neben der Gestaltung des Äußeren, der Mimik und der Gestik der ganz auf alternativ gemachten jungen Frau zentral an der Typisierung beteiligt.
Haartracht (viele Zöpfchen im langen Haar), Kleidung (fransig) und Kosmetik der Frau (starkes Augen-Make-up) entsprechen dem alternativen „Look".
Die Frau spricht das Publikum mit einer sehr tiefen Stimme direkt an.

Aus: Lady-Kracher. SAT 1 2002

1 stefan, zum bespiel
2 ((Lachen))
3 kann ich mir gar nicht merken. (1.0)
4 ((Lachen))

5 oder björn.
6 jürgen ist auch schwierig. (-) ne?
7 und frauennamen kann ich mir GAR nich merken.
8 petra. (-) oder (-) PAula. (-) oder lisa. (-) ne? (-)
9 und doppelnamen sind der totaALe horror. (-) ne?
10 kai-hendrik (-) vergess ich ständig.
11 und was ich mir nie merken konnte is (-) ralf-günter. (-)
12 ne? (-) aber so heisst ja auch keiner.
13 ((Lachen))
14 ne?

Die fortlaufende Absurdität besteht darin, dass die „Alternative" Namen nennt, die sie sich nicht merken kann, ein Widerspruch in sich.
In ihrem Sprechstil fällt das dauernde, nachgestellte Fragepartikel „ne?" auf. Die Protagonistin versichert sich laufend der Zustimmung eines fiktiven Partners. Die englische Konversationsanalytikerin Gail Jefferson (1985) hat nach einem Deutschlandaufenthalt einen leicht ironischen Aufsatz zum „abscheulichen ne?" (the abomanible „ne") geschrieben und meint damit genau dieses „ne", das uns Engelke hier vorführt. Es erheischt noch Zustimmung, wenn finale Intonation und kurze Pause längst das Ende der Äußerung signalisiert haben. Es kommt erst, wenn man schon nicht mehr damit rechnet.

In all diesen Sketchen greifen verschiedene Strategien des Komischen ineinander.
Hypertypisierung ist ein zentrales Verfahren performativer Komik. An ihr sind viele Stilisierungsverfahren beteiligt, die zunächst einen Wiedererkennungseffekt auslösen müssen. Die Tatsache, dass solche Überzeichnungen von Bekanntem komisch wirken, hat mit dem von Henri Bergson (1900) beschriebenen Mechanisierungseffekt zu tun.
Unsere Bilder von Männlichkeiten und Weiblichkeiten unterliegen auch im Alltag schon einer Typisierung. An diese kann Komik anknüpfen und sie bis zur Karikatur überdehnen. Auch für viele männliche Komiker wie Gerhard Polt, Matthias Richling oder Kaya Yanar ist die über Rede- und Verhaltensstile bewirkte Hypertypisierung, z. B. als bayrisches Urgestein oder schwäbisches Hausväterle oder deutsch-türkischer Disco-Macker, sozusagen die Ausgangsbasis der sich entfaltenden Komik. Daran schließen sich andere Witztechniken an.

Diese Verfahren der Komik, die ich jetzt in ihrer Verschränkung beleuchtet habe, Stilisierung, Typisierung, Pointensetzung und Rahmungsbrüche, haben mit gender nichts zu tun. Spiele mit treffenden Details und Redestilen, Rahmenbrüchen, Pointen und dauernde Perspektivenverschiebungen sind als Komisierungsstrategien allgegenwärtig. Sie standen nur bislang selten im Dienste der Komisierung patriarchaler Normalität. Das ist das Neue.
Gender spielt in diesen fünf Sketchen eine ganz unterschiedliche Rolle. In den ersten beiden Sketchen von Maren Kroymann und Hella von Sinnen werden Frauentypen inszeniert, die völlig aus der Rolle fallen. Die Sketche demaskieren Realitätsausschnitte, mit denen Frauen im Alltag sehr zu kämpfen haben. Im Sketch hingegen ist alles ganz leicht. Frau macht aus jeder Zumutung das Beste.
Im dritten Sketch entlarvt sich die Protagonistin als eine, die ihre Anpassung an herrschende Verhältnisse gezielt verfolgt und sich als besondere Leistung anrechnet. Treffende, redestilistische Details spielen dabei eine herausgehobene Rolle. Rickys Pop-Sofa karikiert die Popwelt mit ihren Sternchen und alternden Stars, denen das Abtreten von der Bühne schwer fällt. Die kindliche Ricky, auf der Verhaltensebene ganz das unsichere girlie, lässt sich nichts gefallen und ergreift jede Chance, einen Wortwitz gegen Hauhart zu kehren. Sie ist es, die hart haut. Der letzte Sketch setzt ganz auf die Hypertypisierung eines Szene-Mädchens, auf die Komik eines „ne?"-Ticks und die Unlogik der Behauptung, sie könne sich just die Namen nicht merken, die sie gerade sagt. Dieser Sketch liegt eher im Bereich von Blödel-Komik als im Bereich von Karikatur, da er keine weitergehende kritische Tendenz mittransportiert.

Komikerinnen repräsentieren heute eine große Bandbreite an Stilen, Inhalten und Verfahren. Einen kleinen Ausschnitt aus diesem Spektrum habe ich vorgestellt.
Alle erzeugen mittels vielfacher Überzeichnung der Figuren und der Situation eine Perspektive, unter der bestimmte Normalitäten absurd erscheinen. Es wird zum Lachen über Klischees eingeladen, die dadurch überwindbar erscheinen.
Nicht unerwähnt lassen möchte ich, dass auch männliche Komiker ab und

an die Auswüchse von Geschlechterrollen und Sexualpolitik behandeln, z. B. Bastian Pastewka alias Brisko Schneider mit „Sex-TV“ oder Georg Schramm als cooler Lebemann, der sich im weißen Anzug auf einem weißen Sofa räkelt, das Anliegen der Emanzipation der Frau sowieso verstanden hat und so selbstverständlich findet, dass es keiner Erwähnung mehr bedarf (in: „Scheibenwischer“). Wir kennen den Trick.

Psychoanalytiker und -therapeut/inn/en halten Humor für ein Verfahren der Stressbewältigung. Gender stellt einen Stressfaktor dar, und wir haben zunehmend das Bedürfnis, diesen Stress im Lachen zu bewältigen.

**Anmerkungen**

1) Ich ziehe den Begriff der Scherzkommunikation dem des Humors vor, da Humor sich im Alltagsverständnis auf psychische Qualitäten bezieht. Hier geht es jedoch um die kommunikative Dimension.
2) Durch die Studenten- und Frauenbewegung hat sich bzgl. des Ausagierens von Statusordnungen in den letzten 30 Jahren einiges geändert; siehe hierzu Holmes (2000).
3) Das gesprächsanalytische Transkriptionssystem ist angelehnt an GAT (Selting et al 1998).

**Tanskriptionsnotationen**

Gesprächsanalytische Basiskonventionen der Transkription:

| | |
|---|---|
| (-) | kurze Pause |
| (- -) | längere Pause (weniger als eine halbe Sekunde) |
| (1.0) | Pausen von einer Sekunde und länger |
| ..[.... | |
| ..[.... | der Text in den untereinanderstehenden Klammern überlappt sich |
| ..[[... | Mehrfachüberlappung verschiedener Sprecher/innen |
| = | ununterbrochenes Sprechen |
| hahaha | lautes Lachen |
| hehehe | schwaches Lachen |
| hohoho | dunkles Lachen, den Vokalen der Umgebung angepasst |
| (`h) | hörbares Ein- oder Ausatmen |
| (h) | integrierter Lachlaut |
| : | Lautlängung |
| ? | steigende Intonation |
| , | kontinuierliche bis leicht steigende Intonation |
| . | fallende Intonation |
| ; | leicht fallende Intonation |
| °blabla° | leiser gesprochen als Umgebung |
| COME ON | Emphaseintonation (lauter und höher) |

| | |
|---|---|
| ↑ | hoher Ansatz bei einem einzelnen Wort |
| | Tonsprung nach oben, Tonabfall noch im Wort |
| ↓ | Tonsprung nach unten |
| ((liest)) | Kommentar zum Nonverbalen |
| <((staccato))> | Wort für Wort |
| <((affektiert))> | impressionistische Kommentare unter der Zeile |

**Literatur**

Alberts, J . K. (1992): Teasing and Sexual Harassment: Double-Bind Communication in the Workplace. In: Perry, Linda A. M. et al. (Eds.): Constructing and Reconstructing Gender. State University of New York Press, New York, 185-197.

Androutsopoulos, Jannis K. (1998): Deutsche Jugendsprache. Untersuchungen zu ihren Strukturen und Funktionen. Lang (Variolingua 6), Frankfurt a. M.

Apte, Mahadev L. (1985): Humor and Laughter: An Anthropological Approach. Cornell University Press, Ithaca/London.

Bakhtin, Mikhail (1968): Rabelais and His World. MIT Press, Cambridge, MA.

Barreca, Regine (1991): They used to call me Snow White ... but I drifted. Women's strategic use of humor. Penguin, New York.

Bergson, Henri (1900) [1988]: Le Rire. Essai sur la Signification du Comique. (dt.: Ders. (1988): Das Lachen. Ein Essay über die Bedeutung des Komischen. Luchterhand, Darmstadt).

Branner, Rebecca (2003): Scherzkommunikation unter Mädchen. Peter Lang, Frankfurt a. M.

Coser, Rose L. (1960): Laughter among colleagues. Psychiatry 23, 81-95.

Crawford, Mary (1995): Talking Difference. On Gender and Language. Sage, London.

Dimpfl, Monika (1996): Immer veränderlich. Liesl Karlstadt (1892-1960). A1 Verlag, München.

Deppermann, Arnulf / Schmidt, Axel (2001a): Hauptsache Spaß – Zur Eigenart der Unterhaltungskultur Jugendlicher. In: Der Deutschunterricht 6, 27-38.

Deppermann, Arnulf / Schmidt, Axel (2001b): 'Dissen': Eine interaktive Praktik zur Verhandlung von Charakter und Status in Peer-Groups männlicher Jugendlicher. In: Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 62, 79-98.

Drew, Paul (1987): Po-faced Receipts of Teases. In: Linguistics 25, 219-253.

Dundes, Alan / Leach, Jerry W. / Özkök, Bora (1972): The strategy of Turkish boys' verbal dueling rhymes. In: Gumperz, John / Hymes, Dell (Eds.): Directions in sociolinguistics. Holt, Rinehart and Winston, New York, 130-160.

Dupréel, Emile (1928): Le Problème Sociologique de Rire. In: Revue Philosophique 106, 213-260.

Fine, Gary A (1990): With the Boys. Little League Baseball and Preadolescent Culture. University of Chicago Press, Chicago.

Finney, Gail (1994): Look Who's Laughing. Gender and Comedy. Gordon & Breach, Langhorne, PA.

Folb, Edith (1980): Runnin' down some lines. The language and culture of black teenagers. Harvard University Press, Cambridge, MA.

Freud, Sigmund (1905) [1985]: Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten. Fischer, Frankfurt a. M.

Garfinkel, Harold (1967): Studies in Ethnomethodology. Prentice Hall, Englewood Cliffs, NY.

Goffman, Erving (1967): Interaction Ritual. Doubleday, Garden City, NY.

Goffman, Erving (1977): The arrangement between the sexes. In: Theory and Society 4: 301-331. (dt. in: Ders. (1994): Interaktion und Geschlecht (hrsg. von Hubert Knoblauch). Frankfurt, Campus, 105-158).

Gossen, Gary (1976): Verbal duelling in Chamula. In: Kirshenblatt-Gimblett, Barbara (Ed.): Speech play. University of Pennsylvania Press, Philadelphia, 21-46.
Günthner, Susanne (1996): Zwischen Scherz und Schmerz. Zur kommunikativen Konstruktion von Frotzeleien. In: Kotthoff, Helga (Hrsg.): Scherzkommunikation. Beiträge aus der empirischen Gesprächsforschung. Westdeutscher Verlag, Opladen, 81-109.
Henley, Nancy (1977): Body Politics: Power, sex and nonverbal communication. Prentice-Hall, Eglewood Cliffs, N.J.
Holmes, Janet (2000): Politeness, power and provocation: how humour functions in the workplace. In: Discourse Studies 2, 2, 159-185.
Jefferson, Gail (1985): An Exercise in the Transcription and Analysis of Laughter. In: van Dijk, Teun A. (Ed.): Handbook of Discourse Analysis. Academic Press, London, Vol. 3, 25-34.
Jenkins, Mercilee (1988) [1996]: Was ist daran so lustig? Scherze unter Frauen. In: Kotthoff, Helga (Hrsg.): Das Gelächter der Geschlechter. Universitätsverlag, Konstanz, 43-61.
Koestler, Arthur (1964): The Act of Creation. Hutchinson, London.
Kotthoff, Helga (1988) [1996]: Vom Lächeln der Mona Lisa zum Lachen der Hyänen. In: Kotthoff, Helga (Hrsg.): Das Gelächter der Geschlechter. Universitätsverlag, Konstanz, 121-165.
Kotthoff, Helga (1995): Verbal Duelling in Caucasian Georgia. In: Quasthoff, Uta (Hrsg.): Aspects of Orality. De Gruyter, Berlin/New York, 112-137.
Kotthoff, Helga (1996): Impoliteness and Conversational Joking: On Relational Politics. In: Folia Linguistica XXX/3-4, 299-327.
Kotthoff, Helga (1998): Spaß Verstehen. Zur Pragmatik von konversationellem Humor. Niemeyer, Tübingen.
Kotthoff, Helga (2000): Gender and Joking. On the Complexities of Women's Image Politics in Humorous Narratives. In: Journal of Pragmatics 32, 55-80.
Kotthoff, Helga (2003): Lachkulturen heute. Humor im Gespräch. In: Klingler, Walter et al. (Hrsg.): Humor in den Medien. Nomos, Baden-Baden, 45-75.
Lakoff, Robin (1973): Language and Women's Place. In: Language in Society 2, 45-79.
Labov, William (1972): Rules for Ritual Insults. In: Language in the inner city. University of Pennsylvania Press, Philadelphia, 297-353.
Legman, Gershon (1968): Rationale of a Dirty Joke. Jupiter Books/Panther Books, London.
McGhee, Paul E. (1979): The Role of Laughter and Humor in Growing up Female. In: Kopp, Claire (Ed.): Becoming Female. Plenum Press, New York, 199-209.
Mulkay, Michael (1988): On Humour. Polity Press, Cambridge.
Nietz, Mary (1980): Humor, hierarchy, and the changing status of women. In: Psychiatry 43, 211-223.
Painter, Dorothy S. (1988) [1996]: Lesbischer Humor als Normalisierungsverfahren. In: Kotthoff, Helga (Hrsg.): Das Gelächter der Geschlechter. Universitätsverlag, Konstanz, 83-97.
Plessner, Helmuth (1941) [1961]: Lachen und Weinen. Eine Untersuchung nach den Grenzen menschlichen Verhaltens. Francke, Bonn/München.
Schütte, Wilfried (1991): Scherzkommunikation unter Orchestermusikern. Niemeyer, Tübingen.
Schwitalla, Johannes (1995): Kommunikative Stilistik zweier sozialer Welten in Mannheim-Vogelstang. In: Kommunikation in der Stadt, Bd. 4. de Gruyter, Berlin/New York.
Selting, Margret et al. (1998): Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem. In: Linguistische Berichte 173, 91-122.
Spradley, James P. / Mann, Brenda (1973): The cocktail waitress. John Wiley & Sons, New York.
Straehle, Carolyn A. (1993): „Samuel?" „Yes, Dear?": Teasing and Conversational Rapport. In:

Tannen, Deborah (Ed.): Framing in Discourse. Oxford University Press, New York/Oxford, 210-229.
Streeck, Juergen (1988) [1996]: Seniorinnengelächter. In: Kotthoff, Helga (Hrsg.): Das Gelächter der Geschlechter. Universitätsverlag, Konstanz, 61-83.
Tertilt, Herrmann (1997): Turkish Power Boys. Suhrkamp, Frankfurt a. M.
Walker, Nancy (1988): A Very Serious Thing. Women's Humor and American Culture. University of Minnesota Press, Minneapolis, MN.
Wurzenberger, Gerda (2002): Gesucht: Woody, weiblich. Folio der Neuen Zürcher Zeitung, November, 64.
Zijdervelt, Anton C. (1976): Humor und Gesellschaft. Styria, Graz.

Ingelore Oomen-Welke

# Sexus und Genus in den Sprachen

Wer über Sprache nachdenkt, kommt irgendwann zu der Frage, ob das natürliche, also das biologische Geschlecht – *Sexus* – und das sog. „grammatische Geschlecht" – Genus – miteinander zu tun haben: Gibt es Genus in Abhängigkeit von Sexus, und wie kommt es zum Genus für nicht geschlechtsbestimmte Sachen? Dem Laien scheint einsichtig, dass die Sachen in der Welt in solche mit biologischem Geschlecht und solche ohne Geschlecht geschieden werden, und manche finden es einleuchtend, dass mittels der Artikel das biologische Geschlecht metaphorisch auf anderes, Geschlechtsloses übertragen werde.

Wird das auch mit fachlichem Blick so gesehen? In diesem Beitrag sollen sprachwissenschaftliche Antworten auf die Frage nach dem Zusammenhang von Genus und Sexus dargestellt werden, es sollen in aller Kürze historische und systematische Grundlagen erklärt werden, die Aufmerksamkeit richtet sich zum Vergleich auf einige andere Sprachen. Zum Schluss werden die Ergebnisse diskutiert, die m. E. jedoch nicht so eindeutig sind, wie manche Sprachwissenschafter/innen meinen. Der Fokus der Auseinandersetzung bleibt auf dem grammatischen Bereich, auch wenn am Rande auch der Sprachgebrauch thematisiert wird.

## Genus und Sexus in Vorstellungen der Sprachwissenschaft

Schon seit der Antike wird über den Zusammenhang von biologischem Geschlecht und grammatischem Genus spekuliert und auch gewitzelt (Leiss 2001), mit dem Entstehen der historischen Sprachforschung in Deutschland bekam die Frage Schwung. Als Vater einer aus Sicht der heutigen Linguistik überholten Theorie wird vor allem *Jakob Grimm* ausgemacht. In der jungen deutschen Sprachwissenschaft sind Hypothesen von Jakob Grimm überliefert, die dem Zeitgeist entsprechend weltanschaulich aufgeladen sind. Wie Humboldt wollte Grimm die sprachliche Form in Beziehung zur Bedeutung bringen und unterstellte daher eine genetische Einheit von Sexus und Genus (Deutsche Grammatik 1831).

Hadumod Bußmann (1995) fasst dies folgendermaßen zusammen:
„So vermutet Johann Gottfried HERDER 1772 in seiner Schrift ‚Über den Ursprung der Sprache', daß das grammatische Genus unbelebter oder gar abstrakter Substantive sich der mythischen Phantasie (wilder) Urvölker verdanke, die diese totale Beseelung der unbelebten Natur hinsichtlich Weiblichkeit und Männlichkeit hervorgebracht habe. Die in diesem Zusammenhang später von Jakob GRIMM (1831) postulierte Reihenfolge der Entstehung geht vom Maskulinum als dem ‚lebendigsten, kräftigsten und ursprünglichsten' aus, klassifiziert das Femininum als das ‚spätere, kleinere, weichere, stillere, das leidende, empfangende' und das Neutrum als eine Mischung männlicher und weiblicher Kennzeichen. Analog zu dieser auf naive Weise die gängige Bewertung der sozialen Rangordnung widerspiegelnde Abfolge werden den beiden zentralen Genera in antithetischem Kontrast sogenannte natürliche sexusspezifische Eigenschaften zugeordnet, wobei dem Femininum jeweils das entsprechend markierte Negativbild des Männlichen zu entsprechen hat", soweit Bußmann.
Auch Elisabeth Leiss (2001) befasst sich mit den sexusbasierten Erklärungen Jakob Grimms: „Die *Hand* ist seiner Auffassung nach weiblich, weil sie kleiner ist als der Fuß. Außerdem sei die Hand eher passiv und empfangend, der Fuß dagegen aktiv. Passivität, geringe Größe und feminines Genus auf der einen Seite, auf der anderen Seite Aktivität, Größe und maskulines Genus scheinen wie selbstverständlich zusammenzugehören. Eine Erklärung erübrigte sich zu einer Zeit, in der Frauen unter allgemeinem Konsens als passiv und Männer als aktiv charakterisiert wurden. Im dritten Band seiner ‚Deutschen Grammatik' findet Grimm für fast alle dort erwähnten Substantive eine vergleichbare sexusbasierte Erklärung. Die Grundidee dabei ist, daß in sprachhistorischer Hinsicht die Kategorie Sexus dem ‚grammatischen Geschlecht' vorausgegangen sei. Unsere ‚primitiven Vorfahren' waren nach dieser Auffassung mit einer solch großen poetischen Imaginationskraft ausgestattet, daß sie die gesamte sie umgebende Welt sexualisiert hätten. Nach Grimms Auffassung liegt sozusagen ein gigantischer Metaphorisierungsprozeß vor. Es ist in Reliktform diese Theorie, die unter sprachwissenschaftlichen Laien heute noch weit verbreitet ist."
Diese Idee traf den Zeitgeist und wurde populär, so populär, dass rationale

Widerlegungen dagegen keine Chance hatten. Relikte dieser in den Sprachwissenschaften so nicht mehr vertretenen Auffassungen finden wir heute noch in einzelnen Terminologien, z. B. in den Bezeichnungen des Reims als *männlich* bei einsilbigen Reimwörtern oder *weiblich* bei zweisilbigen Reimwörtern. Diese Termini stammen aus der französischen Metrik.
Der Junggrammatiker Brugmann (1889, 1897[1]) hält dem entgegen, dass gerade viele Sprachen von sog. Naturvölkern kein Genus haben, so dass das Argument der kindlichen Psyche nicht wirke. Brugmanns Anliegen war es zu zeigen, dass Genus das Primäre sei, dass (in der Sprache) Sexus von Genus abgeleitet ist, und nicht umgekehrt Genus von Sexus, wie Grimm angenommen hatte. Die Kategorie Genus hatte nach Brugmann spezifische *grammatische* Funktionen, die in keinerlei Verbindung zu Sexus standen. Erst sekundär wurden nach Brugmanns Auffassung spezifische Genusendungen in Einzelfällen als Feminina im Sinne von Sexus umgedeutet und anschließend übergeneralisiert. Die Entstehungsrichtung, die Brugmann annimmt, ist somit: erst Genus, dann Sexus in der Sprache.

Die Sprachwissenschaft – in Gegensatz zu den immer noch weit verbreiteten Laienmeinungen – geht heute davon aus, dass das Genus in bestimmten Sprachgruppen als formale Kategorie entstanden ist. Diese Formkategorie war in Substantiven enthalten, sie ließ sich daher auch an der Bezeichnung von Lebewesen feststellen. Die heutige, an Lebewesen erinnernde Terminologie bekam sie mit *maskulin, feminin, neutrum* aus dem Lateinischen. Die Terminologie ist sicher eine Ursache der Vermischung von Genus und Sexus. Ein Beleg für die Erklärung als Formkategorie ist der in der Sprachgeschichte zu beobachtende Wechsel des Genus eines Nomens: z. B. *la fourmi* – die Ameise, aus lat. *formica*[2]: Durch Verschleifen der Endung erhielt der Name ein maskulines Genus, wegen des erhaltenen *-ie* wurde *fourmie* später mit femininem Artikel versehen, verlor jedoch das im Femininum gängige *-e*. Und so steht am Ende diese unlogisch erscheinende Form als Ergebnis der Sprachgeschichte.
Der bedeutende Sprachtypologe Greenberg (1963) bringt noch andere Argumente: In vielen Sprachen haben wir Kategoriensysteme, die die Substantive in mehrere Klassen aufteilen. Manche Klassen sind formal, manche auch

semantisch motiviert. Einige australische Sprachen teilen beispielsweise die Substantive so ein:
• alle Substantive, die essbares Fleisch oder essbare Tiere bezeichnen,
• alle Substantive, die Waffen, Werkzeuge oder hölzerne Geräte bezeichnen,
• alle Substantive, die Gemüse bezeichnen,
• alle anderen Substantive.

In unseren Sprachen gibt es semantisch motivierte Pronomina, die z. B. nach lebendig – nicht lebendig oder menschlich – nicht menschlich unterscheiden: jemand – etwas; wer – was? Es gibt also nicht nur Genuseinteilungen als *maskulin, feminin, neutrum*, sondern viele weitere Möglichkeiten.
Ein nicht zu unterschätzender Grund für die große Popularität der Grimmschen Theorie liegt vermutlich darin, dass es heute kaum alternative Antworten auf die Frage gibt, worin der grammatische Inhalt der Kategorie Genus bestehen könnte, falls sich Genus nicht von Sexus ableiten lässt. Darauf hat die Linguistik keine endgültige Antwort. Eine Teilantwort von Leiss (2001) lautet, das Genus sei ungeheuer praktisch bei der Herstellung grammatischer Kongruenz: *meinem schönen neuen Auto* sowie bei pronominaler Wiederaufnahme von in Texten nominal eingeführten Referenten: *der Stuhl – er, das Auto – es, die Milch – sie*.
Sie sieht aber selbst, dass dies praktisch, aber als Erklärung der Entstehung dürftig ist, und meint, den Grund für die Bildung des Genus müsse die Sprachwissenschaft erst noch entdecken.

**Genus und Sexus und Gender – Wörter, Sachen, Vorstellungen**
Auf dem Hintergrund solcher das Gesamtkonzept *Genus* betreffenden Erörterungen soll nun das Formeninventar des Deutschen im Vergleich mit anderen Sprachen, die Genus haben, betrachtet werden. Dabei werden formale und semantisch-funktionale Aspekte zur Sprache kommen.

*Sprache – Sachen*
Zunächst einmal ist eine grundsätzliche Unterscheidung zwischen den Wörtern und den Sachen, die mit ihnen bezeichnet werden können, angebracht.

Die Sachen, die wir mit sprachlichen Ausdrücken bezeichnen, nennen wir Referenten. Lebendige *Referenten* haben (im Alltagsverständnis) einen Sexus, nicht lebendige Referenten nicht. Alle Substantive zur Bezeichnung der Referenten haben im Deutschen ein Genus. In der Darstellung:

*a) Ebene der Referenten / Sachen*

–> lebendig (nicht lebendig)

männlich weiblich Ø (kein Sexus)

*b) Ebene der Sprache*

–> grammatische Sorte

maskulin feminin neutral

Sexus gibt eine universale Kategorie für (höhere) Lebewesen an, Genus eine sprachliche Form. Genus ist eine Einteilungskategorie, es meint sozusagen eine Sorte von Substantiven. *Genus* wird im Sprachunterricht auch als *grammatisches Geschlecht* bezeichnet, was leicht zur Verwechslung der Ebenen führt.

Was bedeutet *Genus* ursprünglich und was heute? Herkunftswörterbücher[3] geben die Auskunft, *genus* komme von lat. *gignere* ‚hervorbringen':

1. Art, Gattung, Sorte
2. ‚grammatisches Geschlecht' von Haupt-, Eigenschafts- und Fürwörtern, aber auch von *Aktiv* und *Passiv* (und *Medium*) als genus verbi.

dt. aus lat. *genus* (gr. γενος), Gesamtheit der Nachkommenschaft, ‚Art, Gattung', verwandt mit dt. *gebären*, mit *Genius*, *Genitiv*, *Ingenieur*, *Natur*, *Nation*, mit *Kind* usw. Abgeleitet sind *generell, Generation, generieren*.

*Geschlecht* hatte im Deutschen primär die Bedeutung von Abstammung,

nach *schlagen* => *ausschlagen*, der Trieb schlägt aus und erzeugt eine neue Pflanze. Diese Bedeutung besteht neben der des ‚biologischen Geschlechts'; beide sind metonymisch verwandt.
Das zeigt: Genus als wissenschaftlicher Terminus hat nicht unbedingt mit Geschlecht/Sexus zu tun! Die Verbindung ist zwar sprachhistorisch richtig, aber sachsystematisch nicht zwingend.

*Zum Genus des Substantivs im Deutschen und zu seiner Kennzeichnung*
Im Deutschen kennen wir drei Genera der Substantive. Die Beispiele nennen Personenbezeichnungen, andere Konkreta sowie Abstrakta.

Genus und Numerus

Singular ↙ ↓ ↘ Plural ↙ ↓ ↘

| maskulin | feminin | neutral | maskulin | feminin | neutral |
|---|---|---|---|---|---|
| *Mann* | *Frau* | *Kind* | *Männer* | *Frauen* | *Kinder* |
| *Ofen* | *Brille* | *Heft* | *Kiefer* | *Kiefern* | *Gerippe* |
| *Kult* | *Härte* | *Geschenk* | *Verluste* | *Gaben* | *Heiligtümer* |

Alle Substantive haben Genera, und nur die Substantive haben ein *festes Genus*, dies sowohl im Singular als auch im Plural. Bei Personenbezeichnungen stimmen in der Regel (und nur in der Regel) Genus und Sexus überein; bei *Kind* allerdings ist der Sexus neutralisiert. *Neutrum* meint ursprünglich *ne-utrum*, also ‚keines von beiden', sollte hier aber wohl eher als ‚entweder – oder' verstanden werden, ‚das eine oder das andere'. Die eigentliche Bezeichnung dafür ist utrum, ‚eines von beiden'. (Anders verhält es sich bei *Mädchen, Fräulein*; hier bewirkt jeweils das Diminutivsuffix -*chen*, -*lein* die Neutralisierung. Darüber und über *das Weib* findet sich eine breite Diskussion in der Literatur.)
Das Genus ist also dem Substantiv inhärent, Laien erkennen oft kein äußerliches Merkmal. Eine anerkannte, zugegebenermaßen ein bisschen umständliche Regelmäßigkeit ist in den 80er Jahren erarbeitet worden[4];

sie erfasst das Genus von etwa 90% der Substantive. Ein Teil der Substantive, das ist bekannt, ist an der Endung/am Suffix zu erkennen, so die mit *-ung, -keit, -schaft* usw., vgl. die Grammatiken. Außerdem scheint die Lautung vor allem am Ende eine Rolle zu spielen: Substantive mit Gaumen-Reibelaut und dentalem Verschlusslaut [xt] oder [çt] sind feminin, wie *Macht, Gicht*, es sei denn, sie bezeichnen Personen wie *Knecht* oder *Wicht*, die maskulin sind. Für andere Reibelaute vor [-t] lässt sich das aber so nicht sagen[5], denn *Kraft, Saft* und *Gift* haben unterschiedliches Genus. Mit großer Wahrscheinlichkeit, so ergeben die statistischen Auszählungen des Wortschatzes, hat ein Substantiv maskulines Genus, wenn am Wortanfang oder am Wortende Konsonantenhäufungen vorkommen: *Strumpf, Sumpf, Kampf, Markt, Dunst*; und auch das Lehnwort *Stress* passt sich problemlos ein. Aber schon das feminine Wort *Angst* belehrt uns, dass diese Regel keine echte sein kann. Phonetische Gegebenheiten spielen beim Genus dann eine Rolle, wenn nichts anderes Vorrang hat. Vorrang haben könnten semantische und soziolinguistische Züge, vgl. das *Weib*, der *Knecht*. Es liegt bei solch komplizierter Lage dem Laien eher nahe zu psychologisieren, wie es auch bei den o. g. Reimbezeichnungen geschieht: maskuline (konsonantenreiche?) Dynamik gegen feminines (vokalreiches?) Gleiten.

Muttersprachler/innen erkennen das Genus eines Substantivs am leichtesten am *Artikel*, den wir mit dem Substantiv verbinden und der dessen Genus übernimmt. Man sagt: Er ist genusbestimmt, aber nicht genusfest. Den drei Genera entsprechen im heutigen Deutsch folgende Artikelformen:

| *Singular* | | | *Plural* | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| der | die | das | die | die | die | definit |
| ein | eine | ein | Ø | Ø | Ø | indefinit |

Während der Artikel im Singular nach den drei Genera diversifiziert wird, ist er im Plural neutralisiert; es gibt nur eine Form.[6] (Selbstverständlich behalten die Substantive im Plural ihr Genus!) Nimmt man die Kasusformen mit in die Übersicht, so ergeben sich für den definiten Artikel die folgenden Formen:

Artikelparadigma

| Kasus | Genus im Singular | | | Plural |
|---|---|---|---|---|
| | maskulin | feminin | neutral | Ø |
| Nominativ | *der* | *die* | *das* | *die* |
| Akkusativ | *den* | *die* | *das* | *die* |
| Dativ | *dem* | *der* | *dem* | *den* |
| Genitiv | *des* | *der* | *des* | *der* |

Rechnerisch ergeben sich sechzehn Artikelformen. Nun tauchen äußerlich gleiche Formen, die aber unterschiedliche grammatische Bedeutung haben, in dieser systematischen Übersicht auf: viermal *der*, viermal *die*, zweimal *dem*, zweimal *des*, zweimal *den*, zweimal *das*. Keine Artikelform ist eindeutig. Im Sprachgebrauch gibt es Kasus, die häufiger und solche, die seltener vorkommen. Besonders häufig sind Nominativ und Akkusativ, selten ist der Genitiv. Das führt dazu, dass *die* im Artikelparadigma das häufigste Vorkommen hat wegen zwei Nominativ- und zwei Akkusativformen. Demgegenüber ist das Vorkommen von *der* geringer, da es nur eine Nominativform, aber zwei Genitivformen sind. Hinzu kommt, dass die Feminina die größte Gruppe der Substantive bilden. Insgesamt führt das dazu, dass in allen Wörterzählungen *die* das überhaupt am häufigsten vorkommende Wort der deutschen Sprache ist. *die* ist also ein Wort, das frequent und quasi omnipräsent ist, das immer mit-wahrgenommen wird. Das Frequenzargument kann bei verschiedenen Schlussfolgerungen und Reflexionen eine Rolle spielen.[7]

*Genusmarkierung von Substantiven in europäischen Artikelsprachen*

Blicken wir nun auf einige bekannte europäische Sprachen mit Genus und – zur Kenntlichkeit – mit Artikel. Auch romanische Sprachen haben Artikel. Meist kommen romanische Sprachen jedoch mit zwei Genera aus. Dies obwohl sie aus dem artikellosen Lateinischen mit seinen drei Genera stammen:

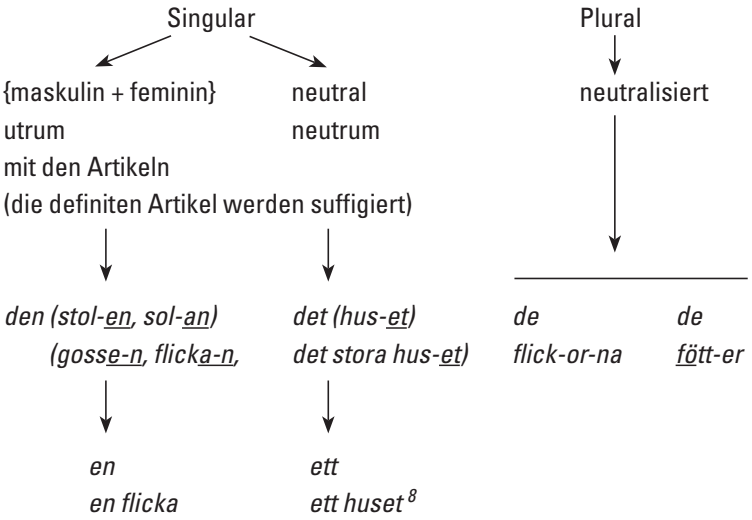
| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| le, l' | la, l' | les | les | *Französisch* |
| il, lo, l' | la, l' | i, gli | le | *Italienisch* |
| el | la | las | los | *Spanisch* |
| un | une | des | des | *Französisch* |
| un | una | dei | delle | *Italienisch* |
| un | una | unos | unas | *Spanisch* |

Das Vorhandensein von Genus in Sprachen bedeutet bekanntlich nicht, dass die Genera in Sprache A und B sich bei äquivalenten Substantiven entsprechen. Ein kleiner Vergleich zwischen Französisch und Deutsch (der Artikel dient als Anzeiger) erhellt das:

| | |
|---|---|
| *der Stuhl* | *la chaise* |
| *der Löffel* | *la cuillère* |
| *die Gabel* | *la fourchette* |
| *das Messer* | *le couteau* |
| *der Weg* | *le chemin* |
| *die Sonne* | *le soleil* |
| *der Mond* | *la lune* |
| *der Stern* | *une / l'étoile* |
| *das Kind* | *l'enfant – un enfant, une enfant* |
| *die Katze* | *le chat* |
| *das Blatt* | *la feuille* |
| *der Arzt* | *le médecin* |
| *die Ärztin* | *le médecin* |

Hier spielen Fragen der Markiertheit, phonetische Fragen und die Sprachgeschichte eine Rolle. Einiges davon kam schon zur Sprache.
Im *Schwedischen* und einigen anderen Sprachen (Braunmüller 1991) haben wir jedoch heute eine andere Genuseinteilung, nämlich ein gemeinsames Genus für Personenbezeichnungen (oder für Bezeichnungen von Lebewesen). Dieser Fall sei eigens genannt, damit andere Möglichkeiten als die vertrauten in den Blick kommen.

Genus und Numerus




Die Personalpronomen sind maskulin und feminin erhalten. In den schwedischen Dialekten allerdings sind teils drei Genera erhalten.
Im *Englischen* sind alle Genera zusammengefallen, beim definiten Artikel sogar auch Singular und Plural – hier erkennen wir am Artikel nichts; es ist auch nichts Erkennbares vorhanden.

| | |
|---|---|
| *the boy, lady, room* | *the boys, ladies, rooms* |
| *a girl, an apple* | *Ø girls, apples* |

Nur die Personalpronomen weisen Genusunterschiede auf, die im Wesentlichen für Personenbezeichnungen zur Verfügung stehen: *the girl – she, the boy – he, the room – it*. Die Fragepronomina sind nach *utrum – neutrum* unterschieden wie im Deutschen; Singular und Plural sind neutralisiert.

Ich fasse zusammen: In germanischen und romanischen Sprachen finden wir heute drei oder zwei Genera oder nur ein Genus (Englisch, im Prinzip – ist das dann noch Genus, also „Sorte“, wenn es nur eine gibt?) samt eini-

gen Relikten alter Genera. Zwei Genera gibt es in den großen romanischen Sprachen mit Maskulinum und Femininum, in denen gegenüber dem Lateinischen vielerlei Genuswechsel stattgefunden hat und aus denen das Neutrum verschwunden ist. Zwei Genera haben einige von ihnen auch im Plural des Artikels beibehalten. Zwei Genera gibt es im Schwedischen, die sich jedoch anders gliedern, nämlich nach *utrum* (‚eines von beiden'), aber ist gemeint *maskulin/feminin* oder *männlich/weiblich*? Die sprachhistorische Antwort wäre *maskulin – feminin*; im Bewusstsein der Sprachbenutzer läge vermutlich die Antwort *männlich – weiblich* näher) und neutrum (keines von beiden). Der Plural des Artikels ist neutralisiert. In der Übersicht:

Genera der Substantive in einigen Sprachen

| | Singular | | | Plural | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Latein | m | f | n | m | f | n | artikellos |
| Italienisch<br>Spanisch | m | f | - | m | f | - | |
| Französisch | m | f | - | m | f | - | Artikel neutralisiert |
| Deutsch | m | f | n | m | f | n | Artikel neutralisiert |
| | Wer?<br>Jemand | | Was?<br>Etwas | | | | beim Fragepronomen ist der<br><br>Numerus neutralisiert |
| | utrum bei manchen Pronomina | | | | | | |
| Schwedisch | utrum<br>(*als genus* | | n | utrum<br>(*als genus* | | n | Artikel neutralisiert |

| | *commune*) Singular | | | *commune*) Plural | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Englisch | neutralisiert (außer PersPron) | | | neutralisiert | | Substantivbereich praktisch ohne Genus |
| | *he* | *she* | *it* | | | |
| | Who? Somebody | | Which? Some-thing | | | Numerus neutralisiert |
| | utrum bei manchen Pronomina | | | | | |
| Neu-griechisch | m | f | n | utrum (?) | n | Artikel *oi* für m und f ist im Nominativ homonym/utrum (?) oder Synkretismus |

Diese Übersicht liefert wichtige Argumente für die Deutung der Genera. Man sieht leicht, dass innerhalb der Genera sowohl umfassendere als auch differenzierende Klassen möglich sind. Die Zugehörigkeit eines Substantivs zu einer Genusklasse kann formal sein wie im Lateinischen, Deutschen oder Italienischen. Jedoch kann auch ein Unterschied zwischen Referenten (oder Teilgruppen: nur Personen) mit Sexus und ohne Sexus gemacht werden, wie im Schwedischen oder in den deutschen und englischen Fragepronomina. Beides kann sich vermischen wie im Deutschen bei einigen Pronomina. Insofern sind die Genera in Genussprachen entweder formal oder semantisch motiviert oder beides.

*Numerus, Genus, Artikel in den Sprachen der Welt*

Einige indoeuropäische Sprachen haben Genus, andere nicht, vgl. die folgende Liste. Das gilt auch für andere Sprachen der Welt. Alle Sprachen, die Genus haben, kennen auch Numerus, aber nicht alle Sprachen mit Numerus

haben Genus.

| *Sprachen mit Genus* | *Sprachen ohne Genus* |
|---|---|
| Germanische | Finnisch |
| Romanische | Ungarisch |
| Latein und Griechisch | Baskisch |
| Slawische | Tai-Sprachen |
| –> indoeuropäische | Austronesische |
| Irokesische | Eskimo-Aleutische |
| Australische | die meisten amerikanischen |
| Papuasprachen | Sprachfamilien |
| Nilo-Saharanische | Persisch |
| Afro-asiatische | Armenisch |
| Nord-Kaukasische | Englisch?? |
| Arabische | die Sprachen Chinas |
| Bantusprachen | Türkisch |
| usw. | usw. |

Nicht alle Sprachen mit Genus haben Artikel, beispielsweise Latein und die slawischen Sprachen. Manche Sprachen ohne Genus haben dennoch Artikel, z. B. Armenisch. Daran erkennt man, dass die primäre Funktion des Artikels nicht die Anzeige des Genus und/oder Kasus ist, wie manche glauben, sondern die der Determination, zum Beispiel Definitheit: ob ein Gegenstand den Hörenden bekannt ist oder nicht. Deswegen gibt das Englische seinen (für Kasus und Genus überflüssigen) Artikel nicht auf. Keine Rolle spielt, ob der Artikel dem Substantiv vorangeht oder folgt.

*Die Termini genre und gender*

*Genus* wird vergleichend neben frz. *genre* und engl. *gender* gestellt, die auf dieselbe Herkunft zurückblicken. In aller Kürze dazu eine Bemerkung.

Frz. genre ist weit gefasst, „race, espèce“, also quasi Sorte, sowie auch biologische Gattung; *genre* wird in der Biologie bei der Aufteilung von Familien gebraucht. Es heißt weiter auch ganz allgemein „eine bestimmte Art“: *C'est le même genre*; *ce genre de vie*. Genre im Sinne von *Genus* verzeichnet der Dictionnaire Bordas erst als achte Bedeutungsvariante.

Gender, im Oxford Dictionary of English Etymology 1986 noch einzig mit der Bedeutung „kind, sort, any of the three, ‚kinds' masculine, feminine, neuter, of nouns, adjectives, and pronouns" angegeben, ist mittlerweile mehr als eine grammatische Kategorie. Heute bezeichnet *gender* darüber hinaus eine soziale und kulturelle Kategorie des Geschlechterverhaltens.[9] Man versteht darunter präferierte Verhaltensweisen, auch sprachliche, die nicht (primär) biologisch begründet, sondern sozial erlernt und geprägt sind. Sie werden mehr oder weniger ausgeprägt praktiziert: *doing gender*. Mit dieser Bedeutung ist *Gender* ins Deutsche entlehnt.

**Genus bei Personenbezeichnungen**[10]

Während das Genus vieler Substantive, die unbelebte Referenten bezeichnen, gleichgültig ist, während höchstens seine beseelte Metaphorik erfreut oder irritiert (z. B. bei Allegorien), hat es in den letzten 30 Jahren um das Genus der Personenbezeichnungen vielerlei Sprachkritik und Diskussion gegeben. In Personenbezeichnungen sind nämlich besonders deutlich gesellschaftliche Verhältnisse verfestigt, und ihr Gebrauch könnte sie nach Ansicht mancher weiter verfestigen. Im *Deutschen* und einigen anderen Sprachen geht es um das sog. „generische Maskulinum" und um die abgeleiteten Personenbezeichnungen für Frauen. Ein anschauliches Beispiel:
Britta Hufeisen (1993) zitiert in ihrem Buch zur linguistischen Frauenforschung einleitend zwei historische Beispiele zum Genusgebrauch, die den Zusammenhang von Sprache und Welt bzw. Gesellschaft kennzeichnen:
- im Mittelalter sei neben *Doktor* die weibliche Form *Doktrix* geläufig gewesen, dann jedoch verschwunden, als Frauen nicht mehr promovieren konnten,
- das Wort *Witwe*: Es kann bis auf eine indogermanische Wurzel die *Weggesetzte* zurückverfolgt werden (Kluge 1995, 895: *widuwōn*), und zunächst gab es dazu kein männliches Pendant, da für den Mann nach dem Tode der Frau sein sozialer Status gleich blieb. Als sich das (aus Gründen der Arbeitsteilung?) zu ändern beginnt, wird im Mittelhochdeutschen eine männliche Form *Witwe+r* gebildet (vgl. auch Hexe, Hexer), von der bald sekundär *Witwer+inne* abgeleitet wird. Hufeisen fragt daher, ob es nicht sein durfte, dass eine männliche Form sich aus einer weiblichen ableitete?

Berufsbezeichnungen sind meist als maskulin lexikalisiert: der Meister, der Pfarrer, der Minister, der Dekan, der Kanzler, der Professor, der Arzt, der Lehrer, der Artist, der Handwerker, der Arbeiter – die Hebamme. Für weibliche Personen gibt es Ableitungen, besonders seit dem 19. Jahrhundert ist *-in* produktiv. Umgekehrt geht das kaum:

| | | |
|---|---|---|
| Gärtner | - | Gärtnerin |
| Amtmann | - | Amtmännin, Amtfrau |
| Kaufmann | - | Kauffrau – Kaufleute |
| Fachmann | - | Fachfrau – Fachleute |
| Gott | - | Göttin |
| Pfarrer | - | Pfarrerin (solche Beispiele erlebten teils einen Bedeutungswandel: nicht mehr Frau des Pfarrers, sondern als eigene Berufsbezeichnung) |
| Torwart | - | Torfrau |
| Vormund | - | ? |
| Kindergärtnerin | - | (Erzieher) |
| Hebamme | - | (Entbindungspfleger) |

Für geschlechtsneutrale oder geschlechtergerechte Bezeichnungen wurde als Lösung das Ausweichen auf neue Suffixe bzw. auf Komposition gefunden:

*-person, -kraft* wie *Lehrperson, Lehrkraft, Bürokraft*. Die Beispiele, Regeln und Neuvorschläge für das Deutsche sind in den jeweiligen Standardwerken nachzulesen.

Im *Französischen* geht es z. T. kurios zu, weil bei den Berufsbezeichnungen zwischen „höheren" wie *professeur, médecin* und den „normalen" wie *marchand, coiffeur, jardinier* unterschieden wird. Während *jardinière, coiffeuse, marchande* abgeleitet werden können, geht das immer noch nicht bei *professeur* und *médecin* (*une femme médecin*!). Gelegentlich erläutern Mitglieder der Académie française subjektive Theorien dazu, in denen sie qualitative Unterschiede in der Art des Status des betreffenden Berufs zum Grund nehmen, eine Bezeichnung für Frauen abzuleiten oder nicht.

In Sprachen mit Genus entsteht wegen des verfestigten Maskulinums in den meisten Berufsbezeichnungen das Problem der impliziten, *mitgemein-*

*ten* Frauen, sowohl im Singular als auch im Plural, sobald ein Mann zu einer Frauengruppe tritt.

(1a) Alle Schweizer außer den Frauen wurden eingeladen. (Trömel-Plötz 1984)

(1b) Der Inhaber dieses Passes ist Deutscher. (Pusch 1984)

(2) Die Väter des Grundgesetzes (Scheele/Groeben 1997)

(3) Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib. (Die zehn Gebote)

(4) Und die Passagiere mit Kindern und Fraun
Im Dämmerlicht schon das Ufer schaun (Fontane, John Maynard)

Diese Beispiele folgen so aufeinander, dass es zunehmend schwerer fallen dürfte, Frauen als Mitgemeinte zu verstehen. Werden sie im ersten Beispiel (1a, b) grammatisch unter das maskuline Genus subsumiert, so werden sie im zweiten Beispiel einem für männliche Referenten bestimmten Lexem zugeordnet, und im dritten Beispiel kommen sie wohl nur als Objekt vor, nicht als Adressatinnen des Gebots. Das vierte Beispiel entlarvt das Mitmeinen als gar nicht existent; hier vielleicht um des Reimes willen, aber immerhin. Die Frage, ob das Benachteiligung sei, bejahen Samel (1995) und Scheele/Groeben (1997): und das müsse geändert werden.

Eine Sprache praktisch ohne Genus wie das Englische müsste nicht solche Probleme bei den Personenbezeichnungen haben. In der Tat werden viele Personenbezeichnungen als utrum oder als neutral verstanden: *lawyer, teacher, doctor, lecturer* etc., andere Bezeichnungen lassen sich neutralisieren: *chairman* → *chair, headmaster* → *head* usw. Die Genusrelikte in den Personalpronomina allerdings fördern dann doch die soziale Wirklichkeit wieder zu Tage, wenn nach *lawyer* das Pronomen *he* und nach *teacher* oder *secretary* das Pronomen *she* erwartet wird.

Samel (1995) nennt Sprachen, in deren Sprachgebrauch Männer und Frauen systematisch ungleich behandelt werden, patriarchalische Sprachen.[11] Strategien patriarchalischer Sprachen sind:

- Frauen sind mitgemeint, nicht primär gemeint,
- maskuline und feminine Substantive stellt das Sprachsystem asymmetrisch und nicht gleichwertig zur Verfügung (*Sekretär-in*),
- Frauen mit Maskulina zu bezeichnen ist Aufwertung.

Vielleicht könnte man sich die Sprachen auf einer Achse mit den Polen „voll patriarchalisch“ und „nicht patriarchalisch“ vorstellen. Deutsch und Französisch lägen dann nahe am Pol „voll patriarchalisch“, aber selbst Englisch würde den Pol „nicht patriarchalisch“ nicht erreichen. Es ist jedoch dringend zu ergänzen, dass bei der Anordnung auf dieser Achse weitere Kriterien als das Genus eine Rolle spielen, etwa lexikalische und pragmatische Aspekte. (System: Welcher Wortschatz bezeichnet Männer, welcher Frauen? Gibt es Hierarchien? Gebrauch: Welchen Wortschatz dürfen Männer, welchen Frauen benutzen? usw.)

**Sprachexperimente mit dem Genus – und was sie zeigen**

*Il – elle*

Als unpersönliches (semantisch leeres) Personalpronomen kennt das Deutsche *es* und das Englische *it*: *it is raining* – es regnet. Im Italienischen besteht kein Zwang zum pronominalen Subjekt: *piove* (ohne Pronomen). Im Französischen mit seinen zwei Genera Maskulinum und Femininum steht Maskulinum als unpersönliches Pronomen. Dazu ein Kinderreim/refrain enfantin von Jacques Prévert (1992)[12]:

Il pleut, il pleut
Il fait beau
Il fait du soleil
Il est tôt
Il se fait tard
Il
Il
Il
Toujours il
Toujours Il qui pleut et qui neige
Toujours Il qui fait du soleil
Pourquoi pas Elle
Jamais Elle

Pourtant Elle aussi
Souvent se fait belle

Hier wird bewusst naiv mit der Zweideutigkeit des *il* gespielt, um die Dominanz des Maskulinums ins Bewusstsein zu heben.

*Les masculins nouveaux*
Eine andere Technik, die man als Versuch der Rückableitung von Substantiven bezeichnen könnte, enthält das folgende Sprachspiel *les masculins nouveaux*: *Regeln umkehren – Renversez les règles*! Zunächst wird Rekurs auf die Regel genommen, nach der man aus einem Maskulinum durch Suffigierung des -e ein Femininum bilde: *le cousin – la cousine*. Empfohlen wird der Versuch der Umkehrung, nämlich das -e femininer Substantive zu streichen, um ein Maskulinum zu erhalten: *une bergère – un berger* (*Schäferin* oder *Polsterstuhl – Schäfer*); natürlich wird auch mit Polysemie gespielt! Weitere vorgeschlagene Beispiele:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Une plante | un plant | eine Pflanze | ein Setzling |
| Une coupe | un coup | ein Ausschnitt, Einschnitt ; Becher | ein Schlag, Stoß, Hieb |
| Une case | un cas | eine Hütte, ein Schrankfach | ein Fall, Vorkommnis; Kasus |
| Une ponte | un pont | das Eierlegen | eine Brücke |
| Une sorte | un sort | eine Art, Weise, Sorte | ein Zufall, Glück, Schicksal |
| la dose | le dos | die Menge, Dosis | der Rücken |
| la base | le bas | die Basis, Grundlage | der untere Teil, der Strumpf |
| la gaze | le gaz | der Flor, Schleier | das Gas |
| la France | le franc | Frankreich | der Franken (als Geld) |

Die Herstellung solcher Beziehungen kann witzig sein; sie zeigt das Absurde des Vorhabens, denn die meisten Wortpaare weisen keine semantischen

Korrespondenzen auf (*coupe – coup*). Ihr Genus ist offenbar nicht interpretierbar, ebenso wenig auch bei dem verwandten Paar *la base – le bas*. Morphemische Verwandtschaft besteht bei l*a France – le franc*; *une plante – un plant*, die jeweils beide aus einer Basis stammen – natürlich gibt es das auch! Ziel des Spielchens ist es m. E., die Interpretation der Genera ad absurdum zu führen.

*Was Sprachexperimente leisten können*

Auch in sprachwissenschaftlichen Artikeln gibt es absurde Vorschläge wie z. B. der ruhende Pol – die ruhende Polin, history – herstory. Dadurch, dass die Sprachexperimente vorgeben, eine Semantisierung zu versuchen, die sich überwiegend als Witz herausstellt, wird durch sie eine wichtige Einsicht erreicht: Man hüte sich vor sexualisierter Interpretation des Genus! Vgl. dazu den Vorschlag von Elisabeth Leiss (2001): „Vermieden werden sollte künftig die Sexualisierung bzw. Sexierung von Sprache, wie sie gegenwärtig noch durch das konsequente Splitting von Formen (*man* versus *frau*; *Student* versus *Studentin*) praktiziert wird. ... Welche geschlechtsneutralen Formen man künftig verwendet – die ‚bösen Archis' (Archilexeme) wie *Professor* oder die ‚guten Archis' wie *Professorin* im Sinne Puschs – könnte unter Umständen von der gerade betroffenen Textsorte abhängig gemacht werden. ... Vielleicht sollten wir uns künftig bei unserem Sprachgebrauch zugestehen dürfen, fallweise einmal mehr bequem als gerecht und dann wieder mehr gerecht als bequem sein zu dürfen, in Abhängigkeit von der Textsorte und der Situation. In jedem Fall aber sollte eine Verwechslung von Genus und Sexus vermieden werden. Die dramatisierte Hervorhebung der Geschlechtszugehörigkeit durch konsequentes Splitting sollte aufgegeben werden, da damit nur in unreflektierter Weise eine frauenfeindliche Ideologie fortgesetzt wird."

Leiss erwartet von einer fortgeschrittenen Linguistik Aufklärung über die wahre Funktion des Genus in der Sprache, so dass diese für den Sprachgebrauch leitend sein könnte. Damit macht sie jedoch m. E. denselben Fehler wie die Gegner der Rechtschreibreform, die aus der Etymologie die heutige Schreibung ableiten wollten und dabei übersahen, dass auch die Repräsentationen der Sprachbenutzer eine Rolle spielen müssen, weil diese die

Sprache ja gebrauchen und dadurch letztlich Sprachwandel verursachen. Man sollte zumindest fragen dürfen, ob die Semantisierung der Genera Teil des Sprachwandels sei.

*Wenn Türkisch ein Genus hätte ...*

Wie beurteilen oder empfinden Sprechende genusfreier Sprachen die Genera, wenn sie eine Fremdsprache mit Genus lernen? Übertragen sie ihre Vorstellungen auf die eigene Sprache, und was ergibt sich dann? Balcı (1992) hat – angeregt von Köpke (1982) – mit je zwanzig türkischsprachigen Studierenden der Fächer Englisch und Deutsch ein Experiment gemacht:

Auf dem Testblatt standen 60 türkische Substantive, die folgendermaßen unterteilt waren: 30 Substantive mit konsonantischem Auslaut / 30 Substantive mit vokalischem Auslaut; 30 Substantive mit einem „hellen" (palatalen) Vokal in der letzten Silbe / 30 Substantive mit einem „dunklen" (velaren) Vokal in der letzten Silbe. Semantisch repräsentieren die ausgewählten Substantive ein breites Spektrum: Abstrakta und Konkreta; Sachbezeichnungen und Bezeichnungen von Lebewesen (Menschen, Tiere, Pflanzen); Gefühle, Eigenschaften, Zeitbegriffe, Kollektivbegriffe. Die Studenten sollten nun jedem türkischen Substantiv ein Genus (maskulin, feminin, neutral) zuweisen. Sie sollten darüber hinaus Begründungen für ihre Genuswahl angeben.

Das verblüffende Ergebnis ergibt bei der Genuszuweisung Übereinstimmungen von 70%. 22 von 60 Substantiven erhalten von zwei Dritteln der Befragten dasselbe Genus zugeordnet, bei insgesamt 42 Substantiven spricht sich eine Mehrheit für ein bestimmtes Genus aus. Bei nur achtzehn von 60 Substantiven besteht keine mehrheitliche Meinung. Kann man daraus schließen, wie Balcı es tut, dass bestimmte „Eigenschaften der Wörter die Entscheidungen geleitet haben"? Welche Eigenschaften wären das? Balcı nennt

*Eigenschaften der Referenten:*

Genus nach dem Sexus bei Personenbezeichnungen wie *anne, baba* (Mutter, Vater) und vielleicht auch *ordu* (m., Heer); geschlechtertypisches Genus bei größeren Tieren wie *keçi* (f., Ziege), *kuzu* (f., Lamm), *fil* (m., Elefant), *ayı* (m., Bär). Kleintiere lösen solche Assoziationen nicht aus. Blumen werden als feminin empfunden. Uneinheitlichkeit herrscht bei den Konkreta für leblose Referenten.

*Abstrakta:*
Abstrakta werden als feminin empfunden, vor allem, wenn sie etwas Gutes bedeuten. Ausnahmen davon machen *güç* (m., Kraft) und *tutum* (n., Haltung). Beispiel für ein negativ empfundenes Abstraktum ist *kavga* (m., Streit).
*Lautstruktur:*
Die Studierenden geben neben der Semantik als wichtigsten Grund für das Genus die Lautstruktur an. Helle Vokale evozieren feminines Genus, dunkle sind uneinheitlich beurteilt. Vokalischem Auslaut wird feminines Genus zugeordnet, konsonantischem eher neutrales.

Auffällig ist, dass die Deutsch-Studierenden eine breitere Verteilung auf die Genera vornehmen als die Anglistik-Studierenden. Während die Anglistik-Studierenden ganz überwiegend semantische Kriterien als leitend angeben, benutzen die Deutsch-Studierenden semantische und phonologische Kriterien oft „in Konkurrenz". Deutsch-Studierende betrachten Kollektiva häufig als feminin, Anglistik-Studierende nicht. Insgesamt lässt sich eine vage Kohärenz zwischen Semantik, Phonetik und Genus in den Repräsentationen vor allem der Deutsch-Studierenden feststellen.
Warum wird dieses Experiment an dieser Stelle zitiert? Weil es zeigt, welche Parameter sich mental beim Benutzen und Kennen von Sprachen aufbauen können. Sicher wurden den türkischen Deutsch-Studierenden beim Lernen des Deutschen Faustregeln für die Genera vermittelt, den Anglistik-Studierenden (fast) nicht. Die Zuordnung des Genus zum biologischen Geschlecht der Referenten ist ein Aspekt. Außerdem spielen bei Genusvorstellungen Kriterien eine Rolle, die bei den Deutsch-Studierenden stärker vermittelt, bei den Anglistik-Studierenden unmittelbarer empfunden sein dürften. Dass die Studierenden fähig sind, solche Zuordnungen innerhalb ihrer genusfreien Sprache zu treffen, belegt, dass semantische und teils auch phonologische Typen in die sprachlichen Repräsentationen passen. Die breitere Nutzung der drei Genera durch die Deutsch-Studierenden legt nahe, dass Genera sich im Gebrauch zunehmend semantisch differenzieren, als Kategorie verfestigen (Abstrakta mit positiv konnotiertem Inhalt überwiegend mit femininem Genus usw.) und Konnotationen entwickeln.
Worauf läuft das hinaus? Auch wenn das Genus für die Sprachwissenschaft

eine grammatische Kategorie ist, muss man zur Kenntnis nehmen, mit welchen Konnotationen (nicht alle, aber viele) Genusträger[13] aufgrund ihres Genus von den Sprachbenutzern und Sprachbenutzerinnen versehen werden. Sprachliche Ausdrücke evozieren über ihr Denotat (das bezeichnete Objekt) hinaus Vorstellungen, die manchmal vage sind. Diese Konnotationen bestimmen das Verstehen von Texten und Dialogen aber mit, sie können nicht durch Berufung auf Sprachgeschichte und Systematik ausgeblendet werden. Zudem wurde gezeigt, dass das Genus auch durch stärker semantiknahe Untergliederungen wie utrum – neutrum realisiert werden kann. Das sind Argumente dafür, die Wirkung des Genus bei der Reflexion des Sprachgebrauchs nicht zu übergehen und in stilistische Erwägungen einzubeziehen.

**Anmerkungen**

1) Leiss (2001) beschreibt die Schwierigkeiten, seine Schriften zu beschaffen, vgl. ihre Anm. 8.
2) Vgl. Larousse etymologique 1971, S. 318.
3) Duden Herkunftswörterbuch 1963; Duden Fremdwörterbuch 1990 und Kluge 1995, S. 314. Vgl. auch Pfeiffer (dtv-Etymologisches Wörterbuch) 1993, S. 427.
4) Köpke 1982 und Köpke / Zubin 1983, 1984.
5) Eisenberg 1989, S. 170 führt nur die Luft und die Kraft an; vgl. aber seine differenzierende Argumentation.
6) Über Homonymie oder Synkretismus der Artikelform Plural die und der Artikelform Femininum Singular die vgl. die Argumentation bei Leiss 2001.
7) Der Gebrauch spielt auch beim grammatischen System eine Rolle; darum müssen wir die Argumentation von Leiss ergänzen (Markiertheitsumkehrung; da fehlte aber noch das Dialektargument: dui / die schwäb. > die).
8) stol – Stuhl, sol – Sonne, hus – Haus, gosse – Junge, flicka – Mädchen (Sg), flickor – Mädchen (Pl).
9) Samel 1995, bes. Kap. 1.4; Kotthoff 2003, Kap. 4.
10) Zu diesem Bereich zusammenfassend Schoenthal 1998.
11) Vgl. zu diesen Aspekten das Kap. II in Cameron 1998.
12) Die französischen Texte verdanke ich meinem Kollegen Eynar Leupold.
13) Substantive als genusfeste Wortart.

**Literatur**

Balcı, Tahir (1992): Wenn das Türkische eine Genuskategorie hätte ... In: Deutsch lernen 3, 240 ff.

Braunmüller, Kurt (1991): Die skandinavischen Sprachen im Überblick. UTB 1635, Tübingen (2. Aufl. 1999).

Brugmann, K. (1889): Das Nominalgeschlecht in den indogermanischen Sprachen In: Internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft 4, 100-109.

Brugmann, K. (1897): The Nature and Origin of the Noun Genders in the Indo European Langua-

ges. A lecture delivered on the occasion of the sesquicentennial celebration of the Princeton Universitiy. Charles Scribner's Sons, New York.
Bußmann, Hadumod (1995): Genus und Sexus in den Sprachwissenschaften. Über http://www.asfh-berlin.de/gender-mainstreaming/Gender-mainstreaming_Texte_Links.html
Cameron, Deborah (Ed.) (1998): The Feminist Critique of Language. A Reader. Routledge, London.
Dauzat, Albert / Dubois, Jean / Mitterand, Henri (1971): Nouveau dictionnaire Larousse étymologique et historique. Larousse, Paris.
Drosdowski, Günther / Grebe, Paul u.a. (1963): Duden Etymologie. Herkunftswörterbuch der deutschen Sprache. Dudenverlag, Mannheim.
Eisenberg, Peter (1989): Grundriß der deutschen Grammatik. Metzler, Stuttgart.
Greenberg, Joseph H. (1963): Essays in linguistics. Univ. of Chicago, Chicago.
Hoad, T.F. (Ed.) (1986): The Concise Oxford Dictionary of English Etymology. Clarendon Press, Oxford.
Hufeisen, Britta (Hrsg.) (1993): „Das Weib soll schweigen..." (I. Kor. 14,34). Beiträge zur linguistischen Frauenforschung. Peter Lang, Frankfurt a.M.
Kluge, Friedrich (1883): Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, bearb. v. Elmar Seebold (völlig neubearb. 1995). de Gruyter, Berlin.
Köpcke, Klaus Michael (1982): Zum Genussystem der deutschen Gegenwartssprache. Niemeyer, Tübingen.
Köpcke, K.M. / Zubin, David (1984): Sechs Prinzipien für die Genuszuweisung im Deutschen. In: Linguistische Berichte 93, 26-50.
Köpcke, K.M. / Zubin, David (1983): Die kognitive Organisation der Genuszuweisung zu den einsilbigen Nomen der deutschen Gegenwartssprache. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 11, 166-183.
Kotthoff, Helga (demn. 2004): Angewandte feministische Linguistik. In: Trudgil, Peter / Ammon, Ulrich (Hrsg).: Handbuch zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft: Soziolinguistik. Berlin, de Gruyter. http://www.ph-freiburg.de/kotthoff/publikationen.htm
Leiss, Elisabeth (2001): Genus und Sexus. Kritische Anmerkungen zur Sexualisierung von Grammatik. http://www.uni-bamberg.de/~ba4ds1/genus.htm
Pfeifer, Wolfgang u.a. (1993): Etymologisches Wörterbuch des Deutschen. dtv 32511 (4. Aufl. 1999), München.
Prévert, Jacques (1992): Œuvres complètes. Gallimard, Paris.
Pusch, Luise F. (1984): Das Deutsche als Männersprache. Aufsätze und Glossen zur feministischen Linguistik. edition suhrkamp 1217, Frankfurt a.M.
Samel, Ingrid (1995): Einführung in die feministische Sprachwissenschaft. Erich Schmidt, Berlin.
Scheele, Brigitte / Groeben, Norbert (1997): Das Sexus-Genus-Problem: Theorieentwicklung, empirische Überprüfungsergebnisse, Forschungsdesiderata. In: Kölner Psychologische Studien II, 1, 1 ff.
Schoenthal, Gisela (1998): Von Burschinnen und Azubinnen. Feministische Sprachkritik in den westlichen Bundesländern. In: Linguistische Berichte 139-140, 9-31.
Trömel-Plötz, Senta (1984): Gewalt durch Sprache. In: Dies. (Hrsg.): Gewalt durch Sprache. Die Vergewaltigung von Frauen in Gesprächen. Fischer TB 3745, Frankfurt a. M., 50 ff.

Heidrun Bomke

# Vom Ausharren, Umdrehen, Zurückgehen, Fliegen, Überfliegen und anderen Bewegungen – Autobiographisches Schreiben und Erzählen von Schriftstellerinnen aus der DDR im Transformationsprozess der 80er und 90er Jahre

Bebildert und „bewegt" kommt mein Forschungsthema daher. Es ist nicht nur der erste Blick, der Bilder, wie die im Thema genannten, sichtbar macht, die auch noch durch das „Treiben", das „Bewegen auf einem Fleck" oder „Mitlaufen" ergänzt werden können. Wohl wissend um die Tatsache, dass alle Bildbeschreibungen Vermessenheit sind, alle Sätze Ein-Richtungen in der Zeit, in der Waagerechten der Wahrnehmung, in dieser Schrift von links nach rechts, Zeile für Zeile, vom Anfang bis zum Ende, sind es doch auch Räume, die sich auftun zwischen den Zeilen, den Zeiten, wie Barbara Köhler (1999) als „Wittgensteins Nichte" bemerkt.[1] Die Analyse der Gestaltung und Gestalt solcher Räume in und zwischen den Zeilen ist – an dieser Stelle zunächst bildhaft gesagt – meine Forschungsaufgabe, deren Bewegungen selbst als *theoretisierendes Nachdenken* im Verarbeiten der Erfahrungen Gegenstand sind.

## Bewegungen I: „Schreiben bedeutet auch immer – ob in Historie oder Jetztzeit – sich selbst lesen, eigene Erfahrungen verarbeiten" (Sigrid Damm) – Annäherungen an Gegenstand, Methodologie und Methode

Als besonderes Phänomen und Untersuchungsgegenstand stellt das prozesshafte autobiographische Schreiben von Schriftstellerinnen der DDR in den 80er und 90er Jahren den Mittelpunkt dieser *literatursoziologischen Arbeit* dar: ein Stück DDR-Literaturgeschichte, Geschichte der Autobiographik von Frauen, gender-Geschichte in der DDR und letztlich Geschichte eines Transformationsprozesses. Mir liegt also auch das Weiterschreiben der Autobiographie- und Frauenliteraturgeschichte der DDR am Herzen.[2] Wie schreibt man sie fort? Wie schreibt man in einen laufenden Prozess, in etwas Sich-Bewegendes hinein?

Wie schreibt man eine Geschichte der DDR-Literatur, fragt auch Wolfgang Emmerich[3] und richtet sein Interesse – entgegen einer Tendenz zur völligen Ausblendung derselben – vor allem auf die Literatur, die zwischen den beiden Polen der Affirmation einerseits und der radikalen Dissidenz andererseits angesiedelt war und stets das Unmögliche versuchte, nämlich Reformgeist. Hier reihen sich die von mir gewählten Autorinnen Sigrid Damm (geb. 1940), Irina Liebmann (geb. 1943), Renate Feyl (geb. 1944) und Angela Krauß (geb. 1950), Töchter von Eltern der Gründer- und Aufbaugeneration, mit ihren autobiographischen Büchern[4] ein. Monika Maron und Rita Kuczynski werden mit ihren Texten begleitend einbezogen, wie auch Christine Wolter.

Diese Texte der Autorinnen Damm, Liebmann, Krauß und Feyl nahm ich zunächst im vordergründigen Kontext von „autobiographischer Wendeliteratur", doch recht schnell als Ergebnis eines fortgesetzten autobiographischen Schreibprozesses wahr, auch als Ausdruck der starken und differenzierten Hinwendung zur Individualität und der Frage nach kollektiver, individueller und somit auch spezifisch weiblicher Identität als Kategorie im literarischen Prozess der DDR seit Mitte der 70er Jahre. Irina Liebmann sagte – diesen Prozess beschreibend – im Interview am 19.10.1998, dass sie „mit der Zeit mitgeschrieben habe, ja und ich finde, da weht so'n Wind raus von der Echtheit der Zeit und das find ich, da bin ich unglaublich stolz drauf".

Dies korrespondiert mit meiner Grundauffassung, autobiographische Literatur auch als besondere Form sozialer Erfahrung, als Kommunikationsprozess auf verschiedenen Ebenen sozialer Realität zu fassen, und es erfordert Prozessnähe, die durch die von mir erhobenen mündlichen Stegreiferzählungen selbst erlebter Erfahrungen[5] mit den Autorinnen Irina Liebmann, Renate Feyl, Angela Krauß in den Jahren 1998/1999 bereichert wird.

Das Aufblühen der dokumentarischen und autobiographischen Literatur – dies nur als kleiner Rückblick – ist als künstlerischer Ausdruck dessen oft benannt worden. Maxie Wanders Protokollband „Guten Morgen, Du Schöne" (1977) und Christa Wolfs autobiographischer Roman „Kindheitsmuster" (1976) markieren die großen Anfänge in den in der feministischen Literatur oft gekennzeichneten ruhelosen und bewegten 70er Jahren in der DDR-Literatur[6].

Waren es hier noch die nationalsozialistischen Väter, die befragt wurden, sind es in den 80er Jahren, den Jahren wachsender Stagnation und Enttäuschung, vor allem die den Stalinismus zu verantwortenden Väter, wobei ein doppelter Rückgriff auf die Bearbeitung nationalsozialistischer und stalinistischer Vergangenheit bei Damm, Liebmann und Feyl deutlich wird. Diese Schriftstellerinnen gehören zu einer *Generationseinheit*[7], die ob des geschichtlichen Hintereinanders von Nationalsozialismus und Stalinismus gerade in ihrer Sozialisation als Mädchen und junge Frauen diese doppelte Bürde wie keine andere Generation erfahren. Die Jahre 1953 und 1968 rükken demzufolge als Geschichtsdaten bei allen Autorinnen genauso in den literarischen Blickpunkt, wie später Gorbatschows „perestroika" oder die Demonstration zum Gedenken an Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht am 15. Januar 1988 als klare Absage an demokratisch-freiheitliche Bemühungen. Diese werden zu Markierern in der Erzählkette, die die Irritationen politischer Sozialisation wie auch die Verletzungen, vor allem durch die Verarbeitungen der Verletzungen der Väter, bündeln.

In der Literatur von Autorinnen erfolgt daneben auch eine auffällige Hinwendung zur Bilanzierung bezüglich der Leerstellen und der Stagnation der Emanzipationsentwicklung, der Lebbarkeit des Vereinbarkeitspostulats im Alltag, der Sensibilisierung für Partnerschaft, Liebe, Glück im Einzelnen. Wolfgang Emmerich konstatiert, dass sich „die Frauenbücher der späten 70er und 80er Jahre privater ..., bescheidener in ihrem Anspruch ... geben. Es sind immer noch Erfahrungsbücher, aber offenbar hat sich der soziale Gehalt der Erfahrungen verändert; manche Hoffnungen sind verschlissen. Die Emanzipation durch Berufsarbeit tritt als Subjekt deutlich zurück, im Mittelpunkt stehen (scheiternde) Partnerbeziehungen zu Männern und das weibliche Eigenleben, z. B. auch die Mutterrolle (Väter kommen selten vor)."[8]

Diese Bewegungsrichtungen beschreibt Eva Kaufmann (1997) wie folgt: „Frauen hatten für individuelle und gesellschaftliche Stagnation ein feines Gespür, gerade weil ihr Grunderlebnis das der Bewegung war", so bilanziert sie das Phänomen weiblichen Schreibens als Reaktion auf die stagnierende Gesellschafts- und Emanzipationsbewegung.[9] Die von mir erwähnten Bilder der aktiven und passiven Bewegungen aus den 80er und 90er Jahren, einfangend die vielfältigen Alltagsfacetten des Frauenlebens und die politischen,

kulturellen, wissenschaftlichen Lebenswelten, scheinen eine literarische Entsprechung zu sein. Stellt man dieser Wertung eine Aussage von Irina Liebmann zur Seite, so rückt die Frage, welcher Art diese „Bewegungen" waren, klarer in den Mittelpunkt. Die Autorin distanziert sich ganz klar von einer DDR-Literatur, die Teil der Macht geworden war und sagt in ihrem Essay (1992) über den Schriftsteller Georg Seidel: „Wir waren zu lange einverstanden mit einer Macht im Namen eines falschen Antifaschismus. Wir hatten zu wenig Mut. Auf 12 Jahre Nationalsozialismus wird man wahrscheinlich über 40 Jahre Paralyse draufschlagen müssen, tiefen Schlaf, das Erwachen daraus ist sogar im Märchen nicht unbefleckt. Das Ergebnis in der Literatur war geschütztes Sprechen als Abbild eines geschützten Lebens. Vor Bewegung geschützt, also vor sich selber. Das gelang ja den meisten Bürgern, das gelingt auch woanders, und darum war sie eine vielgelesene und dem Zustand der Gesellschaft entsprechende Literatur: halbherzig, konventionell, voll von Enttäuschung und Zerstörung – Abschied ohne Liebe."[10]
„Wann lief man mit?", fragt auch Sigrid Damm in ihrem Roman „Ich bin nicht Ottilie" (1992). „Reichte es, sich zu verweigern, das Seine zu machen? Man mußte entgegengesetzt laufen. Man hatte sich nie um den Schlaf gebracht."

*Bewegung* scheint im Verständnis von Irina Liebmann (und auch Sigrid Damm) eine andere Dimension zu haben, meint nicht nur eine Beweglichkeit als Kennzeichnung von Stagnation, sondern assoziiert eine Tiefendimension ungeschützten, das meint *eigentlichen biographischen und künstlerischen Bewegens*. So ist auch zu ergründen, welche *wirklichen inneren Bewegungen* die Emanzipationsversprechungen und -realisierungen des patriarchalen Sozialismus bei den Schriftstellerinnen zugelassen haben bzw. inwieweit sie sich aus den äußeren Rahmenbedingungen herauslösen mussten, um zu einem authentischen Dasein an einem Ort kreativen Seins und wirklicher *Bewegung im Inneren* zu gelangen.
Diesen kreativen biographischen und künstlerischen Prozessen zu folgen ist Gegenstand und Ziel dieser Forschungsarbeit. Alltägliche und literarische sowie wissenschaftliche Erfahrungen und Wissensbestände stehen nebeneinander und es ist auch mein wissenssoziologischer Anspruch, deren

Produktivität im Miteinander zu analysieren.
Dieses Nachdenken über Möglichkeiten des Erkennens, wissenschaftliches und künstlerisches Verstehen der Lebens- und Schreibzusammenhänge von Schriftstellerinnen der DDR, bewegte mich, eine Literaturwissenschaftlerin, auf das Gebiet der sozialwissenschaftlichen (Auto-)Biographieforschung als Teil der *verstehenden Soziologie*[11] – also der soziologischen Ansätze, die vom sinnhaften, symbolischen, sprachlichen Charakter der sozialen Realität ausgehen –, auf der theoretischen Basis des *Symbolischen Interaktionismus* und der *phänomenologischen Sozialphilosophie* von Alfred Schütz[12]. Das Thema entwickelte sich zunächst als literaturwissenschaftliches und immer mehr mikrosoziologisches, die beiden Perspektiven, verbunden durch den autobiographischen Gegenstand in belletristisch-schriftlicher und später mündlicher Stegreifform, angesiedelt auf dem prozesshaften Feld der *Transformationsforschung*[13], die sich mit den gesellschaftlichen, kulturellen, professionellen, biographischen Veränderungen vor und nach 1989 befasst.
Wissenssoziologische Überlegungen wurden also zunehmend wichtiger, denn gerade in Zeiten einschneidender Veränderungen ist es notwendig, wenn auch schwierig, unterschiedliche Wissensbestände und Sinnhorizonte dem Gegenstand gemäß einander verständlich zu machen. Die *grounded theory*[14], als Kunstlehre sozialwissenschaftlichen Interpretierens ausgehend vom *empirischen Phänomen* – hier dem fortgesetzten autobiographischen Schreiben dieser Autorinnen – ist mein Zugang. Ähnlich dem künstlerischen Gestaltungsprozess inkorporiert sie den unvoreingenommenen Blick und das Gestalten von Wirklichkeit als zwei wesentliche Verfahrenselemente des Forschens.
Der Vergleich dieser „Kunstlehre" mit den kreativen künstlerischen Prozessen der Erfahrungsverdichtung geht auf den pragmatistischen amerikanischen Philosophen und Erziehungswissenschaftler John Dewey und dessen Analyse künstlerischer Arbeit (1998) zurück. Er sieht in der Kategorie der Erfahrung, als Ausdruck sozialer Interaktion eines Wesens mit bestimmten Aspekten der Welt, die zentrale Komponente für die Entstehung von Kunst: „Der Ausdrucksakt, über den sich ein Kunstwerk entwickelt, entsteht innerhalb einer bestimmten Zeitspanne, er ist keine momentane Äußerung. Diese Behauptung besagt mehr als die Tatsache, daß der Maler Zeit braucht, um

seinen Entwurf aus seiner Vorstellung auf die Leinwand zu übertragen, oder daß der Bildhauer Zeit braucht, um die Bearbeitung des Marmorblocks zu beenden. Sie bedeutet, daß der Ausdruck des Selbst in einem und durch ein Medium – was das eigentliche Kunstwerk ausmacht – an sich eine Verlängerung einer Interaktion von etwas dem selbst Entstammendem mit konkreten Umständen ist – ein Prozeß, in dem beide eine Ordnung und Form annehmen, die sie vorher nicht besaßen."[15]

Die Kategorie der Erfahrung ist auch in der seit den 90er Jahren sich entfaltenden Theoriedebatte um autobiographisches Schreiben und Erzählen von Frauen sowohl in den Literaturwissenschaften als auch in der interpretativen Sozialwissenschaft zentral, da sie in der Analyse eine Vielstimmigkeit biographischer, d. h. genderspezifischer, generationaler, ethnischer, religiöser, professionaler und ebenfalls gesellschaftlicher Momente erlaubt und Biographie- und Geschlechterforschung in einem differenzierten Paradigma darstellt. Gender lässt sich nicht als rein geistes- bzw. literaturwissenschaftliche Kategorie bearbeiten, sondern gerade interdisziplinäre Forschungsansätze sind fruchtbringend.[16]
Einbezogen als methodologisch-theoretische Basis werden so aus sozialwissenschaftlicher Perspektive vor allem die Untersuchungen von Bettina Dausien, die die Konstruktion von gender als einen, aber wesentlichen Aspekt im Paradigma verstehender Sozialforschung betrachtet und dabei der Analyse der Gestalthaftigkeit und Prozessualität aufgeschichteter biographischer Erfahrung große Bedeutung zukommen lässt.[17]
Diese methodologisch-erkenntnistheoretische Annäherung erweist sich in meinen Analysen als dem Gegenstand gemäße und tragfähige.
So bestimmte z. B. die Schriftstellerin Irina Liebmann den Sinn ihres Schreibens mehrmals als Erfahrungsverarbeitung: „Die Zusammensetzung von Erfahrung, die lernt man erst im Leben; man lernt, die Symbole und die Logik der Vorgänge, die man vor Augen hat, ernst zu nehmen. Das ist ja der Knackpunkt der Kunst: der Kunst. Also ich meine, am Ende fällt doch das Künstliche und Falsche sowieso ab und runter. Es bleibt nur das übrig, was den Gesetzen des Lebens nicht widerspricht, was irgendwie entdeckt oder sich ihnen nähert; das, was mit ihnen umgehen kann. Die Frage nach dem Authentischen

ist eine Schwachsinnsfrage, ich habe ewig auch damit gekämpft: für oder dagegen, aber der Punkt ist – wie kann ich das jetzt richtig sagen? Vielleicht so: Im Leben ist alles richtig, ja? Und ein Kunstwerk muss natürlich wahr sein. Das heißt, je mehr die Dinge richtig verknüpft sind, um so mehr entsteht ein Kunstwerk. Es ist völlig egal, ob ich das Reportage nenne oder sonst wie, Hauptsache, das Leben ist aufgehoben, verdichtet, abgelauscht sozusagen. Darum ist ein Kunstwerk überhaupt wichtig, weil Kunst eine Überlebensfunktion für den Menschen hat. Ich will was davon haben."[18]

Das Ineinandergreifen alltagsweltlicher mit künstlerischen und wissenschaftlichen Erfahrungen und Wissensbeständen (*symbolischen Sinnwelten*)[19] – Irina Liebmann ist Sinologin, was ihren akribischen Umgang mit Sprache und ein anderes In-der-Zeit-Sein im Schreiben, ein anomisches Zeitgefühl begünstigt – ist ein wichtiger Moment. Wie erfasst die Autorin die Alltagswelt als Hintergrund und gleichzeitig Ausdruck subjektiv-sinnhafter Lebensführung? Welches sind ganz spezifische Alltagserfahrungen dieser Schriftstellerinnen, auch als Frauen, die besonders stark in den künstlerischen Prozess hineinwirken, und wie verändert auch das Schreiben als Ausdruck einer Interaktion zwischen alltäglicher und symbolischer Welt das alltägliche Sein?

Irina Liebmann schreibt über den Entstehungs- und Schreibprozess ihres ersten wichtigen Buches „Berliner Mietshaus" (1982): „Diese Dinge für das ‚Mietshaus' (ihre erste große Veröffentlichung, eine Recherche im Prenzlauer Berg; HB) zu schreiben ist mir furchtbar schwergefallen. Ich habe dann, was ich da für die Zeitung hatte, mir noch mal durchgelesen und fand das teilweise nur in Abschnitten gut. … Jetzt folge ich bloß noch dem, was ich im Kopf habe. Von der Frau hab ich nur noch drei Dinge im Kopf, nur das. Ja? Offenbar ist da nicht mehr. Dann ist das so. Das wird 'ne Bedeutung haben, die kann ich nicht erklären. Das hat was mit mir zu tun. Ich bin ja auch mit drin. Das ist dann eben mein Bild, und nicht: ‚Ich muss jetzt erklären, wie die Frau ist.' Ich kann nicht ihr Leben erklären. Sie kann es ja selbst nicht erklären. … Dadurch hat sich das für mich bestätigt: Unsere Wahrnehmung sagt uns – für uns natürlich, nur für mich – die Wertigkeiten, den Weg, das Ziel, alles. Das ist alles in dem Bild drin."[20]

Die Autorin drückt in ihrem künstlerischen Arbeitsprozess eine Auffassung

von Leben und Kunst aus, die einem Verständnis auf der Basis der interpretativen Soziologie, der Relevanz der Untersuchung der Komplexität der symbolischen Verdichtung der Lebens- und Interaktionssituationen entspricht: menschliche Beziehungen und die unterschiedlichen Daseinsformen von Realität sind ein hochverdichteter Prozess, der das Verstehen des Selbst und des Anderen, das Verstehen gesellschaftlicher Zusammenhänge, ein Entschlüsseln von Symbolen, Bildern und Interaktionen abfordert, um zum gewinnenden Verstehen biographischer und sozialer Ordnung bzw. auch Unordnung, die im Leben und Schreiben der Autorinnen, im Betrachten individueller und gesellschaftlicher Transformation, eine wesentliche Rolle spielen, zu kommen.[21]

Die Verknüpfung eigener biographischer Erfahrung in der Kunst, die kunstvolle Gestaltung des Lebens, das ist ein Thema ihres Schreibens selbst und Ausdruck ihrer Authentizität – im Erzählen, Beschreiben und argumentativen Durchdringen des „Materials"[22] – und die Kontinuität, mit der sie dies tut, entspringt einer fast wissenschaftlich genauen, sehr tiefen und langjährigen biographischen Arbeit.

Ähnliches zeichnet sich im Schreiben von Sigrid Damm ab, dort symbolisch erhöht in der Suche nach „dem Tor zur Utopie", dem Eingang in das sinnhaft-ganze, authentische Dasein. Ich verwende den Begriff *biographische Arbeit* nach Fritz Schütze als Kategorie im Paradigma qualitativer sozialwissenschaftlicher Biographieforschung und als Ausdruck für die „Qualität, sich den eigenen biographischen Prozessen und Problemen in ihren sozialen, familialen ... gesamtgesellschaftlichen Kontexten zu stellen und einen produktiven Weg für die Identitätsbildung zu finden."[23] Gerade die Kategorie gender als ein wesentlicher Aspekt von Biographie als Differenz- und Ungleichheitskategorie im Zusammenhang mit gesellschaftlicher Geschlechterkonstruktion in der DDR wird dabei von Relevanz. Wie greifen neue Emanzipationsmöglichkeiten in der Spanne von versprochenem und realisierbarem Glück für die Schriftstellerinnen? Wie stellen sich unter diesen neuen Emanzipationsbedingungen eines patriarchalen Sozialismus Geschlechterrollen her, wie werden sie konstruiert (*doing gender*)?[24] Welche Bewegungen sind emanzipatorischer Natur? Welche Auffassungen von weiblichem Lebenssinn entfalten sich in der Interaktion mit anderen? Diese

und andere Aspekte biographieanalytischer, genderspezifischer sowie professions- und gesellschaftsanalytischer Natur sind untersuchungsleitend, inbegriffen die Darstellung der soziokulturellen und soziobiographischen Rahmungen.

Das Erscheinen der Bücher kurz vor oder gerade zu Beginn der 90er Jahre lässt ein Vorwegnehmen von historisch-gesamtgesellschaftlicher Transformation im Biographischen als paradoxe Gegenbewegung zu gesellschaftlicher Stagnation erahnen und damit auch ein antizipierendes Schreiben. Das paradoxale Zugleich[25] zieht sich durch alle Konstitutionsebenen dargestellter sozialer Realität: biographische, genderspezifische, sozialweltliche und milieuspezifische. Verschiedene, miteinander verbundene soziobiographische und soziokulturelle Faktoren vernetzen sich: die Zusammengehörigkeit dieser Autorinnen in einer Generationseinheit, der „Generation ohne Biographie" (Sigrid Damm 1987), die doppelte Vergangenheitsbearbeitung als Aufgabe, die gerade aus dem alltäglichen Erfahren der Frauen gewonnene Einsicht in die Erfolge und Stagnationen der Emanzipationsprozesse in der DDR, die Ausdifferenzierung der schriftstellerischen Profession als höhersymbolische Sinnwelt in den 80er Jahren.

Die Entfaltung von intertextualen Bildern, wie z. B. den Metaphern und Allegorien der Bewegung (Warten, Ausharren, Stocken, Umdrehen, Zurückgehen, Mitlaufen, Fliegen, Überfliegen etc.) über einen langen Spannungsbogen hinweg, führt die Autorinnen tiefer in ihre komplexe künstlerische Verarbeitung biographischer Erfahrungen vor dem Hintergrund des Erstarrens und der zunehmenden Perspektivlosigkeit in der DDR sowie der damit verbundenen und als Gefahr wahrgenommenen Tendenz zur Entbiographisierung, zum Fremdwerden und Verlieren der eigenen Biographie und Identität hinein. Der damit ebenfalls verbundene Verlust eines „heiligen Kosmos"[26] des Sozialismus und gesellschaftlich-gemeinschaftlichen Sinnhorizontes, auch in der Verarbeitung der schmerzhaften Erfahrungen der Vätergeneration, geht ebenfalls in diese Rahmungen ein, die zunächst durch folgende Kategorien gefasst werden:

a) Individuation und Zeitgenossenschaft (Alltagserfahrung) als literarisches Programm[27],

b) eine DDR-Frauen/Schriftstellerinnen-Generation im Emanzipationsschub

oder von der Loslösung aus uneigentlicher Emanzipation[28],
c) eine DU-Generation: die Ablösung vom patriarchalen DU; der Verlust der Utopie (des heiligen Kosmos): Romantisierung, Schematisierung, Authentizität,
d) eine stalinistische Töchtergeneration und die Ablösung vom Du; die Bürde der doppelten Vergangenheitsbearbeitung,
e) die Generationseinheit der Schriftstellerinnen „ohne Biographie“: literarische Aufbrüche als Individualisierung und Bewegung (Lernfiguren: J.R.M. Lenz, Franz Fühmann, Georg Seidel u. a.),
f) das paradoxale Zugleich: eine Verfall-Beobachterinnengeneration im biographischen Aufbruch des Handlungsschemas des Schreibens.

Die Schriftstellerinnen werden, dies ist eine Erkenntnis der bisherigen Analysen, über zwanzig Jahre hinweg, quasi zu Expertinnen und Gestalterinnen ihrer Biographien, kreativ durchmessen und erschreiben sie ihr Erkennen in Bildern, die hier mit dem Verfahren der kognitiven Figuren des Stegreiferzählens [29] und einigen Kategorien hermeneutischer Textanalyse gefasst werden. Der Frage, wie ein weibliches Ich, gerahmt durch die genannten soziobiographischen und soziokulturellen Bedingungen, eine Erinnerungsstruktur in Raum und Zeit erfährt, wie gestaltende Identität gefasst werden kann, geht das folgende Kapitel nach.

**Bewegungen II: *„dann dreh dich doch um, dreh dich wirklich um“* – die Topographie der Erinnerung im Schreiben Irina Liebmanns**

Es geht um die wahren Bewegungen des Erinnerns, um das Hinkommen zu sich selbst als ungeschütztes Bewegen, das sich in einem dichten Erzählnetz bei den Autorinnen seit Beginn der 80er Jahre entfaltet.
Sigrid Damm, die Vorgänger als biographische Gegenüber gestaltend, beschreibt ihre Generationserfahrung in einer Rede zur Verleihung des Feuchtwanger-Preises 1987: „Ich sah Lenzens Gesicht, es war das unsere. Er trat durch die Tür, wir waren es ... Ende der 70er, der 80er Jahre – Erfahrungen bewältigen ... nicht mit den Eigenschaften gebraucht zu werden, die uns wichtig waren, unsere Kräfte nicht gefordert zu sehen. Kein Training daher, Verkümmerung. Blass, farblos. Eine Generation ohne Biographie. Wir wur-

den einander gleich; Mittelmaß, das sich in Geschäftigkeit verbrauchte ... Wir müssen uns meinen. Uns nicht gering schätzen, uns wichtig sein. Das allein, spüre ich, kann die Wachstumsstelle einer menschenmöglichen Zukunft sein."[30]

Dieser Verlust und das Gefühl der Fremde bzw. auch der Grenzsituation – Angela Krauß und Irina Liebmann verarbeiten literarisch ebenfalls die Verlaufskurven[31] der Väter – (A. Krauß braucht zwanzig Jahre um den Selbstmord des Vaters schreibend verstehen und autobiographisch gestalten zu können), führen zu einer biographischen Orientierung, in der das Schreiben als wesentliche Sinnkomponente, als wesentlicher Sinnhorizont die Funktion des Verstehens, auch das der ethnographischen Erkundung (Irina Liebmann) und des Mutmachens im schreibenden Vergleich mit den Vorgängerinnen und Vorgängern (Gottschedin, Caroline Schlegel-Schelling, Cornelia Goethe, J.R.M. Lenz) favorisiert.

Das Herausfinden der Ich-Identität (im Sinne eines gestalteten mich und spontanen Ich) als Individualität, geschieht durch und in der Professionalisierung zur Schriftstellerin. Zentral dabei ist die autobiographische Thematisierung biographischer Zustände des Wartens im Sinne des Wartens auf den Vater, aber auch das Begreifen desselben als Gestalt biographischen Erkennens (Liebmann: Der Dienst, 1989; In Berlin, 1994), des Ausharrens als „Inselmodell" der Intellektuellen (Feyl: Ausharren im Paradies, 1992), des Drehens, Trudelns im Kreis, Umdrehens und später Gleitens, Fahrens (Irina Liebmann) als wirklicher biographischer Bewegung zur Aufarbeitung der Verlaufskurve des Vaters und der eigenen, die Offenheit für Neues bietet. *Die Suche nach dem Tor zur Utopie*, zunächst als zurück, weiter zurück, an den Anfang als kollektiv-sozialistischer Ablösungsprozess und die damit wachsende Distanz zum „heiligen Kosmos des Sozialismus" und zur Gemeinschaft des „wärmenden Ländchens" führt in der Darstellung Sigrid Damms über einen bitteren Prozess biographischen Stockens zum Fliegen, dem versuchten Ablösen, auch von einer tief einsozialisierten traditionellen „Vereinbarkeitsrolle" als Frau.

Die künstlerischen Prozesse veranschaulichen, um mit G.H. Mead[32] in identitätstheoretischer Hinsicht zu sprechen, ausgehend von einem *spontan handelnden Ich („I")* (besonders bei Sigrid Damm) die Ausformulierung des

*gestalteten mich („me")* (besonders bei Irina Liebmann).
Irina Liebmanns fragmentarischer moderner Berlin-Roman „In Berlin" (1994) führt mitten hinein in diese Prozessualität. Zentrales autobiographisches Thema ist die Bearbeitung einer Verlaufskurvenstruktur angesichts vielfältiger biographischer, professioneller, gesellschaftlicher Grenzsituationen, die zum *Umdrehen* förmlich zwingen („Aber gestern, wie war das gestern?", ebd. S. 84). Dies geschieht im Erzählen vor dem Hintergrund des Mauerfalls 1989 mit einer eingelagerten Verlaufskurvenbearbeitung des Vaters und der durch ihn vermittelten gesellschaftlichen Werte und Wertungen als verdeckte Erzähllinie in einer Hintergrundkonstruktion mit der Kapitelüberschrift „In Berlin". Das Leben, die Erinnerung, wird in der Tiefe ausgelotet, führt zum Durchdringen des „Materials" im „gestalteten mich".
*Das suchende Erinnern* und die *biographisch-ethnographische Arbeit* der Autorin Liebmann sind zentrale Kategorien, die in ihren Texten – ähnlich den Paradigmen und Ordnungsstrukturen des Stegreiferzählens selbst erlebter Erfahrung im narrativen Interview (Erzähllinien, suprasegmentale Markierer, Plausibilierung und Detaillierung von Erzählbarrieren in Hintergrundkonstruktionen, Prozessstrukturen, biographietheoretische Kommentare und Argumentationen) –, jedoch über mehrere Texte hinweg – wie ein *autobiographisches Erinnerungsnetz* – Entfaltung finden.
Ihr Zugang zum Schreiben – sie wird auch als „Feldforscherin mit ästhetischem Anspruch" bezeichnet – ist dieser ethnographische Blick einer Fremden, einer Suchenden, Wandernden, die Lebens- und Interaktionssituationen in Bildern gestaltet.
Irina Liebmanns ethnographische Annäherung an die eigene Biographie, ihre Erkundung der eigenen Lebensgeschichte in einem Erinnerungsimpuls des „dreh dich doch um, dreh dich wirklich um", der als Motiv und suprasegmentaler Markierer ihren zentralen autobiographischen Text „In Berlin" (1994) durchzieht, wird u. a. in dem Essay „Stille Mitte von Berlin. Eine Recherche rund um den Hackeschen Markt" (2002) als biographietheoretische Durchdringung autobiographischer Darstellung sowie in dem Hörspiel „Das Lied vom Hackeschen Markt" (2002), einer dramatisch-mündlichen Verarbeitung der essayistischen Darstellungsform, ausgebreitet bzw. weitergeführt. Wie „Berliner Mietshaus" (1982) sind auch diese Texte „Berlin-Texte" – die

Darstellung der Stadt ein modernes literarisches Motiv. Orte als Materialisierungen biographischer und Ausdruck urbaner Prozesse sind generell im Schreiben der Irina Liebmann sehr oft als Ereignisträger und Vermittler der Erzählkette von Bedeutung: begrenzte, geschlossene, aber auch lebendige Räume als soziale Bühnen. Wie ein „Bauplan" spannen sie sich z. B. über Berlin Ost und West, stocken in Merseburg am Bahndamm, weiten sich nach Sibirien, später nach L. A., Tschetschenien, kehren zurück nach Deutschland (Lübeck, Dessau), treffen sich immer wieder in einem Zentrum, Berlin-Mitte, am Hackeschen Markt und in der Großen Hamburger Straße. Der Topographie einer suchenden Erinnerung in der biographischen Arbeit Irina Liebmanns nachzugehen ist erhellend, denn der ethnographische Blick auf Orte und deren Menschen ist bei Liebmann quasi Analysemethode, lässt sie das „Material" künstlerischer Gestaltung (einschließlich der Gestaltung des Ich) aus einer Position doppelter Fremde, ja auch Marginalisierung (als Kind einer Russin und eines Kommunisten, Juden) und Stigmatisierung (als Kind einer Russin und eines Klassenfeindes) finden. Fritz Schütze verweist auch darauf, dass gerade Phänomene der Rätselhaftigkeit und Verschlossenheit, wie sie Irina Liebmann in ihrem Fremdheitsgefühl, ihrer (natürlichen) exzentrischen Positionalität[33] und in ihrer daraus resultierenden Sehnsucht nach Nähe, nach festen Bindungen und nach einem glücklichen Leben als Frau begegnen, mit diesem ethnographischen Blick fassbar werden.[34] Ihre Erzählhaltung der Objektivierung und Distanz, die klare Einhaltung von Perspektiven, sind diesem Schreibprozess geschuldet. Das Leben auf der Grenze, in Grenzsituationen, die Ambivalenz und Flexibilität ihrer Identität ist bewusst gestaltet.

Hier einige Textproben aus dem zentralen Text „In Berlin" (1994), die diese Bewegung etwas veranschaulichen: „Raus hier. Raus hier, denkt sie beim Pflastertreten, beim Treppensteigen, beim Kartoffelschälen, was machen wir bloß, was machen wir bloß…" (S. 28)

„ …dann dreh dich doch um, dreh dich wirklich um, trau dich, was siehst du – den Zaun." (S. 109)

„Die Liebmann sieht diesen Zaun wieder vor sich, Gartenrand, Biesdorf und Maschendrahtzaun, das ist Stadtrand Berlin, und da steht sie, ein Kind, höchstens drei Jahre alt, am Zaun und wartet. Das ist eine öde Straße, einzelne

Häuser und Zäune davor, gegenüber, rechts, links, die Straße dazwischen ist leer, das Kind weiß genau, es kommt hier ein Auto gefahren, und das ist das Auto mit der Mutter oder mit dem Vater, es kommt nur, wenn sie zu dieser Ecke vorn guckt, stundenlang, den ganzen Tag. Wenn Leute vorbeikommen, dann sind das Frauen mit Einkaufstaschen, wie kleine Kästen aus Leder, speckig, wenn Kinder kommen, dann sagen sie was, aber das Kind versteht diese Sprache nicht. Im Haus ist eine Haushälterin, die kocht Essen, die spricht deutsch mit ihr, und langsam lernt sie es auch, dann kann sie verstehen, was die sagen, die am Zaun stehen bleiben, na, was schon, wartest du wieder, sagen sie, das ist das Mädchen, das hier den ganzen Tag wartet." (S. 113).
„… diesen Vater kennt jeder, er kommt von Sitzungen, von Konferenzen, kommt mit Manuskripten, mit neuen Artikeln, er kommt aus Ruinen, mit anderen Männern, er trägt einen Hut, einen Mantel mit eckigen Schultern, einen Seidenschlips, er sagt ja oder nein, er nickt oder lacht, und das machen dann alle ringsum und verabschieden sich, und dann endlich steigt er ins Auto, in dem dieses Kind mal allein mit Chauffeur, mal die Mutter noch neben sich, wartet, seit Stunden beinahe, nein nicht beinahe, es sind richtige Stunden … " (S. 116)
„Jetzt steht die Liebmann an einem Abend im Februar in ihrer alten Wohnung in Pankow, alleine, und wie ein Wasservorhang rauschen die Bilder vor ihr runter, sie kann es nicht anhalten, aber es sind lauter angehaltene Bilder – Stop und Stop, alles stumm, immer so eine Hand dabei, seine, deine, meine Hände, wie sie runterhängen und nichts. Ein Körper dahinter und nichts, ein Anzug, der dreht sich weg, der geht." (S. 131)
„Die Liebmann sitzt auch schon drin (in der Bahn, H.B.), schon lange, neben einem der dunkel aussieht, sie unterhalten sich, reden in anderen Sprachen, …, und der Freund sitzt drin, der Möbelpolierer, und sieht aus dem Fenster, guck doch mal, guck doch mal, ruft er. Wie schön es hier ist, denkt die Liebmann, aber da hat sie schon das ganze Papier weggeworfen, verschenkt, die Wohnung gekündigt, eine andere Wohnung gefunden, eine kleine Kajüte auf diesem Schiff, es scheint Sonne rein, so wie hier, in die Bahn, die über dem Wasser fährt, glitzert." (S. 176)

Viele *fremde Orte* markieren so ihr Fremdsein, ihre unsicheren sozialen Ar-

rangements (geboren in Moskau 1943, Kindheit seit 1945 in Deutschland; Leben in Ostberlin; Leben als Tochter einer Russin und eines Kommunisten; Vater 1953 durch Ulbricht ausgegrenzt und politisch reglementiert; Vater ist Jude; Leben zwischen Osten und Westen; 1987 Wohnsitz in Westberlin) bzw. ihre Suche nach Identität: mit dem Ort, mit einem familialen und sozialen Milieu, mit einer kollektiven Geschichte, mit sich, mit der künstlerischen Gestaltung. So wird der Essay „Stille Mitte von Berlin. Ein Spaziergang rund um den Hackeschen Markt“[35] Fortsetzung der Erzählkette „der Liebmann“ und zu einer biographietheoretischen Durchdringung des im Roman „In Berlin“ Erzählten: „Und das alles in einer Umgebung, von der man nichts wusste, die eigene Umgebung – nichts fremder als das. Heute ist es ganz deutlich: Wir sollten besser nicht wissen, was vorher war, wem all diese Häuser gehört hatten, was aus den Menschen geworden war, uns sollten sie verborgen bleiben – die Ideen, derentwegen so viele Gebäude überhaupt errichtet worden waren, und wo und wie sie weiterlebten.“ (S. 9)
„Was faszinierte eine junge Frau an Straßen, die alt, eng, dunkel und sämtlich von vorgestern sind? Hätte es 1980 das nette Café EDWIN und andere solche Cafés gegeben, dann wäre mir eine noch so gut erhaltene Schrift wahrscheinlich nicht so verlockend erschienen, so schön und der Nachfrage wert. Aber es gab nichts dergleichen. Das wird der erste und wichtigste Grund gewesen sein, sich in das vergangene Alte zu verlieben, der zweite: Hier war alles wie früher, zumindest wie ich mir das „Früher“ vorstellte. Es roch nach Abenteuer und Unordnung.“ (S. 7)

Die Liebmann sucht nach vergangenen Milieus, Rahmungen, sozialen Welten, die das Leben der Menschen und Häuser in seiner Eigentlichkeit und aus dem Alltäglichen heraus bestimmt haben/bestimmen und fragt ganz klar historisch und soziologisch nach kollektiven und individuellen Identitätsprozessen. Die höherprädikativen Kategorien, die ihre Einsozialisation zum Sozialismus durch den Vater prägten, fallen hinter diese konkreten Erfahrungen, auch die eigenen, die nun wieder Bedeutung haben dürfen, langsam zurück. Das „Material“ wird wieder ausgepackt: „Dieses ‚Material‘ wurde mir im Laufe der Jahre zu schwer, es ist mir entglitten oder ich bin ihm davongelaufen. Ich packte all die Tagebücher, Karteikarten, Baupläne in Kartons

und rührte sie nicht wieder an. … Unser Leben rutschte da raus, dieses nicht sehr hoch geschätzte Leben in dem Berliner Osten der achtziger Jahre." (S. 9)

Das biographisch-kollektive Material, gesammelt in der Großen Hamburger Straße. Cafés werden zum Markierer in der Erzählkette sowie zum Ereignisträger sozialer Milieus (vor allem des Künstlerdaseins in der DDR und der Ausreisenden) sowie lebensweltlicher Perspektiven.

So wird das Café im Hörspiel „Das Lied vom Hackeschen Markt" (2002) – wie in Thornton Wilders 1938 uraufgeführtem Stück „Our town/Unsere kleine Stadt" die Alltäglichkeit der Kleinstadt – zum Überlappungspunkt unterschiedlicher Lebenswelten, mit unterschiedlichen Zeitperspektiven und Situationen. Im Wechsel chronikalisch-berichtender Spielführung einer ethnografisch kommentierenden bzw. argumentierenden Stimme (eines Spielleiters) und szenisch-gestaltenden Sequenzen von hoher ästhetisch-bildhafter Verdichtung in moderner Manier (in der Tradition von Dylan Thomas' „Unter dem Milchwald" sowie Thornton Wilder, erinnernd an Elemente des epischen und absurden Theaters) versucht Irina Liebmann Ich und *soziale Welt*, ihren Platz auf dem Schiff (bekannt aus „In Berlin") als allegorische Entsprechung, sinnhaft zu erfassen.

Das Café wird zum Ort und Standpunkt wechselnder Szenarien. Dies eine Perspektive, die zwar die Schnellläufigkeit der Zeit im Wechsel der Ereignisträger, Milieus, Alltagssituationen und Stadtgesichter zeigt, aber eine suchende Haltung einnimmt zwischen diesen unterschiedlichen, oft fremden Bewegungen, z. B. der Modernisierung des Stadtbildes als Postkartenlandschaft nach 1990 und des weiteren Verschwindens der Geschichte des Hackeschen Marktes als kollektiver und auch individueller. Dies führt u. a. zum *Stehenbleiben-Können* – nicht als Herausfall aus den Geschichte(n) der letzten 80 Jahre oder als angehaltene Bilder –, sondern als Möglichkeit eines kurzen, gelingenden Verweilens in der Geschichte dieser „Tochter mit der Bürde der doppelten Vergangenheitsbearbeitung", der ausgeblendeten nationalsozialistischen und der stalinistischen DDR-Vater-Geschichte.

Es geht darum, das Leben in der Tiefe – hier kommt die Allegorie des Wassers/Schiffes ins Bild – unter den wechselnden Oberflächen zu erforschen. Eine *Topographie der Erinnerung* ist angelegt in einer unterschiedlichen

Perspektive auf Raum und Zeit [36] und ermöglicht so versuchte Sinngebung individuellen und geschichtlichen Handelns.
Die Geschehnisse um den Hackeschen Markt in Berlin materialisieren quasi diese Prozesse:
In und durch die Narrativität des urbanen Raumes (Richard Sennett) widersetzt sich die Erzählerin/Spielführerin im Hörspiel „Das Lied vom Hackeschen Markt" einem kollektiven Gedächtnisverlust: mit baulichen Veränderungen über die 80 Jahre deutscher Geschichte kommen auch neue und immer wieder veränderte soziale Beziehungen ins Spiel sowie biographische Begegnungen (die jüdische Frau aus der Großen Hamburger Straße in den 30er Jahren; die Fremdarbeiter; die Menschen in den Gaswagen; die toten russischen und deutschen Soldaten; eine Frau, die ich kannte aus den 80er Jahren; Regieassistentin; die „alte Liebe" aus den 80er Jahren; schwarzgekleidete Mädchen; kleine, zottelige Mädchen; eine zukünftige Liebe; der Tote aus Dessau; die Herrenmenschen aus Dessau und Berlin etc.). Durch eine Scheibe als Rahmen, zunächst in Innen und Außen getrennt, öffnet sich der Standort Café dann räumlich der sozialen und geschichtlichen Welt und schwimmt als *Schiff* hinaus.
Thematische Zusammenführung findet diese Erzählkette in der Allegorie des „Schiffes/Dampfers", die die Dimension der Bewegung andeutet: „Wie sollen wir leben? Falsche Frage, Mensch. Wir sitzen doch schon drauf auf diesem Dampfer!
Was sind wir abgehauen! … Diese bewegliche Masse … Ein fester Platz ist nur im Dampfer garantiert! ... Unser Schiff fährt jetzt los!
... das ist ja auch kein Dampfer in Wirklichkeit. Es ist ein Café am Hackeschen Markt. Es leert sich gerade, es ist kurz vor acht, manche gehen hoch ins Kino und sehen sich Geschichten an, von Juden, die verfolgt werden … und das sehen sie alles und dann kommen sie wieder runter und trinken Kaffee und starren aus dem Fenster." (Das Lied vom Hackeschen Markt, Hörspiel 2002)

Die *Wasser der Geschichte* verbinden oder lassen auch, bei natürlich-alltäglicher Betrachtung, die Geschichte *dahinfließen*. Die Allegorie „Schiff" wird im Kontext der Interaktion einer Beobachterin in verschiedenen Zusammenhängen und als Erkenntnis entlang der verschiedenen Realitätsebenen

deutbar: viele Schattierungen enthaltend, macht sie im Konzert der Stimmen unterschiedliche Situationen und Perspektiven modernen Seins in diesem Hörspiel analysierbar. Die Allegorie „Schiff/Dampfer" wird so zur Kategorie der *Zeitüberbrückung* und zur Kennzeichnung der *Kontinuität des Unkontinuierlichen*, der Illusion des festen Ortes. Als Bewegungsform ist sie gleichzeitig Garant für Bewegung überhaupt und für Nicht-alleine-Sein; zwischen Distanz und Vertrautheit, Anwesenheit und Abwesenheit lässt sie authentische menschliche Beziehungen der Liebe, dargestellt in einer Mutter-Sohn-Beziehung, bis hin zur Rettung zu. Nur in der Bewegung (auch im Schreiben) ist biographisches Erkennen möglich, wobei das Schiff das Verbindungsstück zwischen Tiefe und Oberfläche ist und auch als Falle, als ambivalenter Schutz vor dem Draußen, dem Wasser der Geschichte, mitthematisiert wird. Als Kategorie des *geschichtlichen Dazwischen* zwischen Altem und Neuen ermöglicht sie die Wiederaneignung geschichtlicher-öffentlicher Räume (Hackescher Markt) genauso wie auch die Distanz zur Uneigentlichkeit der kapitalistischen Großstadtentwicklung.
So erhält das *Ich in dieser fließenden Identität* im Hörspiel für Momente eine Berechtigung, auch eine Schönheit zu sein: der Gefahr der Ausblendung genauso entgleitend wie der verschlingenden Tiefe der Wasser der individuellen und kollektiven Geschichte, die im Roman „In Berlin" (1994) zunächst vom „dreh dich doch um, dreh dich wirklich um" und einem *Herausfinden aus einem Trudeln* schon hinführten zu einer Kajüte auf dem Schiff, das „Material" der Geschichte bleibt jedoch noch unbearbeitet. Diese biographische Bearbeitung wird über jahrzehntelange Interaktion im Schreiben geleistet.

*Anhaltende Prozesshaftigkeit,* über ca. 20 Jahre, kennzeichnet also die biographischen Schreib-Prozesse von Irina Liebmann sowie die der anderen Autorinnen. Das Schreiben der Autobiographien „mit der Zeit mit", Mitte und Ende der 80er Jahre in der DDR, gewinnt fast antizipierenden Charakter; gerät bei Angela Krauß (Der Dienst, 1988/1990) symbolisch zusammen mit dem wirklichen Zusammenbruch der DDR. Diese *Parallelisierung von individueller und kollektiver Geschichte* ist ein Strukturmerkmal aller Texte. So wird auch die „Wende" in unterschiedlicher Weise wahrgenommen und verarbeitet. Identitätsdruck führt zum Verstehenwollen, so sagt Angela Krauß

und thematisiert weiter im Interview vom November 1998: *„Die Wende war natürlich ein Bruch / in allem / außer in der Tatsache / daß ich mich der Welt durch Schreiben nähere / daß das für mich der verläßliche Weg der Erkenntnis ist / daran hat sich überhaupt nichts geändert / da war Wende und alles was geschah eigentlich nur Objekt der Betrachtung / in diesem Sinne hatte ich eine Kontinuität / die vielleicht manchen anderen gefehlt hat / etwas was durchging und seine Form behielt und seine Bezüge behielt."*

Die Gefahr der Stilisierung einer unangetasteten Schriftstellerinnenexistenz, die sich in der Bewegung des *Überfliegens* jedoch selbst infrage stellt (stellen muss), wird spürbar und lässt nach möglichen Schematisierungen (Innen und Außen etc.) fragen, die hier nur angedeutet bleiben als weitere Dimension der biographischen Bearbeitung.

Angela Krauß schafft beispielsweise mit dem Text „Die Überfliegerin" (1995) ein Bild des Fremdseins am vertrauten Schreib-Ort, in Leipzig in der Nähe des Bahnhofs, und des ersten Sichtens des Fremden (in den USA und in Russland). Distanz, um Übersicht zu gewinnen. Sie ist die einzige der Autorinnen, die diese Erkundung der Fremde auf diese Art und Weise künstlerisch verdichtet übernimmt: „Das hätte ich mir in meinen Alpträumen nicht ausgemalt, wie es sein wird, wenn ich eines Morgens aufwache, aus dem Fenster schaue, hinunter auf die Fabrikhallendächer, die Schornsteine und Kabelbäume..." (ebd. S. 10)
„…und das alles steht in einer fremden Welt. Gerade habe ich angefangen, mein Zimmer abzureißen." (S. 25)
„… Es hat lange gedauert, bis ich begriff: Alle um mich herum handeln längst. Sie überholen mich alle. … Jetzt ist der Augenblick gekommen, um zu handeln." (S. 31)
„… Meine Zukunft irrt durch die Welt. Ich muß sie erst wieder einfangen." (S. 53)
„… Fliegen ist schön. Ich flog auf und davon in Richtung Westen, um die Sonne einzuholen, aber das ergab sich von selbst. Ich flog und flog als müßte ich die Erde an einem Tag achtzigmal umkreisen. Als wäre ich mit Flügeln auf die Welt gekommen. … Fliegen ist schön, Fliegen auf einer dichten, undurch-

sichtigen Wolkenschicht." (S. 124)

Der Plan der Geschichte ist aus den Fugen, das bedrohliche Stocken der Zeit ab den 50er Jahren ist aufgelöst, das Ich muss aus seiner geschützten Schreibexistenz ins Abreißen, Vagabundieren und Überfliegen und zum Schluss landet es, noch kopfüber, aber mit einer neuen Art von Begeisterung.

**Bewegungen III: Von Dachluken und Toren – Bewegungen als Trennungsversuche vom DU/Du – Geschlechterrollenbilder bei Sigrid Damm und Irina Liebmann**

Das *ICH-Sagen* als Frau, auch durch die Abtrennung vom *Du* des Geliebten und dem *DU* eines patriarchalen Utopieentwurfs und damit einem traditionellen, sozialistischen Rollenverständnis, das Angela Krauß, die Jüngere, gar nicht erst annahm (Abschottungsstrategie, Verweigerung von Familie, um ganz in der Kunst sein zu können), präsentiert sich in den Texten der Autorinnen als die *Suche nach dem Du*, nach Liebe, nach einem *Menschen als Zuhause* (Liebmann), als Suche nach dem *Tor zur Utopie* (Liebe, Orgasmus, Partnerschaft, Arbeit, Freundschaft), und letztendlich Schreiben als dem Ort des weiblichen, kreativen Entfaltens.

Immer wieder tritt in Sigrid Damms Büchern das Motiv der *Suche nach dem Du* auf, nach einem *Tor zur Utopie*, geleitet von einer Sehnsucht nach erfüllbarer Liebe, Leidenschaft, sexueller Befriedigung, Absolutheit, Maßlosigkeit, Vollkommenheit und Anerkennung als Frau. Die Sehnsucht nach dem Du ist ein wesentliches Moment des Frauseins, erfüllbar allein in wenigen Augenblicken, und wird bei Sigrid Damm zum Mythos als Ausdruck unerfüllbarer Sehnsüchte.[37]

Der Zwischenraum zwischen Nicht-Mehr und Noch-Nicht und ein symbolisches Begehren nach einem versprochenen bzw. verlorengegangenen DU, auch einem „heiligen Kosmos" als Rahmen, gehen Hand in Hand mit einem nicht eigentlich realisierten Gleichberechtigungsanspruch, der die Frauen nach wie vor und zunächst noch im Namen einer Utopie in Bedrängnis brachte und nicht erfülltes Glücksversprechen im Namen eines großen Ganzen, einer gemeinsamen Sache, einer kollektiven Genügsamkeit beschränkte.

Die Reflexion von Irina Liebmann dazu (Gespräch vom 19.10.1998) detailliert dies[38]: *„((leise)) was hat das mit meinem Leben zu tun (?) + mit meinem Leben hat das zu tun (-) daß ich sehe ehm (-) (5Sek.) daß das Leben in der DDR war eine Erziehung zur* ***Selbstvergessenheit*** *(-) zur* ***völligen Selbstvergessenheit*** *(!) daß man sich selbst nicht geschont hat und die* ***andern*** *nicht geschont hat (-) und überhaupt (-) immer nur zu sagen wußte „ach das macht doch nichts (') wenn ich jetzt nicht geschlafen habe oder wenn ich nicht gegessen habe" (-) oder „das mach ich* ***alleine*** *(-) das ist doch gar nicht* ***schwer*** *(') warum denn (-) das hab ich* ***auch*** *schon gemacht" ((lachend)) und lauter so'ne idiotischen Sachen* ***als Frau*** *ja + das man sich wirklich zum Pampel gemacht hat für alles und / ich weiß auch nicht (')* ***alles*** */ also / einfach erzogen wurde ((langsam)) zu/ zu / einem* ***Mindest/eh kanon*** *der Dinge (-) das hat natürlich* ***Solidarisierung*** *ausgelöst / und gute Zeiten auch (-) und und was* ***einfaches*** *(-) was gut war (-) aber gleichzeitig / die Härte / also (') / und dieses / immer alles schon* ***zu wissen*** *(') ja (') / wir wußten* ***ja alles ja*** *(') das hat / das hat ungeheuerliche Folgen gehabt (-) ((sehr klar))* ***ja unmenschlich / das Unmenschliche daran*** *(-) was soll ich nun machen (!) soll ich das beklagen in neuen Büchern (?) oder soll ich mich lieber bemühen menschlicher zu leben (?) das letzte ist mir eigentlich lieber (') ((lachend)) ja (') so +"*

Die sozialistische Gesellschaft erzeugte, bei all ihren geregelten Gleichberechtigungsbemühungen und -bestrebungen, die ein neuer Rahmen für die Selbstverwirklichung von Frauen in Beruf, Familie, Leben, Partnerschaft waren, auch eine Palette an Gefühls- und Lebensdefiziten für die Frauen, die in dem paradoxen Zugleich von versuchtem und spürbar defizitärem Leben des Möglichen das Eigentliche, die Erfüllung ihrer Eigentlichkeit, ihrer weiblichen Träume und Wünsche, gespalten erlebten oder nur in Bruchstücken. Die Deutlichkeit, mit der das *DU/Du als Erzähllinie* Raum greift, zur Darstellung von Verlaufskurvenprozessen führt, aber auch gekoppelt ist mit der Darstellung des biographischen und kreativen Entfaltungsdrangs, lässt auch auf problematische Emanzipationsstrategien in der DDR schließen, die eine rationalisierende und die einzelne Frau funktionalisierende Ausrichtung (als Berufstätige, Mutter, Geliebte, politisch Handelnde etc.) hatten und mit Verlusten, Desillusionierungen und Verletzungen der Gefühlswelt der Mäd-

chen, geboren im Krieg und einsozialisiert in die sozialistische Gründer- und Aufbauphase, verbunden waren. Sowohl die von mir bereits in den Texten von Irina Liebmann herausgearbeiteten Erzähllinien als auch die von Sigrid Damm entfalteten *Kindheitserinnerungen* unterstreichen dies. „Ich bin nicht Ottilie" (1992), der autobiographische Entwicklungsroman der Sigrid Damm, setzt die Erzähllinie als thematische Fokussierung direkt ins Licht.
Bei ihr ist es vor allem im Erinnern der Hauptfigur Sara an die Kindheit, ein widersprüchliches Verhältnis zwischen einer Ablehnung des „kleinen Vaters" (er taugt nichts, sagt der Großvater), der Sehnsucht nach einer großen, starken männlichen Figur (der Großvater, ihr Märchenprinz, auf den es zu warten galt) und einer ganz unbewussten Zuneigung zum Vater, der den Weg öffnet zu einer anderen, kreativen Bewegung, dargestellt in Erinnerungen an die Erlebnisse des Vaters in der „Wandervogelbewegung", die Spaziergänge mit ihm, die aus dem kleinen „buckligen Ehefrieden" hinausführen und die Neugier auf neue Räume – neben dem „Puppenstubendasein" – wecken. Eingerahmt ist dies durch das ambivalente Verhältnis des Vaters zum Sozialismus – er erduldet ihn, wie er auch im Krieg ein Mitläufer war. Für Sara wird die DDR zunächst jedoch zum „wärmenden Ländchen", viel später erst zum „Totenhaus". Die politische Sozialisation – sie wird als „Russenweib" und „rot" beschimpft – „Wählt SED" wird zum Markierer, ist jedoch durchaus different, da sie die russischen Soldaten auch als äußerst bedrohlich und fremd erlebt. In Mutter und Vater findet sie keine glaubhaften Begleiter. Die Mutter vermittelt Sara eine traditionelle Rollenvorstellung, unter der sie selbst jedoch sehr leidet. Dies spürt das Mädchen Sara, verinnerlicht jedoch die vorgegebene abhängige Rolle als Frau. Sie sucht auch deshalb die „große Vaterfigur", den Prinzen, den Großvater, dann das Du des Geliebten und damit gleichzeitig das DU des „heiligen Kosmos" des Sozialismus. Geschlechtliche Sozialisation und kollektiv-ideologische Orientierungen verschachteln sich bei Sara im patriarchalen Sozialismus. Diese Verschachtelungen kommen im Topos des Hauses ins Bild. Das Haus der Kindheit („die Puppenstube") als Ort der Einsozialisierung in Geschlechterrollenstereotypen weiblichen Daseins, die vor allem durch Märchensymbole Ausdruck finden: „Der Blick vom Schloß nach tief unten in den Park. Rapunzel, Rapunzel, laß dein Haar herunter ... Da unten muß er stehen, der Prinz ... Oder sie verwandelt das Erkerchen in eine

Turmkammer mit Spindel und Spinnrad. Zählt bis zwanzig, fünfmal von vorn, hundert Jahre sind vergangen. Sie streckt den Kopf vor, der Kuß des Königssohnes." (Ich bin nicht Ottilie (1992), S. 36). Die Universität und der geliebte Lehrer (erneut ein Prinz) als Rahmung für das DU des Sozialismus als Utopie; das Büro der Wissenschaftlerin Sara als Ort der Erstarrung, des Nicht-gebraucht-Werdens; auch das neu gebaute Haus (und später das Haus in der Nehrung mit einem neuen Partner) als Eingrenzung der Kreativität, als Ort der starren Routine und Ausdruck des Erlebens geforderter, patriarchal bestimmter Emanzipationsmuster (die „Utopie Familie"; „Das Kind – das Haus – die Höhle."), werden als Stocken individueller Bewegung empfunden und als Täuschung.

Darin eingelagert erscheint als verdeckte Erzähllinie eine tiefe Verletzung der Weiblichkeit der Hauptfigur Sara. Sie empfindet sich als Makel, degradiert in ihrem Frau-Sein aus männlicher Perspektive. Ihre Kindheitserlebnisse und die Wertsetzungen der Mutter waren der Nährboden: „Die Ermahnungen der Mutter. ‚Wenn du am Daumen lutschst, werden deine Zähne vorstehen, und du bekommst keinen Mann.' – Wenn du mit den Füßen nach innen gehst, wirst du keinem gefallen." (ebd. S. 37)

„... ‚Es wird Zeit', entgegnete er, ‚du bist unterentwickelt.'" (S. 67)

„Mit ihr als Frau muß etwas nicht stimmen." (S. 69)

Eros, Sexualität bleiben so für Sara, ähnlich dem kreativen Schreibprozess, neben ihrer Abhängigkeit von den Wertungsnormen des Du (der Mutter, des Großvaters, der späteren Männer) auch Sehnsuchtspunkt und Möglichkeit der Transzendierung des Ich, die, wunderbar angelegt im Motiv des *Fliegens aus der Dachluke* in der Kindheit, als durchgängige autobiographische Erzählkette und *Utopie vom Entgleiten ins andere, Eigentliche, beibehalten wird:* „Seltsames Gefühl. Anderssein. Fliegen wollen. Die Flügel wachsen." (S. 25). Später heißt es: „Das Gefühl, nie wieder zu fliegen. Nicht der Ansatz eines winzigen Hügels auf dem Rücken." (S. 315 )

Sie schafft in einer Intervention dieser Verlaufskurve des Stockens den Punkt für einen wirklichen Wandlungsprozess, durchstößt die Wände „der Puppenstube" und entscheidet sich 1977 für die schriftstellerische Tätigkeit, legt auferlegte Rollenzwänge mit viel Mühe, Verletzungen und Schuldgefühlen ab: „Die Höhle eine Täuschung. Wie auch das Haus. Das Bewußtsein der

Täuschung. … Das Kind – das Haus – die Höhle.“ (S. 337 f.)
Sie trennt sich vom Geliebten und Ehepartner und nimmt sehr schwer die Trennung von einem ihrer Söhne hin, fällt so – beladen mit Schuldgefühlen – völlig aus der geforderten Frauen-Rolle der zufriedenen Vereinbarerin und vor allem Mutter. Ihre gesuchten neuen Sinnwelten (Schreiben) bzw. ihre Ahnungen davon sind nicht mehr mit der Alltagswelt dieses anderen Lebens vereinbar, es wird Sara auch nicht ermöglicht, dies zu vereinbaren. Für ihre Vorstellungen vom Leben als Frau und Künstlerin ist kein Muster gegeben. Sie muss einen Preis zahlen: ein Sohn bleibt beim Vater. Die Schriftstellerinnenexistenz scheint nicht integrierbar in die vorgegebene Rolle.
Schritte auf eine *kreative Entfaltung* hin sind, wie bereits angedeutet, das Erklimmen der Luke in der Kindheit, die Wanderungen in der Landschaft, die Orte der VorgängerInnen und Ermutiger (Franz Fühmann), das freie Sein auf dem Wasser im Urlaub (der Entscheidungsort für das Ausscheiden aus dem bisherigen beruflichen Tätigsein), auch der Ort in der Senke, als Ort des Erlebens körperlicher Liebe und weiblicher Bewusstwerdung. Das Erleben der Polarität von „Puppenstubenhaus“ und „kreativem Ort“ führt bei ihr zunächst zu vielen Nicht-Orten individuell-kreativen Daseins und nach konsequenter, wenn auch schmerzhafter erster Trennung von weiblichen Liebes- und Rollenmustern zu einem Ort der Kreativität (Schreib-Ort in einer eigenen kleinen Wohnung mit 42 Jahren), dessen angedeutete Inselhaftigkeit im letzten Buch zu einem späteren Schreib-Ort an der Seite des Sohnes weitab in die Natur führt.[39]
„Unbehaust?“, so könnte die Frage in der feministischen Literatur- und Sozialwissenschaft gestellt werden. Analytisch soll an dieser Stelle angedeutet werden, wie diese Ergebnisse soziologischer Analyse mit feministischen Betrachtungen über den Topos des Ortes im Schreiben von Schriftstellerinnen der DDR verbunden werden können.

Diese feministische Perspektive nimmt Anne Lequy in ihrer feministischen Untersuchung mit dem Titel , „Unbehaust“ – Die Thematik des Topos in wenig(er) bekannter Literatur von DDR-Autorinnen der 70er und 80er Jahre’ (2000) ein.[40]
Die Betrachtungen zum *Ort des Weiblichen*, der Entstehung von Rollenbildern und Geschlechterbeziehungen, ließen mich zu der Frage kommen,

welche *fremden Häuser zum eigenen Haus* führen können, als sinnbildlicher Ausdruck des Übergangs vom fremdbestimmten Dasein zur gestaltenden Identität. Da begegnen individuelle familiäre Räume, die nicht glaubhaft-authentisch waren. Nicht nur bei Sigrid Damm, sondern, wie bereits erwähnt, auch bei Irina Liebmann. Diese sollen nochmals erinnert werden: das Haus in Berlin/Biesdorf, das nicht das eigene war, das als Verlust von Zuhause und Schutz empfunden wurde; das Haus am Bahndamm in Merseburg als Ort des Hässlichen und der Fremde; die Wohnungen in Berlin als ständige Grenzerfahrungen. Erst die Ausweitung des privaten Raums auf öffentliche, soziale und geschichtliche Räume (das Café, das Mietshaus, die Große Hamburger Straße, der Hackesche Markt …) in der ethnographisch-schriftstellerischen Arbeit ermöglicht eine Annäherung an die individuelle und kollektiv-geschichtliche Identität der Ereignisträgerin, die letztendlich Platz nimmt im „Schiff" und damit auch ihrer Grenzerfahrung im Zusammenleben mit dem anderen Geschlecht Ausdruck verleiht.

Bei Sigrid Damm bleibt – auch über mehrere Bücher hinweg – im Schreiben die spürbare Enttäuschung, Verletzung, Sehnsucht beim Zurückgehen an falsche Anfänge und Orte, um Identität und Eigentlichkeit zu finden. Jahre später heißt es: „Empfängliche Haut. Erinnerung an Gerüche, Bewegungen, Berührungen, Hände, Gesichter. Begehren. Nichts. Immer nichts. Wie soll ich mich daran gewöhnen. Warum braucht ein einziges Leben so viel Zeit, um falsche Anfänge hinter sich zu lassen."[41]

Individualisierung prägt sich für sie als Schreibidentität an den Schreib-Orten und damit als fast polar gesetzte Konstituente: in der Arbeit, dem Werk (hier Franz Fühmann, ihr freundschaftlicher Ermutiger und Besessener: „Es bleibt nichts anderes als das Werk."). Das biographische Handlungsschema des Schreibens wird zum Zentrum.

Der biographietheoretische Kommentar der Erzählerin am Ende des Entwicklungsromans „Ich bin nicht Ottilie" lautet: „Das Tor zur Utopie. Sie gibt nicht auf; miteinander reden, sich lieben. Jetzt kennt sie sich, weiß, was sie kann, will, vermag. Das der Sinn. Das innere Gleichgewicht. Freisein, Konzentration auf die Arbeit. Manchmal denkt sie, das ist das EIGENTLICHE. … Gewissheit, Bewegung wird einsetzen." (S. 390 f.)

*Der Sehnsuchtsort* – als Ort der Liebe – bleibt sinnhafte Suche. Für mich

bleibt die Frage: Was tritt an die Stelle scheinbar abgelegter Rollenmuster und Utopien (Orgasmus, Familie, Sozialismus)? Die Polarisierung von Traditionellem und Schöpferischem/Neuem in der Arbeit hinterlässt eine Lücke, erscheint als Rahmen. Womit wird dieser gefüllt? Mit dem Immergleichen? Oder bleibt sie als Sehnsuchtspunkt einer romantisch *„Unbehaust(en)“*?
Ein Ort in Lappland, in der Nähe des Sohnes, erscheint im letzten Buch der Autorin so als Wirklichkeit und Legende.[42] Eine Frau um die 60, ein junger Mann Mitte 30. Sieben Tage gehen sie auf eine Lebenswanderung, getrennt und zu unterschiedlichen Zeiten. Das Auflösen von Raum und Zeit, endend in der Liebe und Geburt einer neuen Familie des jungen Mannes. Wieder die alten Muster? Wiederholend (überholte) Legenden- und Märchenorte?[43]

Ich möchte so mit der folgenden selbst verfassten Montage, einem Netz von aufgenommenen und gestalteten Erfahrungen in dichter Sprache – auch dies als ein Moment analytischer Kraft – den Bogen schließen und diese *Bewegung des Fliegens aus der Dachluke* als Kern eines biographischen Wandlungsschemas auf andere Art und Weise einfangen – auch als eine meiner Bewegungen auf wissenschaftliches Erkennen des Künstlerischen hin.

**weinrotes samtkleid**
Rapunzel, denk ich, Schneewittchen. Weiß wie der Zopf. Rot wie das Kleid. Aschenputtel. Dornröschen. So rot, so grau, die guten ins Töpfchen, die schlechten .... Der Kuss des Königssohnes. Hundert Jahre hinter der Dornenhecke warten. Spindel und Spinnrad. Ja. Zurück in die MÄRCHENZEIT – Rapunzel lass dein Haar herunter ... Da unten muss er stehen der Prinz.
Hätte sie einen Bruder, zählte nicht allein ihr Äußeres. Dann wäre ihre Tat gefragt. Ihr abgeschnittener Finger als Schlüssel für die Tür zu den verzauberten Brüdern.
Bruder und Schwester. Seht her, das ist mein Prinz. Was für ein hübscher kleiner Hintern sagt der Großvater. Die ängstigende Schönheitsvorstellung fällt in sich zusammen.
Das hellrote Kleid aus Waschsamt mit den bunten Stickereien trug sie damals. Hellrot-dunkelrot, weiß wie Schnee, rot wie Blut. Ruckedigu, Blut ist im Schuh. Was war mit der rechten Braut? Wo war der Bräutigam?
Das Spiel heilige Familie. Brach ab. Alle fielen aus den Rollen. Wo war Ra-

punzel?
Hinter der Dachluke. Seltsames Gefühl. Anderssein. Fliegen wollen. Die Flügel wachsen.

Anderssein. Fliegen wollen. Die Flügel wachsen. Luke und hinaus. Hängengeblieben. Zurück auf den Dachboden. Das Gefühl, nie wieder zu fliegen. Damals. In der Puppenstube. Mit den Vorgängern. Zurück an den Anfang. Die Vergangenheit. Die eigene und die fremde.
Durchstoßen die Wand! Was war mit dem Riss?
Ruckedigu, Blut ist im Schuh und der Königssohn hat keine Lust.
Ich schloss mich ihm an, das Schloss schnappte zu. Das Tor? Je näher ich ihm kam, desto mehr verlor ich mich.
Sie kehrt sich gegen ihre Kinder. Gegen sich selbst. Es ist das Ende. Das Zeichen.
Verstörtheit,
eine leise Stimme, fast zitternd.

Die Liebe ihr Thema. Nichts anderes interessiert mich auf dieser Welt.
Wie kam sie dahin?
Was will ich finden?
Ahnungen und Wissen. Abgrund zwischen Leben und Schreiben.

Und der Schlaf legt sich zu mir. In der Nacht loderndes Herdfeuer, ich hantiere mit den Ringen, habe drei Töpfe auf dem Feuer.

Heute koch ich, morgen back ich und übermorgen? Aber das ist ja eine andere Geschichte und Rumpelstilzchen kein Prinz und gar ohne Zopf. Am lodernden Feuer die Hoffnung schüren. Maßlos. Absolut. Durch das Tor gehen und was kam dann? Vor Feuerschlünden. Sich aus dem Sumpf ziehen.

Ein Zeichen.
Von der Braut, der Jüngeren:
„Rapunzel Rapunzel
Setz die Brille ab heul dich aus
laß die Schminke fließen es hilft
nicht aber befreit wovon Rapunzel
in Rotz und Wasser ersäuft die Welt
mußt du nicht mehr sehen was ist
willst nicht den alten Zopf abschneiden
im Märchen zieht man die andren dran hoch

zerrt man sich selbst aus dem Sumpf
heißt das Lüge wird bestraft so
ist das Leben Rapunzel das Sicherste
ist ein Turm ohne Tür.“[44]

Ist er es, der Turm? Der Erker im Schloss? Die Luke. Und Hinaus.
Rapunzel, denke ich, im weinroten Samtkleid.

**Anmerkungen**

1) Köhler, B.: Wittgensteins Nichte. Vermischte Schriften. Mixed Media. Frankfurt 1999.
2) In den 90er Jahren gab es konzentriert Bemühungen, die Forschungen unterschiedlicher Wissenschaftsdisziplinen zu weiblicher Autobiographik zusammenzuführen, wobei die jüngste deutsche Literaturentwicklung noch wenig berücksichtigt ist. Ich stelle damit die Untersuchungen in eine Forschungsgeschichte, die durch folgende Sammelbände dokumentiert wird: Michaela Holdenried (Hg.): Geschriebenes Leben: Autobiographik von Frauen (1995), Karin Tebben: Literarische Intimität. Subjektkonstitution und Erzählstruktur in autobiographischen Texten von Frauen (1997) sowie Magdalene Heuser (Hg.): Autobiographien von Frauen. Beiträge zu ihrer Geschichte (1996). Dort vorgestellte Arbeiten von Ortrun Niethammer und Michael von Engelhardt, der aus soziologischer Sicht das Verhältnis von Biographie und Identität im mündlichen Erzählen von Frauen und Männern untersucht, sind methodologisch anregend wie auch die Erörterungen von Gisela Brinker-Gabler zu den „Metamorphosen des Subjekts. Autobiographie, Textualität und Erinnerung“. Monika Melchert trägt mit ihren Forschungen zu „Muster(n) von Kindheiten im Nachkriegsdeutschland Ost und West: Zur Erfahrung von Mädchensozialisation in autobiographischen Romanen von Frauen“ zur Aufarbeitung der jüngsten Autobiographik von Frauen in Deutschland bei.
3) Emmerich, W.: Versungen und Vertan. Rückblicke auf 40 Jahre DDR-Literatur und Geschichtsschreibung der DDR-Literatur. In: Oxford German Studies 27/1998, S. 141-168.
4) Die bisherige Materialbasis sind die autobiographischen und auch teilweise biographischen Texte der Autorinnen Damm, Feyl, Liebmann, Krauß sowie die Transkriptionen der mit ihnen geführten narrativ-biographischen Interviews. Als belletristische Texte stehen im Mittelpunkt: Irina Liebmann: In Berlin, 1994 (Mitten im Krieg, 1989; Ein Sommer in Deutschland - eine romantische Reise, 1997; Stille Mitte von Berlin, 2002; Das Lied vom Hackeschen Markt - Hörspiel, 2002), Sigrid Damm: Ich bin nicht Ottilie, 1992 (Vögel, die verkünden Land, Das Leben des J.M.R. Lenz, 1985; Diese Einsamkeit ohne Überfluss, 1995; Essays 1999; Tage- und Nächtebücher aus Lappland, 2002), Renate Feyl: Ausharren im Paradies, 1992 (Idylle mit Professor, 1985; Das sanfte Joch der Vortrefflichkeit, 1999), Angela Krauß: Der Dienst, 1988/1990; Die Überfliegerin, 1995 (Sommer auf dem Eis, 1998; Milliarden neuer Sterne, 2000).
5) Vgl. Schütze, F.: Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis 3/1983, S. 283 ff.
6) Vgl. Lequy, A.: „Unbehaust“ – Die Thematik des Topos in Werken wenig(er) bekannter DDR-Autorinnen der 70er und 80er Jahre. Frankfurt 2000, S. 137 ff.
7) Verwendet wird der Begriff nach Karl Mannheim als Ausdruck für verschiedene Verarbeitungsweisen von Individuen innerhalb eines Generationszusammenhangs. Vgl. Mannheim, K.: Das Problem der Generationen. In: Kölner Vierteljahresschrift für Soziologie 3/1928, S. 55 ff.
8) Emmerich, W.: Kleine Literaturgeschichte der DDR. Erweiterte Neuausgabe. Leipzig 1996, S. 300.

9) Kaufmann, E.: Erzählend die Welt anschauen – die kleine wie die große. In: Kaufmann, E., U. Schröter, R. Ullrich (Hg.): Auf der Suche nach der verlorenen Zukunft. ‚Als ganzer Mensch leben'. Lebensansprüche ostdeutscher Frauen. Berlin 1997, S. 119.
10) Liebmann, I.: Wer spricht? In: Seidel, E., I. Liebmann (Hg.): In der Nacht las der Angeklagte Märchen. Prosa. Köln 1992, S. 127 f.
11) Schütze, F.: Die Relevanz der interpretativen Soziologie für die Gesellschaftsanalyse. Antrittsvorlesung an der Otto-von-Guericke-Universität. Magdeburg 1994, S. 30 ff.
12) Hier vor allem: Schütz, A., Luckmann, Th.: Strukturen der Lebenswelt. Darmstadt 1975; Schütz, A.: Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Frankfurt 1974; Mead, G.H.: Geist, Identität und Gesellschaft. Frankfurt 1968; Strauss, A.: Grundlagen der qualitativen Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung. München 1994.
13) Ich verstehe unter Transformation den Übergang vom Staatssozialismus zur pluralistischen Demokratie in vielerlei Hinsicht. In Anlehnung an Ursula Bredel (Erzählen im Umbruch. Studie zur narrativen Verarbeitung der Wende 1989, 1999) bedenke ich jedoch die Verwendung der Begriffe Wandel, Umbruch, Entwicklung gerade in ihrer biographieanalytischen Dimension. Umbruch als die Abweichung vom wahrscheinlichsten Pfade, als nicht prozessual; Entwicklung als Verknüpfung zwischen den einzelnen Zuständen. Es gibt mehrere Untersuchungen zum Transformationsprozess von Künstlerinnen in der DDR, z. B.: Kaufmann, E., U. Schröter, R. Ullrich (Hg.): Auf der Suche nach der verlorenen Zukunft. ‚Als ganzer Mensch leben'. Lebensansprüche ostdeutscher Frauen. Berlin 1997; Grubitzsch, H., Kaufmann, E., Scholz, H.: Ich will meine Trauer nicht leugnen und nicht meine Hoffnung: Veränderungen kultureller Selbstwahrnehmungen von ostdeutschen und osteuropäischen Frauen nach 1989. Bochum 1994.
14) Vgl. dazu die Schriften von Strauss, A.: Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung, München 1994, S. 44 ff.; Strauss, A., Glaser, B.: Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung. Bern/Göttingen/Toronto/Seattle1998.
16) Vgl. Holdenried, M.: Autobiographie. Stuttgart 2000, S. 82 ff.: „… Um der misslichen Wahl zu entgehen, können vorläufig nur Forderungen an künftige Forschungsansätze formuliert werden: Selbstverständlich sollte ein Anti-Essentialismus sein, welcher gender in einem dichten Netz von Bedeutungen situiert. Dazu können Untersuchungen historischer, soziologischer, anthropologischer, ethnologischer Art beitragen ..."
17) Dausien, B.: Biographie und Geschlecht. Zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten. Bremen 1996, S. 105 ff; dies.: Erkenntnisprojekt Geschlecht: feministische Perspektiven verwandeln Wissenschaft. Opladen 1999.
18) Interview mit Hans-Joachim Schröder vom 23.2.1994, zitiert nach Schröder; H.-J.: Interviewliteratur zum Leben in der DDR. Zur literarischen, biographischen und sozialgeschichtlichen Bedeutung einer dokumentarischen Gattung. Tübingen 2001, S. 254 f.
19) Vgl. dazu Berger, P., Luckmann, Th.: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt 1980.
20) Interviewausschnitt aus einem Interview von H.-J. Schröder, siehe Anm. 18, S. 255.
21) Vgl. dazu Schütze, F.: Die Relevanz der interpretativen Soziologie für die Gesellschaftsanalyse. a.a.O.
22) Irina Liebmann verwendet den Begriff als direkte Bezeichnung für ihre Erkundungen, Recherchen und Tagebuchaufzeichnungen in der Großen Hamburger Straße Anfang der 80er Jahre. Der Begriff ist lebendig als erzählgenerierendes Moment, Ereignisträger, in dem

Roman „In Berlin“ (1994), als Motiv, ich möchte sagen als Allegorie für die biographische Arbeit der Irina Liebmann.

23) Vgl. dazu: Schütze, F.: Das Paradoxe in Felix’ Leben als Ausdruck eines „wilden“ Wandlungsprozesses, S. 16. In: Koller, H.-Ch. et al. (Hg.): Biographie als Text. Weinheim 1994, S. 13-60.
24) Vgl. Dausien, B.: siehe Anm. 17, S. 3 ff.
25) Wolfgang Emmerich verwendet diesen Begriff auch in Bezug auf den Text „Der Dienst“ von Angela Krauß. Emmerich, W.: siehe Anm. 8, S. 491 f.
26) Der Begriff wird verwendet nach Berger/Luckmann, zurückgehend auf die Bedeutung von symbolischen Sinnwelten (heiliger Kosmos) für die Integration von Alltagserfahrungen unterschiedlichster Art (auch Grenzerfahrungen) und auf unterschiedlichen Stufen (Mythologie, Theologie, Philosophie, Wissenschaft, Kultur etc.). In: Berger, P., Luckmann, Th.: siehe Anm. 12, S. 114 ff.
27) Vgl. den Abschnitt ‚Theorien – Ideologien – Programme’, in: Glaser, H.A. (Hg.): Deutsche Literatur von 1945-1995. München 1997, S. 201 ff.
28) Es ist, ob der Bedeutung der Frauen in der Literatur der 70er und 80er Jahre, nicht zu verstehen, dass in der Sozialgeschichte der Literatur von Horst A. Glaser darauf kein Bezug genommen wird! Schriftstellerinnen in exponierter Stellung, wie Christa Wolf, bleiben die Ausnahme.
29) Fritz Schütze entwickelt für seinen Analyseansatz Kategorien, vor allem ausgedrückt in den „Kognitiven Figuren des Stegreiferzählens“ (als die elementaren formalen und inhaltlichen Orientierungs- und Darstellungsraster für das im autobiographischen Erzählen an Ereignissen und Erfahrungen Darzustellende), auf die ich zurückgreife und die auf ihre mögliche Kongruenz mit literaturwissenschaftlichen Kategorien bzw. eine Erweiterung durch diese geprüft werden. Dies sind die „Biographie- und Ereignisträger“ und deren soziale Beziehungen, die Ereignis- und Erfahrungsketten, Situationen, Milieus und soziale Welten als Bedingungs- und Orientierungsrahmen sowie die Gesamtgestalt der Lebensgeschichte. Biographische Gesamtformung meint z. B. die Gesamtgestalt der Lebensgeschichte als eigenständige kognitive Figur des autobiographischen Stegreiferzählens, deren Kern die autobiographische Thematisierung und die globalen Zusammenhänge der Lebensgeschichte in ihrer Ordnungsstruktur sind. Dazu treten die Prozessstrukturen des Lebenslaufes (Handlungsschemata, institutionelle Ablaufmuster, Verlaufskurven, Wandlungsprozesse) als übergreifende Figuren des Erzählens, Beschreibens, Argumentierens. Diese Kategorien beinhalten durchaus die Möglichkeit, ästhetische Strukturen und Besonderheiten des Erzählens in seiner Raum-Zeit-Konstellation bis hin zu besonderen Redegestaltungen und stilistischen Mitteln zu betrachten. Vgl. auch Schütze, F.: Interaktionspostulate – am Beispiel literarischer Texte: Dostojewski, Kafka, Handke u. a., in: Hess-Lüttich, E.W. (Hg.): Literatur und Konversation. Sprachsoziologie und Pragmatik in der Literaturwissenschaft. Wiesbaden 1980, S. 72-94.
30) Damm, S.: Lenz – eine geheime Lernfigur (Rede, gehalten 1987 zur Verleihung des Feuchtwanger-Preises). In: Dies.: Atemzüge. Essays. Frankfurt 1999, S. 196.
31) Verlaufskurvenprozesse als grundlagentheoretische Kategorie sind biographische Prozessverläufe, die durch Erleiden gekennzeichnet und für den Biographieträger nicht mehr steuerbar sind. Er kommt „ins Trudeln“, verliert langsam die Fähigkeit, sein Leben zu gestalten und die Ereignisse können übermächtig werden. Das Vertrauen in soziale Rahmungen und Arrangements geht verloren und es ist schwierig, einen stabilen Gleichgewichtszustand der alltäglichen Lebensführung zurückzugewinnen.
32) Mead, G.H.: Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus. Frankfurt $^{6}$1973.
33) Plessner, H.: Die Stufen des Organischen und der Mensch: Einleitung in die philosophische

Anthropologie. Berlin 1965, S. 288 ff. Plessner sagt: „Exzentrizität ist die für den Menschen charakteristische Form seiner frontalen Gestelltheit gegen das Umfeld.“ (S. 292).

34) Schütze, F.: Ethnographie und sozialwissenschaftliche Methoden der Feldforschung. Eine mögliche Orientierung in der Ausbildung und Praxis der sozialen Arbeit? In: Groddeck, N. et al (Hg.): Modernisierung sozialer Arbeit durch Methodenentwicklung und Reflexion. Freiburg/Brsg. 1994, S. 190: „Die ethnographische Sichtweise ist eine metatheoretische und metamethodische Haltung, die eine prinzipielle Phänomenoffenheit und eine verfremdende Perspektive auf die zu erkundenden Phänomene impliziert. Sie muß sowohl Tendenzen zur Einvernahme (Nostrifizierung) als auch solche zur verdinglichenden Fremdmachung abwehren. … Sie weist aber besondere epistemische Erkundungsprinzipien auf, wie das der methodischen Fremdheitshaltung oder das der pragmatischen Brechung von Wissens- und Symbolgehalten.“

35) Liebmann, I.: Stille Mitte von Berlin. Eine Recherche rund um den Hackeschen Markt. Berlin 2002.

36) Alfred Schütz spricht von den Schichten der Wirklichkeit: der Welt in unmittelbarer Reichweite, der Welt in wiederherstellbarer Reichweite und der Welt in erlangbarer Reichweite als Formen der natürlichen Einstellungen des Menschen zur Wirklichkeit. In: Schütz, A.: Über die mannigfaltigen Wirklichkeiten. In: ders.: Gesammelte Aufsätze. Den Haag 1971, S. 237-298.

37) Schaut man werkgeschichtlich auf die Texte der Sigrid Damm, so wird eine Erzähllinie sichtbar: die Suche von Frauenfiguren nach einem individuell bestimmten Leben und die Suche nach Liebe. Die erste selbstständige schriftstellerische Arbeit legt Sigrid Damm mit der Herausgabe der Briefe der Caroline Michaelis-Böhmer-Schlegel-Schelling vor; eine Frau, die ob ihres unkonventionellen und auf eigenständige und erfüllte Liebe hin gelebten Lebens als „politisch-erotische Frau“ gewertet wurde und wenig nach vorgeformten Normen lebte. Die Herausgabe „Die schönsten Liebesgedichte“ mit dem Satz im Nachwort: „Was macht uns denn notwendig als die Liebe?“ setzt dieses Motiv als inhaltlich und strukturell tragendes Element der Textgestaltung fort.
Cornelia Goethe (1987) und J.R.M. Lenz (1985) sind die Vorgänger, die das Nachdenken über die eigene Biographie genauso anregen wie über die Möglichkeiten der Menschen zu lieben und als Frau geliebt und geachtet zu werden. „Entweder diese Einsamkeit ohne Überfluß oder das Gewitter der Liebe, nichts anderes interessiert mich auf dieser Welt.“ (Camus) – dies ist das Leitmotiv des Reisebuches (Diese Einsamkeit ohne Überfluß, 1995) und die darin enthaltende Frage ein Markierer, der Erzähllinien mehrerer Texte komplex verbindet.

38) Transkriptionshinweise: (( )) eigenständige Ausdrucksweise, z. B. ((lachend)); + Ende der eigenständigen Ausdruckweise; (-) Stimme in der Schwebe; (’) Intentionshebung (steigender Ton); fett unterlegt: mit Nachdruck gesprochen.

39) Vgl. hierzu das letzte Buch: Damm, S.: Hamster Damm: Tage- und Nächtebücher aus Lappland. Frankfurt 2002.

40) Neben sehr aufschlussreichen Diskursen zu Differenzfeminismus/egalitärem Feminismus und dessen Anwendung auf Frauenleben in der DDR, überzeugt die Darstellung der Rahmenbedingungen (politisch, rechtlich, alltagsweltlich, kulturell) des patriarchalen Sozialismus in der DDR.

41) Damm, S.: Diese Einsamkeit ohne Überfluß. Frankfurt a. M./Leipzig 1995, S. 198.

42) Tage- und Nächtebücher aus Lappland, siehe Anm. 39.

43) Rapunzel ist aus ihrem Turm gekommen, ihrer Puppenstube. Aber ist die früh sozialisierte Sehnsucht nach dem Prinzen, dem männlichen Bestätiger, nicht geblieben? Hier werden

Ursula Elsner

# Stark – sinnlich – gut: Frauenbilder bei Christoph Hein Textbetrachtungen aus Sicht der Feministischen Literaturwissenschaft

Seit den 70er Jahren entwickelt sich in Deutschland eine feministisch orientierte Forschung[1], deren Ziel es ist, die Gleichstellung der Frau in allen gesellschaftlichen Bereichen zu fördern, d. h. patriarchalische Strukturen innerhalb der Gesellschaft aufzudecken und zu verändern.

Lange waren Frauen- und Geschlechterthemen an Hochschulen und Universitäten marginalisiert, lange galt Feministische Literaturwissenschaft als ein „Mittelbauphänomen", war die Einrichtung von Professuren für Gender Studies umstritten. Auch Frauen warnten anfangs vor der potenziellen Gefahr einer Gettoisierung von Frauen-Themen und plädierten dafür, dass Feministische Forschung alle Bereiche des Faches durchziehen und nicht in einer Enklave stattfinden solle.

So versteht sich Feministische Literaturwissenschaft auch nicht als neue, zusätzliche Interpretationsmethode, sondern als eine Richtung der Literaturwissenschaft, der die gleiche Theorievielfalt, der gleiche Methodenpluralismus zur Verfügung steht wie der Literaturwissenschaft überhaupt. Feministische Literaturwissenschaft kann also beispielsweise hermeneutisch, psychoanalytisch oder sozialhistorisch vorgehen, je nach Beschaffenheit des Textmaterials und der Forschungsabsicht.

Herausgebildet haben sich drei Aufgabenbereiche der Feministischen Literaturwissenschaft: Die Frauenbildforschung, die Spurensuche und das Nachdenken über Konzepte weiblichen Schreibens.

*Frauenbildforschung* will aufmerksam machen auf stereotype Frauenbilder in literarischen und literaturwissenschaftlichen Texten. Heilige oder Hure, Madonna oder Mätresse, femme fragile oder femme fatale – auf der einen Seite, die unschuldige, asexuelle, so genannte „weiße Frau", auf der anderen der Verderben bringende erotomanische Vamp, die so genannte „rote Frau". Bei Fontane entsprechen die einen dem Typ *Melusine*: die liebreizende Kindfrau à la Effi Briest, die anderen dem Typ *Mathilde*: die boden-

ständig-praktische und ehrgeizige à la Mathilde Möhring und Frau Jenny Treibel. Im Roman „Mathilde Möhring“ findet sich der folgende, äußerst aufschlussreiche Dialog:

„Ich glaube auch nicht, dass ich fähig sein würde, mich jemals in eine Klothilde zu verlieben. Aber je weniger der Name für eine Braut oder Geliebte passt, desto mehr für eine Schwester. Er hat etwas Festes, Solides, Zuverlässiges und geht nach dieser Seite hin fast noch über Emilie hinaus. Vielleicht gibt es überhaupt nur einen Namen von ebenbürtiger Solidität.

Und der wäre?

Mathilde.

Ja, lachte Cécile, Mathilde! Wirklich. Man hört das Schlüsselbund.

Und sieht die Speisekammer. Jedesmal, wenn ich den Namen Mathilde rufen höre, seh ich den Quersack, darin in meiner Mutter Hause die Backpflaumen hingen. Ja dergleichen ist mehr als Spielerei, die Namen haben Bedeutung.“[2]

Inwieweit Fontane hier ein gängiges Klischee bedient oder entlarvt, sei dahingestellt. Feministische Literaturwissenschaft jedenfalls thematisiert den „männlichen Blick“ derer, die solche Texte schrieben und derer, die diese Texte interpretieren, ohne diese klischeehaften Typisierungen zu bemerken. Sie plädiert dafür, dass Frauen in ihrer Vielfältigkeit und Unterschiedlichkeit dargestellt, Typisierungen aufgebrochen oder wenigstens benannt werden. Generell fordert der *dekonstruktivistische Feminismus* das andere Lesen, Wieder-Lesen, Gegen-Lesen von Texten, das Aufbrechen erstarrter, männlich geprägter Interpretationsmuster.

Das zweite Aufgabenfeld der Feministischen Literaturwissenschaft ist die *Spurensuche*. Feministische Literaturwissenschaft hat herausgefunden, dass materielle, soziale und sozialpsychologische Barrieren es Frauen sehr schwer, oft sogar unmöglich gemacht haben, zu schreiben. Wenn sie doch geschrieben haben, trotz aller Hindernisse, sind sie oft an der nächsten Hürde gescheitert, d. h. sie sind nicht in die Literaturgeschichte eingegangen, nicht in den Kanon, nicht in das kulturelle Gedächtnis aufgenommen worden. Literaturgeschichte ist über Jahrhunderte männlich geprägt. Spurensuche heißt, solcherart – im doppelten Wortsinn – verdrängte Autorinnen bekannt zu machen, ihre Biographien zu recherchieren, ihre Texte erstmals oder neu

zu veröffentlichen. Ergebnisse solcher Bemühungen liegen inzwischen in beeindruckender Weise vor. [3]

Das dritte Arbeitsfeld der Feministischen Literaturwissenschaft erforscht *Konzepte weiblichen Schreibens*. Hier wird untersucht, was Frauenliteratur überhaupt ausmacht. Ist Frauenliteratur Literatur von, über oder für Frauen? Schreiben Frauen anders? Haben sie eine andere Sicht auf die Dinge? Benutzen sie eine andere Sprache? Bevorzugen sie andere Textarten und Themen als männliche Autoren?

Hier soll nun ein Einblick gegeben werden in geschlechterspezifische Aspekte der Literaturwissenschaft. Am Beispiel des Autors Christoph Hein will ich zeigen, wie Feministische Literaturwissenschaft, wie der „weibliche Blick" auf den Text neue Erkenntnisse und Zusammenhänge zutage fördern kann, wie die Fokussierung der Frauen- und Geschlechterproblematik den Blick weiten und zu einer differenzierteren Wahrnehmung verborgener Textschichten führen kann.

**Ein „erweiteter Blick" auf Christoph Hein**

Bekannt wurde Christoph Hein mit einer Novelle, die 1982 in der DDR als „Der fremde Freund" und in der BRD unter dem Titel „Drachenblut" erschien und international großes Aufsehen erregte. In der DDR löste das Buch – acht Jahre vor der Wende – einen Skandal aus, in Westeuropa, besonders in Frankreich, wurde der Autor als jemand gefeiert, dem es gelungen war, mit seiner Zivilisationskritik den Nerv der Zeit zu treffen, und zwar systemunabhängig und -übergreifend.

Die von Leserinnen und Lesern nach dem Erscheinen der Novelle „Drachenblut" am häufigsten gestellte Frage an Christoph Hein – eine Frage, in der Neugier, Faszination und Anerkennung mitschwangen – war die, warum er hier als männlicher Autor aus der Perspektive einer Frau erzählt habe. Hein gestand, dass er das Buch zunächst anders, nämlich aus der Sicht Henrys, konzipiert hatte: „Aber irgendetwas langweilte mich daran, und da habe ich die Geschichte noch einmal umgeschrieben. Das hatte schon etwas mit erhöhten Schwierigkeiten zu tun ... Erhöhte Schwierigkeiten sind immer etwas sehr Reizvolles, sonst würden die Springer nicht auch ständig die Latte höher legen lassen."[4]

Diese Selbstaussage des Autors veranlasste mich, genauer hinzuschauen und die Figurengestaltung in verschiedenen Texten des Autors im Hinblick auf die Geschlechterproblematik zu fokussieren. Der erste Roman, den ich solchermaßen in den Blick nahm, „Der Tangospieler" (1989), erscheint zunächst hauptsächlich wegen seiner politischen Brisanz wichtig zu sein. Politisch brisant war allein die Tatsache, dass der Roman den „Prager Frühling" thematisiert und 1989, kurz vor dem Fall der Mauer, in Ost- und Westdeutschland erschien.

Für mich erzählt dieser Roman ein Stück DDR-Geschichte, welche ich selbst erlebt habe. Der Roman spielt an Orten, an denen ich mich auskannte: An der Leipziger Universität z. B., wo Dr. Hans-Peter Dallow, der Protagonist des Romans, Dozent für Geschichte war und wo ich sechs Jahre nach der Romanhandlung studiert habe, auch bei Lehrern wie Dallow und Roessler, während über Lehrer wie Horn (Horns Ende, 1985) geschwiegen wurde. Erinnerungen – um nicht zu sagen, nostalgische Gefühle – wurden wach, als ich bei der erneuten Lektüre des Romans mit Dallow „am Opernhaus vorbei durch die Grimmaische Straße bis zum Thomaskirchhof"[5] gelaufen bin. Beethovenstraße, Kreisgericht, Harkortstraße, Dimitroff-Museum, Bayrischer Platz, das Ring-Café, in dem Harry kellnerte, und Dallow seine nächtlichen Frauenbekanntschaften machte – das alles ist ziemlich authentisch, genauso übrigens wie zensierte Kabarett-, Faschings- und Kulturprogramme.

Im Roman „Der Tangospieler", in dessen Mittelpunkt ein 36-jähriger, gerade aus der Haft entlassener, liebeshungriger Mann steht, ist auf jeder zweiten Seite von Frauen die Rede.

„Der Tangospieler" (1989) ist nach der Novelle „Der fremde Freund/Drachenblut" (1982) und dem Roman „Horns Ende" (1985) der dritte größere epische Text von Christoph Hein. Die Ärztin Claudia, der Historiker Horn und sein Berufskollege Dallow sind Variationen auf ein Thema, „alle drei Figuren haben sich aus Verbitterung von ihrer Umwelt abgekapselt, bis ihnen nur noch der Wunsch nach Selbstvernichtung bleibt".[6]

Heins Figuren haben, unabhängig von ihrem Geschlecht, die gleichen Probleme. Der Klavier spielende Historiker Dallow scheint in vielen Dingen der Zwillingsbruder der Ostberliner Ärztin Claudia zu sein. „Vordergründig

betrachtet sind beide beruflich erfolgreich und haben sich auf spezifische Weise in ihren jeweiligen Nischen, der Wissenschaft einerseits, dem Krankenhausbetrieb andererseits, eingerichtet; beide Akademiker sind politisch desinteressiert und legen ein rationalistisch-abgeklärtes Weltverständnis an den Tag; beide sind geschieden, kinderlos und ziehen flüchtige Bekanntschaften einer neuen, tieferen Bindung an einen Partner vor; beide haben ein gestörtes Verhältnis zu den Eltern und empfinden menschliche Kontakte insgesamt als anstrengend ...; beide pflegen in ihrer Freizeit ‚entseelte' Hobbys, Dallow rast (wie der fremde Freund Henry, U. E.) ziellos mit seinem Auto durch die Gegend, Claudia fotografiert Landschaften und verfallene Gegenstände; beide führen zunächst ein unauffälliges, ‚zufriedenes', gesellschaftlich angepaßtes Leben, (bis sie, U. E.) durch eine ‚unerhörte Begebenheit' aus ihrer Bahn geworfen werden."[7]

Bei Claudia geschieht dies durch die Begegnung mit Henry und dessen sinnlosen Tod, bei Dallow durch seine Verurteilung zu zwei Jahren Gefängnis und die frustrierenden Erlebnisse nach der Entlassung. Beide, Claudia und Dallow, geraten vorübergehend in eine Identitäts- und Existenzkrise, werden von Erinnerungen, Scham und Ängsten gepeinigt, kehren aber am Ende in ihr vormaliges, geregeltes Leben zurück, ohne dass es den Anschein hätte, als seien sie tiefgreifend verändert worden. Als Meister in der Kunst der Verdrängung und Selbsttäuschung sind sie bestrebt, „möglichst paßgerecht wieder auf der alten Schiene aufgesetzt [zu] werden ... denn jetzt wußte er (Dallow, U. E.), daß längst alle Weichen des Lebens von ihm oder anderen gestellt waren und er nur noch den vorgeschriebenen Weg zu Ende zu gehen hatte, unfähig, etwas zu ändern. Er würde durch nichts mehr von sich überrascht werden. (Dallow, U. E.) war nicht ins Gefängnis gekommen, weil er kriminell, aufsässig oder mutig gewesen war; einer Dummheit wegen hatte man ihn verurteilt ... ein Unfall ... Nichts als ein Irrtum. Ein Versehen beider Seiten. Keine Veränderungen. Es gab nur eine Unterbrechung, von der er, nachdem sie nun einmal passiert war, gehofft hatte, sie würde noch eine letzte, wichtige Weichenstellung erlauben. Aber ... er verstand nicht, die Chance zu nutzen." (DT, 110)

Preis für die Wiedereingliederung in die Gesellschaft sind die emotionale Abstumpfung und der Verlust der Selbstachtung. Was bleibt, ist ein gepfleg-

tes Selbstmitleid, das Dallow zwar „unangenehm und widerlich war“ (DT, 124), gegen das er sich aber nicht wehren kann: seine verkrampften Hände kommen ihm vor „wie die Wachsfinger eines Heiligen“ (DT, 6), er fühlt sich „wie ein entlaufener und verwilderter Hund“ (DT, 115), ein Vergleich, über den er lächelt und dann lange nachdenkt: „Entlassene Häftlinge ... sind diesen armseligen Hunden vergleichbar ... räudig ... struppig ... verschlagen und bissig und unberechenbar, und doch sind sie nur auf der Suche nach einem neuen Herrn, der sie tätschelt und schlägt und dem sie die Hand schlecken können.“ (DT, 116)

Fasziniert und das eigene Schicksal verklärend, betrachtet Dallow schließlich die Windflüchter auf Hiddensee, „jene vom Wind bizarr geformten Bäume. Dallow erschienen sie wie Gewächse, die ihren ständigen Demütigungen erlegen waren und eine ihn anrührende Form gefunden hatten, mit ihrer Bedrückung zu leben.“ (DT, 192)

Es fällt auf, dass der männliche Autor Hein den männlichen Protagonisten mit besonderer Schonungslosigkeit darstellt.

Von Frauen ist im „Tangospieler“ – immer aus der Perspektive des eher unsympathischen Helden – zunächst nur in sexualmetaphorischen Zusammenhängen die Rede. Dallow betrachtet die Frauen in der ersten Bahnhofskneipe nach der Entlassung aus dem Gefängnis, „und er versuchte sich vorzustellen, er schliefe mit ihnen“ (DT, 7), er versucht vergeblich, „ein ihm unbekanntes Mädchen“ zum Essen einzuladen (DT, 8). „‚Du hast mir gefehlt‘, sagte er zu dem Auto, ‚du und die Weiber‘“ (DT, 12). In seinem Leipziger Stammcafé starrt er der Barfrau „unausgesetzt ... auf die Knöpfe des Seidenkleids, auf ihre Brüste“ (DT, 15), – übrigens: „Neben ihm diskutierten (zwei) Männer noch immer über Prag und Dubček. Sie sprachen so laut miteinander, daß sich Dallow beim Betrachten der Brüste gestört fühlte“ (DT, 16) – und schließlich: „Eine Frau, die sich zu ihm setzte, verärgerte Dallow durch einsilbige Antworten und unfreundliches Schweigen“ (DT, 18).

Dallow flieht nach seiner Haftentlassung in den Alkohol und in sexuelle Abenteuer mit Frauen, die er nach „one-night-stands“ vor dem Morgengrauen verlässt, um sich den ernüchternden Anblick dieser abgenutzten Lustobjekte zu ersparen. Er vermeidet Verabredungen und Terminabsprachen, er achtet darauf, „daß man sich trennte, ohne über ein Wiedersehen zu sprechen“ (DT, 57),

er will keinerlei Verantwortung übernehmen, „völlig frei“ sein, „jeder noch so unbedeutenden Abhängigkeit ... entgehen“ (DT, 57), und „nach wenigen Wochen stellte er diese Barbesuche ein. Der immer gleiche Ablauf dieser Abende und der Bekanntschaften lähmten seine Lust, und er verspürte nur noch die Mühe, die es ihm bereitete, eine Frau anzusprechen und ihr ein paar Schmeicheleien zu sagen.“ (DT, 52) An die Stelle der Gier tritt Ekel.

Außer seiner Mutter, der er mit Nachsicht und Mitleid begegnet, und seiner Schwester, die er mit einer Art gleichberechtigtem Respekt betrachtet, spielen drei Frauen eine besondere Rolle in Dallows Leben: Elke Schütte, Barbara Schleider und Sylvia. Elke, Buchhändlerin und allein erziehende Mutter, ist klug, gut aussehend, anspruchsvoll und am Ende wohl zu anstrengend für einen Mann, der nicht weiß, was er will und der jegliche Verantwortung scheut. Schon einmal hat sie sich von einem Mann scheiden lassen, „um nicht noch den letzten Rest Achtung vor ihm zu verlieren.“ (DT, 99) Dallow sagt sie ins Gesicht, dass er „rücksichtslos und selbstgerecht“ (DT, 161) sei. Er ist ihren Anforderungen nicht gewachsen.

Barbara Schleider, Sekretärin am Historischen Institut, ist abgeklärt und selbstbewusst. Sie verachtet die Männer, die ihrer Meinung nach nur sich selbst lieben und Frauen nur brauchen, weil sie Angst vor dem Alleinsein haben. Nachdem sie weder durch Liebe noch durch eine Zweckehe glücklich geworden ist, hat sie nun ihre Partnerschaft auf ein erträgliches Maß reduziert: „Jetzt sehe ich den Mann an zwei Tagen und habe dann fünf Tage Zeit, mich von ihm zu erholen. Das ist eine gute Mischung ... Ich werde sie mir als Mixtur für Glückseligkeit patentieren lassen ... Das Problem jedoch sind die Frauen, (stellt sie mit ironischer Resignation fest, U. E.) sie wollen sich mit den zwei Tagen nicht zufrieden geben, trotz ihrer Erfahrungen.“ (DT, 168)

Sylvia schließlich, ehemalige mittelmäßig begabte Studentin und Liebschaft von Hans-Peter Dallow, inzwischen Doktorandin und Liebschaft von Dallows Nachfolger Roessler, ist eine Frau, die genau weiß, was sie will. Im Vergleich zu Elke und Barbara ist sie eher klischeehaft gezeichnet: sehr hübsch, nicht sehr intelligent, dafür aber naiv und berechnend, karrieresüchtig und skrupellos. Als sich Roessler durch einen politischen Fauxpas um seine Dozentur bringt und Dallow die alte Position wieder einnehmen kann, ist es Sylvia, die ihm die frohe Botschaft und sich selbst überbringt. Dallow und Sylvia,

so scheint es, sind einander ebenbürtig, ihre Beziehung erinnert an die von Claudia und Henry in „Drachenblut".

Obwohl diese drei Frauen sehr unterschiedliche Varianten der „modernen Frau" repräsentieren, ähneln sich ihre Beziehungen zum anderen Geschlecht. Elke, Dallows anspruchsvolle Geliebte, schafft es am konsequentesten, sich aus Abhängigkeitsverhältnissen von Männern zu befreien. Sie wirkt neben dem verbitterten, entscheidungsunfreudigen, sich in Selbstmitleid und Zynismus ergehenden Dallow lebenstüchtig und verantwortungsbewusst, sie stellt die Bedingungen für ein mögliches Zusammenleben: „Das ist für dich keine Arbeit, und das weißt du auch", missbilligt sie seine Absicht, als Saisonkellner auf Hiddensee zu arbeiten, „du hast dir lediglich wieder eine Höhle gesucht, in der du dich verkriechen kannst." (DT, 180) „Du hast ein Problem und das mußt du lösen ... Melde dich bei mir erst wieder, wenn du es hinter dir hast." (DT, 162)

Sylvia, die karrierebewusste Doktorandin, unterwirft sich die Männer, mit denen sie lediglich Zweckverbindungen eingeht, um ihre berufliche Entwicklung zu forcieren. Dallow verachtet diese Frau, wird aber – so ist zu befürchten – zu ihr zurückkehren, wie in sein ungeliebtes Institut, weil es die bequemste Lösung ist.

Die Sekretärin Barbara schließlich – Dallow erwägt spielerisch, sie zu heiraten, aber sie bevorzugt „Männer mit großen Segelbooten" (DT, 33) –, nutzt die Männer, die sie weder liebt noch achtet, materiell aus und rächt sich auf diese Weise für erlittene Demütigungen. Mit Dallow fühlt sie sich solidarisch, beide haben ein Emanzipationsproblem: ihm ist von den Männern, die die Macht im Staate haben, genauso übel mitgespielt worden wie ihr von den Männern im Allgemeinen.

Alle drei im „Tangospieler" herausgehobenen Frauen sind Beispiele dafür, dass sich im Zuge der Emanzipation der Frau, auch in der DDR, die Beziehungen der Geschlechter entscheidend verändert haben. Vergleicht man Elke, Sylvia und Barbara mit Gertrude Fischlinger, Irene Kruschkatz und Marlene aus „Horns Ende" oder mit Anne, Karla und Charlotte aus „Der fremde Freund/Drachenblut", dann wird deutlich, dass eine Entwicklung stattgefunden hat, die den Frauen einen größeren Handlungsspielraum ermöglichte, ein Spielraum (und das zeigen gerade auch die unterschiedlichen

Weiblichkeitskonzepte in „Der Fremde Freund/Drachenblut"), der freilich sehr unterschiedlich begriffen und genutzt wurde.
„Beim Nachdenken" über die Frage, warum er als männlicher Autor die Novelle aus der Perspektive einer Frau erzählt habe „und beim Versuch, nicht immer das gleiche zu sagen, aber doch immer die Wahrheit (sei er, U. E.) auf einiges gekommen", bekannte Christoph Hein in einem Gespräch: „Ein ... Punkt war, daß ich mich seit mehr als dreißig Jahren einfach mehr für Frauen als für Männer interessiere ... Und aus meinem unaufhörlichen Interesse nehme ich eine gewisse Berechtigung, einfach zu schreiben, was ich in den letzten Jahren getrieben habe. ...
Dann, vergessen sie nicht, es ist gar nicht das Buch einer Frau, sondern ganz genau genommen ist es eigentlich ein Männerbuch. Hier schreibt ein Mann, was er meint, was eine Frau meint, wenn sie das so sagen würde. Irgendwo dahinter steckt natürlich eine Männerprojektion, mindestens die eines Autors. Es ist kein Frauenbuch, es ist ein Männerbuch. ...
Nur hatte ich beim Schreiben natürlich meine ganzen Erfahrungen, Obsessionen, Ängste usw. zu aktivieren. Ich habe das Buch voll Angst geschrieben. Es hätte natürlich ein sehr komisches Buch werden können. Komisch im Sinne von lächerlich. Ich habe auch bei diesem Buch, wie bei jedem anderen Text, nur über das geschrieben, was durch meine Erfahrungen gegangen ist. Ich konnte über das, was nicht durch meine Erfahrungen gehen konnte und auch nicht verwandelt durch meine Erfahrungen gehen konnte, nicht schreiben; da habe ich aufgehört zu schreiben."[8]
Dem „erstaunten Lob" von Frauen, „daß ein Mann ihre Erfahrungen so genau hat darstellen können", stimmt Hein nicht vorbehaltlos zu, „denn irgendwie drückt dieses Lob ja aus, daß wir in zwei ganz verschiedenen Welten leben, und das halte ich für falsch. Auch im Hinblick auf das Patriarchat, was man nicht mit Männerherrschaft übersetzen kann oder sollte. Denn dem Patriarchat hat nicht nur die Frau, dem hat auch der Mann zu genügen. Diese kleinen Chauvis und Aktentaschenleutchen auf den Chefetagen, das sind doch im Grunde entsetzliche Opfer des Patriarchats. Wenn einer von denen andere Gefühle hätte oder eine andere Lebenskonzeption und der nachgehen wollte, wäre er am nächsten Tag entlassen. Das sind die Opfer, die die Männer dabei zu bringen haben, daß sie sich bei dieser entseelten

Chefetagen-Landschaft ungeheuer anpassen müssen. Also, der Druck, den die Frau erleidet – ich will ihn ja nicht geringer machen, als er ist. Aber auch der Mann hat dem Patriarchat zu genügen. Und es ist tragigrotesk, wenn ich da noch die Vorstellung hege, er gehöre der herrschenden Schicht an oder sei Bestandteil der Herrschaft im Patriarchat. Das ist unsinnig. Er muss sich dem anpassen ...
Die Geschichte hätte ich auch als diejenige eines Mannes erzählen können. Das wäre dann eine ganz andere geworden, gar keine Frage. Aber was ich erzähle, betrifft ja nicht nur Frauen, sonst hätte ich's gar nicht schreiben können."[9]

Welche Frauenbilder entwirft Hein in „Drachenblut"? Die vierzigjährige Claudia entspricht ganz dem Klischee einer emanzipierten Frau: geschieden, kinderlos, als Ärztin beruflich etabliert, gut bezahlt und gesellschaftlich anerkannt, also sozial und ökonomisch privilegiert, angeblich zufrieden mit ihrem selbstbestimmten Leben, mit Wohnung, Auto und einem Kreis unverbindlicher Bekanntschaften. Man könnte denken, sie hätte es im Leben geschafft, dennoch ist sie wohl eher ein Zerrbild der so genannten „allseitig entwickelten sozialistischen Persönlichkeit". Sie ist Akademikerin, aber keine Intellektuelle: sie hat keine Lust, Zeitungen oder Fachliteratur zu lesen, kein Interesse an Politik, sie gibt vor, sich nicht für Kunst zu interessieren und auch nichts davon zu verstehen.
Hinter dem explizit ausgestellten Sicherheits- und Zufriedenheitsbekenntnis tun sich jedoch Abgründe auf, Verdrängungen, uneingestandene Ängste und Sehnsüchte:
„Ich bin ausgeglichen. Ich bin einigermaßen beliebt. Ich habe wieder einen Freund. Ich kann mich zusammennehmen, es fällt mir nicht schwer. Ich habe Pläne. Ich arbeite gern in der Klinik ... Was mir Spaß macht, kann ich mir leisten. Ich bin gesund. Alles, was ich erreichen konnte, habe ich erreicht. Ich wüßte nichts, was mir fehlt. Ich habe es geschafft. Mir geht es gut. Ende."[10]
Verräterische Syntax, durchschaubarer Stil: Zwölf Mal das Personalpronomen Ich, davon neun Mal am Satzanfang: Hier behauptet jemand etwas, was im Gegensatz zur erzählten Geschichte steht. Neben den Behauptungen gibt es Rechtfertigungsmuster: Claudia sammelt Ehegeschichten, dabei registriert sie nur defekte Beziehungen, nimmt nur wahr, was sie wahrzunehmen

sucht, um ihr Single-Dasein zu rechtfertigen: Die leer gewordene Ehe ihrer Eltern; die primitive Derbheit in der Ehe von Onkel Paul und Tante Gerda; die Ehe- und Ehebruchgeschichten der „männertollen" Sprechstundenhilfe Karla; die verlogene Familienidylle von Charlotte und Michael Kramer; die Ehe des Chefarztes, der seine Frau „Mutti" nennt und in der Hausmütterchenrolle hält; Henrys Ehe, die nur pro forma aufrechterhalten wird; Claudias eigene, längst geschiedene Ehe mit Hinnerk, aus der zwei Kinder abgetrieben wurden, die Ehe von Claudias Schwester, die ihren Mann mit dem Ex-Schwager Hinnerk betrügt; die Beziehung des zynischen Zahnarztes Fred, der in dritter Ehe mit seiner Sprechstundenhilfe Maria lebt, die er demütigt und der er alle Emanzen-Klischees anhängt, vulgärpsychologisch ausgedeutet:

„Schau, eine gut ausgebildete narzißtische Hypochondrie ... Dazu eine Anlage zur Hysterie, als Ergebnis verdrängter Triebe und unverarbeiteter Außenreize. Du mußt wissen, sie leidet. Sie ist unverstanden, unterdrückt, kastriert. Sie hat irgendwo gelesen, daß die moderne, selbstbewußte Frau unglücklich zu sein hat, und sie will auch eine moderne, selbstbewußte Frau sein. Also hat sie Depressionen ... Und der Schuldige an dem ganzen Elend bin ich, der Mann, das Ungeheuer, der Patriarch. Der ihr beständig seinen Willen und seinen Penis aufdrängt." (FF, 79 f.)

All diese Ehegeschichten – eine Aneinanderreihung klischeehaft typisierter Entfremdungssituationen – zeichnen ein monotones Bild zwischenmenschlicher Kälte, Beziehungslosigkeit und Langeweile. In Verbindung damit steht Claudias ausgeprägte Furcht vor Berührung, Erregung und Verstrickung: „Ich weiß nicht", „Ich will davon nichts wissen", „es interessiert mich nicht", „ist mir gleichgültig", „keine Lust, darüber nachzugrübeln", „keine Kraft", „nicht das geringste Bedürfnis" – so bricht sie oft Reflexionen ab. Sie kümmert sich um ihre Nachbarin nur als Ärztin, menschliche Nähe lässt sie nicht zu: „Sie lud mich zu einer Tasse Kaffe ein, doch ich sagte, daß ich keine Zeit hätte." (FF, 110) Claudias Beziehungslosigkeit zu Eltern, Kollegen, Freundinnen und auch zum „fremden Freund" ist im Grunde asozial. Sie hat Angst, enttäuscht, verletzt, betrogen, hintergangen, überrumpelt, ausgenutzt zu werden. Hinter dieser Angst steckt Sensibilität und Verletzlichkeit und auch die Fähigkeit, zu trauern: um Katarina, um verlorene Liebe und menschliche Nähe.

Bemerkenswert ist Claudias Affinität zu Frauen: Katharina, der einzige Mensch, den sie vorbehaltlos geliebt hat, eine platonisch-erotische Beziehung zur gedemütigten Maria, vielleicht aus einem Schuld- und Defizitgefühl heraus, das sie Katharina gegenüber noch immer hat: „Ich hatte das Bedürfnis, sie zu berühren, und streichelte ihr Gesicht. Sie küßte leicht meine Hand und lehnte sich an meinen Arm. Und dann steckten wir die Köpfe zusammen und kicherten wie zwei kleine Mädchen." (FF, 89)
Ein „weibliches Parisurteil" ist assoziierbar – oder ist es der biblische Sündenfall, die Vertreibung aus dem Paradies – als von dem namenlosen „schönen Mädchen" (FF, 93) die Rede ist, das ihr einen grünen Klarapfel schenkt. Aber, Begehren macht schwach, Vernunft macht stark und unabhängig, wenn auch einsam. Diese Einsamkeit nimmt Claudia in Kauf.
Eine Ursache für ihre unerfüllten Sehnsüchte ist die Beschädigung der kindlichen Sexualität, beschädigte Gefühle durch die Mutter, die ihre Verklemmtheiten und Ängste an die Tochter weitergab und durch den Turnlehrer, der unsensibel, vulgär und erniedrigend die Schülerinnen und Schüler als „Matschpflaumen" und „Saftsäcke" (FF, 135) diffamierte.
Die „sexuelle Aufklärung" der Tochter durch die Mutter hat verheerende Folgen:
„Mit den Illusionen zerstörte sie in mir meine schönste Hoffnung, den Wunsch, schnell erwachsen zu werden. Ich wollte nicht mehr heiraten, oder wenn doch, dann sehr spät. Ich wußte nun, daß man sich keinesfalls zu früh mit einem Mann einlassen durfte, daß man sich erst seiner Liebe durch jahrelanges Warten versichern mußte, daß jede Frau nur einen Mann lieben durfte, für den sie sich bewahren mußte. Schreckliche Krankheiten, sieche Gestalten voller Auswüchse und Eiter ... waren mahnende, eindringliche Gespenster, die mich für Jahre verfolgten. Ich war sechzehn, als ich das erste Mal einem Jungen gestattete, mich zu küssen. Und ich weiß, dass ich anschließend nach Hause stürzte, um mich von Kopf bis Fuß gründlich zu säubern." (FF, 141)

Auch im Roman „Horns Ende", der 25 Jahre vor „Drachenblut" spielt, sind es die „Frauen, die menschlich unbeschädigt bleiben im beschädigten Organismus dieser Provinzstadt: Die Lehrerin Gudrun Gohl, Spodeks Hausmädchen Christi-

ne, Kruschkatz' Frau Irene. Sie alle haben eine innere Unantastbarkeit."[11]
Im Vergleich zu bestimmten Frauengestalten in „Drachenblut" oder im „Tangospieler" erscheinen sie nun hoffnungslos zurückgeblieben und unemanzipiert. Es sind mit großer Sympathie ausgestattete Märtyrerinnen und Opfer oder – wenn man an Frau und Tochter von Dr. Spodek denkt – Horrorvisionen. Hexen und Heilige also?
Stärker als in den anderen Texten wird in „Horns Ende" der Kampf der Geschlechter thematisiert, und man fühlt sich an den oft zitierten Ausspruch von Alice Schwarzer erinnert: „Nichts, weder Klasse noch Rasse, bestimmt so sehr ein Menschenleben wie das Geschlecht. Und dabei sind Frauen und Männer Opfer ihrer Rolle – aber Frauen sind noch die Opfer der Opfer."[12]
Tatsächlich scheinen fast alle Figuren in diesem Roman Opfer zu sein, aber außer Spodek, fühlen sie sich nicht als Opfer, stilisieren sie ihr Leid nicht. Gudrun Gohl lässt sich anstelle ihrer geisteskranken Tochter von den Nazis abholen und wird Opfer der Euthanasie, Irene Kruschkatz ist Opfer der politischen Karriere ihres Mannes, Christine ist Opfer von Spodeks Feigheit und Selbsthass, Gertrude Fischlinger ist Opfer ihres brutalen Ehemannes, in dessen Fußstapfen ihr Sohn tritt. Die Liebe zwischen Mann und Frau funktioniert nicht (Marlene, Gertrude), sie wird durch gesellschaftliche Zwänge zerstört (Irene) oder zurückgewiesen (Christine), an ihrer Stelle gibt es offenen Hass (Ehepaar Spodek).
Gertrude Fischlinger, Verkäuferin, Wirtin und kurzzeitige Liebschaft des strafversetzten Historikers Horn, wurde von ihrem Mann verlassen und versucht vergeblich, ihren Sohn Paul zu einem anständigen Menschen zu erziehen. Im Gegensatz zu Claudia aus „Drachenblut" gesteht sie sich ihr Unglück ein. Trotz ihres freudlosen Daseins bewahrt sie eine große Sanftheit ihres Wesens, sie verdrängt nichts, sondern stellt sich nüchtern und unsentimental den Tatsachen ihres Lebens. Bis zum Schluss wirkt ihr Schicksal aber überhaucht von Melancholie, „eiserne Ringe" lösen sich von ihrem Herzen erst, als sie von allen (Mann, Sohn und Horn) verlassen und befreit ist, und beerdigt werden möchte sie nicht, schon gar nicht bei solchem Wetter wie Horn, man soll sie lieber verbrennen: „Ich habe mein ganzes Leben lang kalte Füße gehabt, da will ich es wenigstens warm haben, wenn ich tot bin."[13]
Marlene, geisteskranke Tochter einer Mutter, die für sie den Euthanasietod

starb, ist eine Art Kassandra-Figur. Mit prophetischer Kraft, einer Art Hellsichtigkeit, nimmt die *Schwach*sinnige alles mit *verstärkten* Sinnen wahr. Die Grenzen ihrer Welt sind ver-rückt und fließend zwischen Diesseits und Jenseits, Traum und Realität, Gedanken und Erleben. Sie redet unablässig mit ihrer toten Mutter, klagt, stellt bohrende Fragen, malt sich ihre Hochzeit mit einem schönen Zigeuner aus und wird schließlich brutal vergewaltigt. In ihrer naiven und verwirrten Art spricht Marlene erschreckende Wahrheiten über die Beziehungen der Geschlechter aus:

„Ach Mama, wir Frauen müssen alle verrückt sein. Denn wieso heiraten wir, wenn es nur weh tut? (HE, 285) … Erklär mir, Mama, wieso sind so viele Schmerzen und so viel Blut schön, wenn ich nicht einmal gestreichelt werde? Und warum darf man es nicht erzählen, warum darf man nicht die Wahrheit sagen, sondern soll lügen und behaupten, daß es schön sei?“ (HE, 283)

Marlene ist in gewisser Weise eine Kunstfigur. Die Frage, ob sie sich in ihrem Symbolwert erschöpft oder in ihrer überhöhten Exemplarität gelungen ist, wird von den Lesenden unterschiedlich beantwortet.

Spodeck, der sich nach dem Tod seiner Mutter für einen Moment „der erlösenden Zärtlichkeit“ seines Hausmädchens Christine überlässt – eine der berührendsten und frustrierendsten Liebesgeschichten, die ich kenne –, scheint zu bestätigen, was die Sekretärin Barbara in „Der Tangospieler“ über Männer zu wissen glaubt: „Im Grunde ihres Herzens lieben sie allein sich selbst. Und sie brauchen uns nur, weil die Einsamkeit ihrer Liebe sie ängstigt.“ (DT, 168) Spodek sagt: „Und ich weiß nicht einmal, ob ich traurig bin, Christine, ich weiß nur, daß ich entsetzlich allein bin. Ach, dieses lange, einsame Leben.“ (HE, 210)

Ehefrau und Tochter sind aus Spodeks Perspektive Zerrbilder, berechnend, böse, eitel und selbstsüchtig. In dieser auf Hass und gesellschaftlichen Konventionen basierenden Ehe erscheint der Mann als das Opfer, seine Frau kennt seine Grenzen, sie hat ihn in der Hand: „Aber ich weiß auch“, sagt Frau Spodek, „daß ich dich überleben werde und daß du es nie wagen wirst, dich von mir und deiner Tochter scheiden zu lassen. Dazu fehlt dir der Mut. Du bist ein Feigling.“ (HE, 216)

Irene Kruschkatz, die außergewöhnliche Frau des Bürgermeisters, verkörpert das andere Extrem, sie wird geradezu feenhaft stilisiert. Sie ist gleich-

sam der Tribut, den der geradlinige Funktionär Kruschkatz seiner Linientreue zahlt. Sein Experiment, das Glück der Familie mit dem Glück der Gesellschaft zu vereinen, scheitert.

**Die Vielfalt der Spektren**

Ein Vorwurf der feministischen Frauenbildforschung lautet, dass Frauen in Männerphantasien klischeehaft und undifferenziert gestaltet sind. Sie seien entweder Huren oder Heilige, Mätressen oder Madonnen, Verderben bringende erotomanische Vamps oder unschuldige asexuelle Wesen. Derart polarisierende Gestaltungsmuster entdecke ich in Heins Werken nicht, wenn man auch, je nach Blickwinkel und Erzählperspektive, gängigen Klischees begegnen kann: Es gibt die Schönen, Besonderen, Starken (Elke in „Der Tangospieler", Gudrun Gohl und Irene Kruschkatz in „Horns Ende", keine in „Drachenblut"!), die Guten, die schönen Seelen mit den schweren Beinen, die Märtyrerinnen (die Mütter von Claudia und Dallow und die über die in Prag einrollenden Panzer weinende Studentin in „Der Tangospieler", Frau Fischlinger in „Horns Ende" – Frau Fischlinger hat kranke, die Studentin zu dicke Beine) und die sinnlichen Weiber (die Arbeiterinnen in „Das Napoleonspiel", die matriarchalen Geschöpfe aus der zuckersüßen Bonbonfabrik, auf deren Schößen der verwirrte Knabe mit dem Engelshaar sitzt, gewärmt von ihren weichen Bäuchen und Brüsten).

Trotz beabsichtigter Typisierungen, die für die Figurengestaltung Heins generell zu verzeichnen sind, findet sich in seinen Werken ein breites, wenn auch nicht das ganze Spektrum weiblicher und männlicher – oder sollte man besser sagen: menschlicher – Lebensentwürfe. Inwieweit auch utopische Entwürfe gegeben werden, ist die Frage. Hein versteht sich in erster Linie als Chronist, als jemand, der genau beobachtet, registriert, aufzeichnet, es ist nicht seine Absicht, Vorbilder zur moralischen Erziehung der Leserschaft zu entwerfen. Frauen bei Hein sind häufiger als Männer starke Charaktere und Identifikationsfiguren (Elke und die weinende Studentin in „Der Tangospieler", Frau Kruschkatz in „Horns Ende"), zuweilen werden sie ihres missionarischen Eifers wegen ironisiert (die weinende Studentin in „Der Tangospieler", Katinka im Kinderbuch „Das Wildpferd unterm Kachelofen") oder in ihrem jämmerlichen und hilflosen Harmoniebedürfnis gezeigt (die

Mütter von Claudia und Dallow).
Männer-Phantasien gibt es in Heins Werken, aber sie unterlaufen ihm m. E. nicht, sie sind beabsichtigt und stellen oft genug die Männer bloß, denen sie zugeordnet sind: Den gebrochenen und aus der Bahn geworfenen Dallow, wenn er nach seiner Häftlingsabstinenz nur Brüste und Blusenknöpfe fixiert, allnächtlich Frauen abschleppt, denen er nicht zum Frühstück begegnen möchte, und der wahnsinnig erleichtert ist, dass Elke, die er nicht vor dem Morgen-Grauen verlassen hat, hübsch ist, oder den mordenden Billardspieler Wöhrle, der sein Leben lang Angst vor Frauen hat, der weder die Frau noch den Sinn seines Lebens findet und vielleicht deshalb die Sinnlichkeit und Wärme aus Kindheitstagen so überdeutlich heraufbeschwört.
Es scheint sich in den Texten zu bestätigen, dass der Autor „mit Männern schneller fertig" ist und Frauen für die geheimnisvolleren, hintergründigeren Wesen hält: „... wenn ein Mann einen Satz sagte oder eine Bewegung machte, eine Geste, war mir's ziemlich schnell klar ..., was er damit meint oder sagen will. Während bei einer Frau habe ich mich länger damit beschäftigt und versuchte zu ergründen, was noch dahintersteckt. Es hat mich einfach mehr interessiert."[14]

Man mag bemängeln, dass in Heins Kinderbuch „Das Wildpferd unterm Kachelofen"[15] die weiblichen Figuren stark unterrepräsentiert sind. Das stimmt, der geballten Macht von Männern vom Schlage „Kleine Adlerfeder", „Falscher Prinz", „Esel Schnautz", „Clochard" und „Jakob Borg", der natürlich auch noch einem männlichen Erzähler begegnet, steht – abgesehen von einem Gedicht aufsagenden Mädchen im roten Kleid – nur eine „Frau" gegenüber: Katinka. Aber was für eine! Wie eine Mutter kümmert sie sich um ihre „Männer", die ohne sie ein Nichts wären und die ihrerseits alles für sie tun. Katinka gibt gute Ratschläge, klebt Pflaster auf und schmiert Stullen für Paris. Sie ist vielleicht ein bisschen vernünftiger und ernster als die Jungs, ein bisschen humor- und phantasieloser, aber auch sie hat Träume. Sie wünscht sich über alles in der Welt ein Pferd, von einem Prinzen darauf – und das sollte uns zu denken geben – ist nicht die Rede!
Wie sehr Heins Protagonisten Frauen mögen, nicht nur starke, schöne und

sinnliche, aber diese besonders, wird auch in seinem Roman „Von allem Anfang an“ deutlich. Schwester Dorle, das einzige Mädchen in der Familie, wird vom Vater und vom Bruder besonders geliebt. Bruder Daniel, der ihr ein Bretterhaus baut und Puppenkleider näht, schwärmt von ihr: „Dorle war ein sehr schönes Mädchen mit schwarzen Haaren, und sie hat immer alles geglaubt, was ich ihr sagte.“[16]

Davids Mutter ist anders als die Mutterfiguren in „Drachenblut“ und in „Der Tangospieler“, sie trauert ihrem Leben vor der Ehe nach, in dem sie Reitunterricht nehmen und sich als OP-Schwester profilieren konnte. Sie fügt sich nicht widerstandslos in ihre Rolle als Pfarrersfrau. Einerseits ist sie krankhaft eifersüchtig auf ihren seelsorgerisch tätigen Ehemann, andererseits straft sie ihn für jede ihr „angetane“ Schwangerschaft durch absolute Verweigerung, durch wochenlanges Schweigen. Romananfang und -ende, der bedeutungsvolle erste und letzte Satz des Romans, gehören sicher nicht zufällig einer Frau: Tante Magdalena, Daniels „Nenntante“, unverheiratet und kinderlos – ihr Verlobter blieb im Krieg –, humorvoll, tolerant, lebensklug und voller unerfüllter Sehnsüchte, die auch dem Halbwüchsigen Daniel nicht verborgen bleiben. In ihrer Schlafkammer bewahrt sie geheimnisvolle Pappkartons auf und sie besitzt zwanzig Musikplatten, bei zweien, dem „Gebet einer Jungfrau“ und der Melodie „Ich bete an die Macht der Liebe“, muss sie immer weinen.
In Heins Komödie „Randow“ (1994) treten fünf Männer und zwei Frauen auf, im Mittelpunkt steht aber eindeutig Anna. Sie hat den größten Redeanteil und sie hat das erste und das vorletzte Wort. Das erste lautet: „Ich kann Sie nicht verstehen.“[17], und das vorletzte: „Nur noch einen Blick.“ (R, 119) Den letzten, gönnerhaften Satz hat Stadel, der ehemalige Stasi-Mitarbeiter und jetzige Handlanger eines finanzkräftigen westdeutschen Geschäftsmanns: „Ja, schauen Sie es sich noch einmal an. Jetzt im Herbst ist die Randow wirklich schön.“ (R, 119) Anna ist Künstlerin, sie malt Mondscheinbilder. Sie hat es geschafft, sich von allem, was sie belastete, zu befreien und lebt allein mit ihrem Hund in einem abgelegenen Haus, das in einem Landschaftsschutzgebiet an der deutsch-polnischen Grenze steht. Der frühere Truppenübungsplatz der Nationalen Volksarmee (NVA) ist jetzt Spekulationsobjekt für

lukrative Treuhandgeschäfte.
Annas Hund heißt Frosch – ein verzauberter Prinz? – Anna hat wohl aber keine Ambitionen, ihn in einen Zweibeiner zu verwandeln. Er begleitet sie auf ihren einsamen Spaziergängen, er beschützt sie, er bewacht das Haus und hält lästige Eindringlinge fern, bis er eines Tages vergiftet wird. Von ihrem Lebensgefährten Krappmann – das klingt ein wenig wie Kröte – hat sich Anna getrennt. Vielleicht war er einmal ein Frosch, aber es ist kein Prinz aus ihm geworden, nur eben eine Kröte, ein jämmerlicher Mensch, alkoholabhängig, arbeitslos und um Liebe winselnd. Der Hund Frosch ist Annas mannhafter Lebensgefährte! Der Mann Krappmann bettelt in hündischer Ergebenheit um Annas Zuwendung, er will bei ihr unterkriechen, sie aber verweigert sich:
„Das ist vorbei, Rudi. Ich habe es überstanden, und jetzt ist es vorbei. Es ist mir sehr schwer gefallen, allein zu leben. Ich war es nicht gewohnt. Mit achtzehn die erste Ehe und gleich ein Kind, und nach der Scheidung gleich mit dir zusammen. Ich hatte nie allein gelebt. Auch das muß man lernen. Ich hätte nie gedacht, daß es mir so schwer fällt. In den ersten Wochen bin ich fast verrückt geworden ... Alles machte mir angst ... Aber das ist, gottlob, vorbei. Jetzt bin ich sehr zufrieden. Es ist sehr schön so. Ich lebe jetzt viel besser. Weißt du, Rudi, jetzt verwöhne ich mich ... Ich wußte gar nicht, wie schön das Leben sein kann, wenn man ... sich nicht immerzu für andere aufopfern muß. Die einem zum Dank ins Gesicht spucken. Es ist schön, allein zu sein. Mir geht es hervorragend.“ (R, 23 f.)
Diese so vehement behauptete (resignierte) Zufriedenheit – sie erinnert an Claudias Statement in „Drachenblut“ – wird in „Randow“ massiv hinterfragt, und zwar von Susanne, Annas Tochter, die der Mutter nicht glaubt und darüber hinaus das Lebenskonzept dieser ganzen Generation (Männer eingeschlossen) in Frage stellt: „Was machst du hier draußen? Warum, zum Teufel, hast du dich in dieser Einöde versteckt? Mit wem redest du den ganzen Tag? Mit den Vögeln? Mit Frosch? ... Ich würde nach einer Woche wahnsinnig werden ... ohne Cafés, ohne Geschäfte. Ich brauche ein bißchen Lärm um mich herum, damit ich spüre, daß ich lebe. (R, 58) … Wenn du dich schon bei Mondlicht vors Haus setzt, brauchst du da wirklich nur deinen Farbkasten? Vermißt du nicht gelegentlich noch etwas? Einen Mann? ... Wie lange ist es her, daß du mit einem Mann geschlafen hast? (R, 60) ... Du bist ...

rettungslos verklemmt. Deine ganze Generation ist so. Ihr habt Euch alle für irgendeinen Scheiß interessiert. Ihr habt euch für irgendwelche heroischen Ziele eingesetzt, Widerstand und diesen ganzen politischen Quatsch, den in Wahrheit keiner braucht. Ihr habt in Kirchen gesessen und diskutiert, Mahnwachen abgehalten mit Kerzen, habt Manifeste fabriziert, selbstgedruckte Blätter, die kaum zu lesen waren. Ihr wart politisch bewußte Leute, ich weiß, aber dabei habt ihr euch irgendwie verstümmelt. Eine degenerierte Generation, kann es sein, daß es so etwas gibt?" (R, 61)

Anna, die sich so mühevoll emanzipiert hat, wird aus ihrem Paradies vertrieben. Oder hatte sie sich gar nicht emanzipiert, sondern nur in einer Scheinidylle verkrochen? Wird sie nun durch den „real existierenden Kapitalismus" gezwungen, sich dem Leben erneut zu stellen? Was wird mit ihr? Wo und wie wird sie weiter leben? Kann sie außerhalb des Mondscheinparadieses weiter Bilder malen? Werden sie die Worte ihrer Tochter in Ruhe lassen?

Susanne jedenfalls wird in Berlin ihr Abitur machen und sie wird versuchen, alles anders zu machen als ihre Mutter. Ihr steht die Welt offen und sie wird sich um ihre „mum" kümmern: „Du darfst hier nicht bleiben, mum. Ich kann dich nicht allein lassen. Ich ängstige mich zu Tode um dich." (R, 66)

Ein weiblicher Generationskonflikt mit „Happy End" in einer trostlosen Wende-Komödie, in der Männer um Immobilien feilschen, Ausländer abknallen und ein „Kongress- und Ausbildungszentrum" für „gute Patrioten" errichten? Die Fokussierung der Frauengestalten offenbart auch in diesem Text die Vielschichtigkeit der Problematik, die der Chronist Christoph Hein intendiert.

In der Rückschau wird bewusst, dass die Debatte um „Drachenblut" etwas zutage förderte, was im Werk Christoph Heins von Anfang an präsent war, aber geflissentlich übersehen wurde: Schon im ersten Erzählband[18] finden sich Texte in der Tradition der Hebelschen Kalendergeschichte, in deren Zentrum Frauen stehen, *Friederike, Martha und Hilde* etwa oder *Die Witwe des Maurers* , Texte, die in eindrucksvoller Weise Einblick in deutsche Geschichte gewähren – es lohnt sich, diese Geschichten im Sinne der Frauen- und Geschlechterforschung *wieder* und *anders* und *neu* zu lesen.

**Anmerkungen**

1) Vgl. die Literaturauswahl.
2) Theodor Fontane: Cecile. Werke, Bd. 4. Berlin 1905, S. 195.
3) Siehe Literaturauswahl.
4) Christoph Hein: „Ich bin der Leser, für den ich schreibe". Ein Gespräch mit Frauke Meyer-Gosau. In: text+kritik. Zeitschrift für Literatur, hg. v. Heinz Ludwig Arnold. München 1991, Heft 111, S. 83.
5) Christoph Hein: Der Tangospieler. Berlin/Weimar 1989, S. 12. Weitere Zitate werden im Text gekennzeichnet mit „DT".
6) Uwe Wittstock: Kammerkonzert mit Trillerpfeife. Die Talente und die Untugenden des Christoph Hein. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr. 104, 6.5.1989.
7) Michael Schenkel: Die propagierte höhere Form menschlicher Gemeinschaft als Disziplinargesellschaft: Zur „Mikrophysik der Macht" im DDR-Sozialismus – Christoph Heins Roman Der Tangospieler. In: Ders.: Fortschritts- und Modernitätskritik in der DDR-Literatur. Prosatexte der 80er Jahre. Tübingen 1995, S. 168 ff.
8) Volker Braun und Christoph Hein in der Diskussion. In: Die Literatur der DDR 1976-1986. Akten der Internationalen Konferenz Pisa. Mai 1987, hrsg. v. Ciarloni, Anna / Sartori, Gemma / Cambi,Fabrizio 1988, S. 144 f.
9) Christoph Hein: (siehe Anm. 4), S. 83 f.
10) Christoph Hein: Der fremde Freund. Berlin /Weimar 1989, S. 211. Weitere Zitate werden im Text gekennzeichnet mit „FF".
11) Gabriele Lindner: Ein geistiger Wiedergänger. In: NDL 34 (1986) Heft 10; zit. n.: Kritik 86. Rezensionen zur DDR-Literatur, hg. v. E. Günther u.a. Halle/Leipzig 1986, S. 74.
12) Alice Schwarzer: Der kleine Unterschied und seine großen Folgen. Frauen über sich. Der Beginn einer Befreiung. Frankfurt a. M. 1975, S. 175.
13) Christoph Hein: Horns Ende. Berlin/Weimar 1983, S. 227. Weitere Zitate werden im Text gekennzeichnet mit „HE".
14) Volker Braun und Christoph Hein in der Diskussion (siehe Anm. 8), S. 144.
15) Christoph Hein: Das Wildpferd unterm Kachelofen. Schöne Geschichten von Jakob Borg und seinen Freunden. Berlin 1984.
16) Christoph Hein: Von allem Anfang an. Berlin/Weimar 1998, S. 67.
17) Christoph Hein: Randow. Komödie. Berlin/Weimar 1994, S. 7. Weitere Zitate werden im Text gekennzeichnet mit „R".
18) Christoph Hein: Ein Album Berliner Stadtansichten. In: Ders.: Einladung zum Lever Bourgeois. Erzählungen. Berlin/Weimar 1980, S. 28 ff.

**Literaturauswahl zur Feministischen Literaturwissenschaft**

Einführungen:
Lindhoff, Lena (1995): Einführung in die Feministische Literaturtheorie. Stuttgart.
Bußmann, Hadumod / Hof, Renate (Hrsg.) (1995): Genus. Zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften. Stuttgart.

Frauenbildforschung:
Schieth, Lydia (1997): Frauenliteratur. Themen, Texte, Interpretationen. Bamberg.
Themenhefte von Diskussion Deutsch (1989/105 Frauen/Bilder) und Der Deutschunterricht (3/86 Frauen in Sprache und Literatur; 1/93 Zeitgenössische Autorinnen; 1/96 Differenzen dies-

seits und jenseits von Geschlechterfixierungen)

Spurensuche:
Gnüg, Hiltrud / Möhrmann, Renate (Hrsg.) (1985): Schreibende Frauen. Frauen, Literatur, Geschichte vom Mittelalter bis zu Gegenwart. Stuttgart.
Brinkler-Gabler, Gisela et al. (1986): Lexikon deutschsprachiger Schriftstellerinnen (1800–1945). München.
Becker-Cantarino, Barbara (1987): Der lange Weg zur Mündigkeit. Frauen und Literatur in Deutschland von 1500 bis 1800. München.
Kraft, Helga (1996): Ein Haus aus Sprache. Dramatikerinnen und das andere Theater. Stuttgart.
Pusch, Luise F. (Hrsg.) (1985): Schwestern berühmter Männer. Zwölf biographische Porträts. Frankfurt a. M.
Pusch, Luise F. (Hrsg.) (1994): Mütter berühmter Männer. Zwölf biographische Porträts. Frankfurt a. M./Leipzig.
Pusch, Luise F. / Gretter, Susanne (Hrsg.) (2001): Berühmte Frauen. Frankfurt a. M./Leipzig.

Weibliches Schreiben / Sprechen:
Trömel-Plötz, Senta (1984): Frauensprache: Sprache der Veränderung. Frankfurt a. M.
Pusch, Luise F. (1984): Das Deutsche als Männersprache. Frankfurt a. M.

Dorothee Schlenke

# Weibliche Moral? Konzeptionelle Überlegungen zu einer Ethik der Geschlechterdifferenz in feministisch-theologischer Perspektive

„Wozu braucht man eigentlich Reli im Geschäftsleben?" – Vor Jahren stellte mir ein pfiffiger Sextaner diese Frage, eine der typischen „Ballonfragen" im Religionsunterricht: Sie kommt scheinbar leicht daher, steigt schnell nach oben, weitet den Blick, doch wehe, man stürzt ab!

In dieser Frage steckt sehr viel mehr als auf den ersten Blick ersichtlich, grundsätzliche Urteile bzw. Vorurteile im Blick auf den Themenbereich Frauen – Ethik – Religion. Zunächst die Metapher „Geschäftsleben": Gemeint ist jener harte, dominierend bestimmende Bereich der Realität, in dessen Führung und Gestaltung man sich offenkundig nur als Mann bewähren kann, durch autonome, einsam getroffene, u. U. riskante, in jedem Fall aber verantwortungsträchtige Entscheidungen, die sich an den harten Fakten orientieren: Geld, Macht, Gewinn, Effizienz etc. Demgegenüber „Reli": Der weiche, gefühlsmäßig-ideell, illusorisch bzw. kompensatorisch orientierte Bereich der Wirklichkeit, in dem sich vornehmlich die Kinder, die Alten, Kranken und Schwachen wiederfinden, also all jene, die mit dem harten Leben „draußen" noch nicht oder nicht mehr zurechtkommen und deshalb der Fürsorge bedürfen, einer Fürsorge, wie sie vor allem von Frauen geleistet wurde und wird. Und – so die Pointe jener harmlosen Frage: Beides, „Reli" und „Geschäftsleben", „weiche" und „harte" Realität, männliche Verantwortungsethik und weibliche Fürsorge-Moral haben wenig oder nichts miteinander zu tun. Es sind diese und ähnliche Geschlechterstereotypen und ihre selbstverständliche Implementierung im gesellschaftlichen und privaten Lebensvollzug, woran sich die Kritik des Feminismus entzündete und in entsprechend gegenläufigen Konzeptionen *Feministischer Ethik* und eben auch *Feministischer Theologie* Ausdruck fand. Im Zuge dieser Doppelbewegung von Kritik und Konstruktion durchlief die feministische Theoriebildung selber eine folgenreiche Umorientierung zur Gender-forschung.

**Vom Feminismus zur Genderforschung**

Der Feminismus in seiner politischen und gesamtgesellschaftlichen Dynamik entfaltete sich erst im Zusammenhang der sog. *Neuen Frauenbewegung* (siehe der Beitrag von Annegret Erbes: „Die historische Entwicklung der Frauenbewegung", S. 203 in diesem Band), welche Ende der 60er Jahre aus den Impulsen der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung entstand und sich Mitte der 70er Jahre in fast allen westeuropäischen Ländern im Gefolge des kulturell-politischen Aufbruchs der Studentenbewegung formierte. Die grundlegenden Forderungen der 68er-Bewegung nach dem Abbau innerer und äußerer Autorität, nach radikal-demokratischen Gesellschaftsveränderungen und durchgängiger Herrschaftsfreiheit im wissenschaftlichen Dialog wie in der gesellschaftlichen Praxis, begannen Frauen nun auch für sich selbst und für das Verhältnis der Geschlechter einzuklagen. Der damit verbundene Ansatz bei der persönlichen Erfahrung und subjektiven Betroffenheit von Frauen prägte die feministische Theoriebildung in ihren Anfängen entscheidend. *Autonomie, Subjektivität und Parteilichkeit* avancierten zu feministischen Idealen, getragen durch eine neue Form spezifisch weiblicher Solidarität: der *Schwesterlichkeit*. Gemäß ihrem zeitgeschichtlichen Kontext trat die Neue Frauenbewegung säkular und z. T. dezidiert antikirchlich und religionskritisch auf.

Im Zuge dieses ursprünglich akademisch inspirierten Feminismus hat sich eine allgemeine feministisch-wissenschaftliche Theoriebildung etabliert, welche sich pointiert als entschiedene *Wissenschaftskritik* formiert, als Kritik der überkommenen, ihrer Ansicht nach explizit wie implizit androzentrischen, d. h. männerzentrierten Wissenschaft und einer entsprechend sexistischen, Frauen systematisch benachteiligenden praktischen Wissenschaftsorganisation. Diese Kritik artikulierte sich folgerichtig zunächst als fundamentale *Methodenkritik*, deren leitendes Kriterium die zunehmend differenzierte Wahrnehmung und begriffliche Fassung des Phänomens *Weiblichkeit* bzw. die Entfaltung der Kategorie Geschlecht darstellte.[1] Je nachdem wie „Weiblichkeit" bzw. „Geschlecht" konkret gedacht werden, spricht man von *Gleichheitsfeminismus, Differenzfeminismus* oder *feministischer Dekonstruktion*, wobei diese Varianten nicht nur als zeitliche Abfolge zu denken sind, sondern sich in gegenwärtigen Positionen gleichwohl durchdringen können.

Geht es dem vor allem anfänglich bestimmenden *Gleichheitsfeminismus* primär um die rechtliche Gleichberechtigung und volle politische Partizipation der Frau, so erscheint Weiblichkeit in dieser Perspektive als bloßes ideologisches Konstrukt zur Begründung und Stabilisierung männlicher Vorherrschaft. Gleichheitsfeministinnen kommen vor allem aus dem marxistisch orientierten, eher religionskritischen Milieu der Neuen Frauenbewegung.
Mit der zunehmenden Teilhabe von Frauen am gesellschaftlich-öffentlichen Leben wuchs jedoch zugleich ein Bewusstsein ihrer „Andersartigkeit", ein spezifisch weibliches Identitätsbewusstsein, das im Streben nach bloßer „Gleichheit" gerade nicht aufging und in den erfahrungs- und auch körperorientierten Kommunikationsformen der Neuen Frauenbewegung intensiv gepflegt wurde. Dieses weibliche Identitätsbewusstsein bildete die Grundlage des Anfang der 80er Jahre vorherrschenden *Differenzfeminismus*: Ganzheit, Emotionalität, Sinnlichkeit, Beziehungsfähigkeit, Fürsorge und ähnliche Charakterzüge galten als wesentliche Dimensionen dieser neuen Weiblichkeit und zugleich als zentrale Erfahrungsgrundlage für neue Gottes-, Selbst- und Weltbilder. Subjektivität und Parteilichkeit avancierten zu feministischen Kampfbegriffen gegenüber dem positivistischen Ideal einer vermeintlich voraussetzungslosen, objektiv-wertneutralen, de facto jedoch androzentrisch bestimmten Wissenschaft.
Entspannung kam in diese verhärteten Fronten erst mit der weiteren Differenzierung des Geschlechtsbegriffes.[2] Unter Aufnahme von Ergebnissen aus den amerikanischen *Gender Studies* wurde „Geschlecht" nun unterschieden in sex (biologisches Geschlecht) und *gender* (Gesamtheit der historisch gewachsenen, kulturell-sozialen Zuschreibungen von Geschlechtsmerkmalen, -definitionen und geschlechtlich bestimmten Rollenzuweisungen). Damit war der einfache Dualismus männlich – weiblich aufgebrochen, und es erweiterte sich der Themenbereich feministischer Forschung: Gesamtgeschichte und Gesamtgesellschaft rückten in den Blick. Gender wurde als grundlegende Strukturkategorie wissenschaftlicher Erkenntnis postuliert. Genderforschung kann folglich und muss sogar im Interesse umfassender Bewusstwerdung von Männern wie Frauen gleichermaßen betrieben werden. Mit dieser folgenreichen Umorientierung der feministischen Forschung zur Genderforschung traten zugleich neue entscheidende Fragen auf den Plan: Wenn weibliche

Subjektivität und Parteilichkeit keine notwendigen Voraussetzungen von Genderforschung sind, wo bleibt dann die konstitutive Verbindung feministischer Theoriebildung zur emanzipatorischen Praxis? Und damit zusammenhängend: Wie verhält sich das biologische zum sozialen Geschlecht? Wie hängt gender mit sex zusammen? Gibt es ein natürliches Substrat weiblicher Identität und damit doch eine letzte Differenz männlich – weiblich?

Positionen, die nicht nur die soziale Geschlechtsidentität (gender), sondern auch das biologische Geschlecht (sex) als gesellschaftlich determiniert begreifen, den Geschlechtsbegriff also konsequent de-konstruieren, versammeln sich seit Ende der 80er Jahre im *dekonstruktiven Feminismus*. Unter Rekurs auf entsprechende ethnologische Studien, welche die Durchgängigkeit zweigeschlechtlicher Differenzierung in Frage stellen, wird Geschlecht nicht mehr begriffen als etwas, was wir „haben" oder „sind", sondern als fortlaufendes Handeln, durch das wir unsere gesellschaftlich geprägte, zweigeschlechtliche Wahrnehmung und Interaktion permanent reproduzieren: Durch *doing gender* identifizieren und re-identifizieren wir uns als Mann und Frau.

Die methodische Forderung, „Geschlecht" als grundlegende Strukturkategorie wissenschaftlicher Wahrnehmung von Wirklichkeit zu etablieren, zieht zweitens auch eine dezidierte feministische *Sprachkritik* nach sich (siehe der Beitrag von Ingelore Oomen-Welke „Genus und Sexus in der Sprache", S. 53 in diesem Band).

Drittens realisiert sich feministische Theoriebildung immer auch als historische Kritik. Feministische Beschäftigung mit der Geschichte ist insofern Kritik, als sie davon ausgeht, dass sowohl die historischen Quellen als auch die sie verarbeitende Geschichtsschreibung androzentrisch bzw. patriarchal geprägt sind. Die verdrängte oder verschwiegene Geschichte von Frauen soll deshalb wieder bzw. neu entdeckt und rekonstruiert, die verborgene „her-story" unter der überkommenen „hi-story" (Schüssler-Fiorenza 1988) freigelegt werden. Neben dieser Korrektur androzentrischer Geschichtsschreibung verfolgt feministisch-historische Kritik jedoch auch positive Gegenwartsinteressen, nämlich

1. die Chancen und Defizite gegenwärtiger Bearbeitung der „Frauenfrage" im Lichte „historischer Tiefenschärfe und Vergleichsgrundlagen"[3] differenziert zu analysieren und

2. „der gegenwärtig erfahrenen Ohnmacht und Sprachlosigkeit von Frauen die Erinnerung an vergessene Möglichkeiten weiblichen Lebens entgegenzuhalten“ (Scherzberg 1995, S. 87).

Geschichtliche Identifikation soll weibliches Selbstbewusstsein stärken und so zu entsprechendem, emanzipatorischem Handeln befreien. Der Gefahr einer erneuten ideologischen Verengung geschichtlicher Betrachtung, diesmal auf die Perspektive „Frau“, wehrt feministisch-historische Kritik als Genderforschung, indem sie das erhobene weibliche Potenzial in den Entwurf einer Historiographie beider Geschlechter und ihrer Beziehungen zueinander einbringt und so die historische Wirklichkeit aus der Genderperspektive umfassend rekonstruiert, im Horizont emanzipatorischer Ansprüche der Gegenwart.
Entscheidend für die innere Entwicklung wissenschaftlich-feministischer Theoriebildung ist also der gender-turn, die Etablierung der Kategorie „Geschlecht“ als grundlegende, erkenntnisleitende Kategorie und ihre innere Differenzierung in natürliches (sex) und sozial bestimmtes Geschlecht (gender), wobei die genaue Zuordnung von sex und gender strittig bleibt. Wenn im Folgenden dennoch das Adjektiv „feministisch“ kontinuierlich gebraucht wird, dann geschieht dies aus zwei Gründen: Zum einen ist der gender-turn weder theoretisch, geschweige denn praktisch vollständig realisiert. Insofern traditionelle Geschlechterstereotypen und strukturelle Benachteiligungen von Frauen faktisch persistieren, hat die feministische Konzentration auf weiblich-emanzipatorische Sachverhalte eine nicht nur strategische Berechtigung. Zum andern hat der Begriff „Feminismus“ mit seinem Changieren zwischen Gleichheit/Gleichartigkeit und der konkreten Wahrnehmung bzw. dem Beharren auf – wie auch immer im Einzelnen zu fassender – geschlechtlicher Differenz m. E. auch sachlichen Anhalt: Im personalen wie im gesellschaftlichen Lebensvollzug bleibt die binäre, d. h. „männlich“ und „weiblich“ unterscheidende, geschlechtliche Identität, zu der neben anerzogenen und konventionellen Zuschreibungen auch natürlich-biologische Momente gehören, irreduzibel. Das umstrittene „natürliche“ Moment kann nun aber weder zugunsten einer abstrakten Gleichheit bewusstseinsmäßig abgespalten werden, noch ist eine unbefangene Rück-

kehr in das vermeintlich „rein Natürliche“ via Weiblichkeitsmythen möglich. Sondern: Das „natürliche“ und im weitesten Sinne damit zusammenhängende geschlechtliche Moment unserer individuellen Identität als leibhafte Personen bleibt unserer Reflexion, unseren freien Entscheidungen und d. h. unserer Lebensgestaltung in gewissem Sinne immer vorgegeben. Ob daraus notwendig essentialistische (Fehl)Schlüsse folgen, hängt entscheidend von der damit verbundenen ethischen Konzeption ab. Feministische Ethik stellt deshalb eine zentrale Dimension jeder feministischen bzw. gender-orientierten Theoriebildung dar.

## Feministische Kritik der Ethik

*Ethik und Feministische Ethik*

Einer gängigen Definition zufolge ist Ethik die „Wissenschaft vom moralischen Handeln“ ( Pieper 2000, S. 17). *Moral* aber ist der Inbegriff von Normen und Werten, die in einer Handlungsgemeinschaft als verbindlich anerkannt sind und die ethische Grunddifferenz gut – böse im Horizont gelingender Lebensführung normativ konkretisieren. Handelt jemand moralisch, so handelt er in Übereinstimmung mit diesen Konventionen. Diese Übereinstimmung ist jedoch nicht immer zwingend gegeben, denn es existieren sowohl kulturell unterschiedene Gruppenmoralen mit unterschiedlichen Wertungen der ethischen Grunddifferenz gut – böse als auch verschiedene Wertungen innerhalb ein und derselben Handlungsgemeinschaft, sodass eine Werte- bzw. Normenkollision unvermeidlich erscheint. Insofern der Appell an die einfache Normenbefolgung hier nicht ausreicht, müssen solche Normenkollisionen aus übergeordneten Gesichtspunkten bewertet werden, damit in der Folge aus Einsicht gehandelt werden kann. Diese Kompetenz der Sinnbegründung von Normen und des entsprechenden moralischen Handelns aus einem „zur festen Grundhaltung gewordenen Gutseinwollen“ (Pieper 2000, S. 45) bildet die *Moralität* eines Handlungssubjektes. Sie setzt Freiheit und zwar in einem emphatisch-unbedingten, d. i. situationsunabhängigen Sinne voraus. Stellt Moralität das Prinzip aller Moral dar, insofern Moral sich nur im Rückgriff auf Moralität rechtfertigen kann, so vermag umgekehrt Moralität nur in Moral, d. h. in einer moralischen Norm konkret zu werden. Ethik reflektiert nun genau dieses Wechselverhältnis von Moral und Moralität, indem sie

einerseits bestimmende Vorurteile, Fixierungen und Handlungszwänge kritisch-korrektiv sichtbar macht und andererseits positiv-konstruktiv handlungsmotivierende Zusammenhänge nachvollziehbar begründet. Wissenschaftliche Ethik ist daher sowohl auf die empirische Praxis moralischen Handelns konstitutiv bezogen als auch ipso facto kategorial davon getrennt.

*Feministische Ethik* hat zwar ihren Ursprung in der „Analyse und Kritik der impliziten oder expliziten frauenfeindlichen Tendenz traditioneller Ethik" (Wedel 2003, S. 13), stellt jedoch weder eine weibliche Sondermoral noch ein lediglich auf feminine Lebenszusammenhänge beschränktes Teilgebiet der angewandten Ethik dar. Als kritisch-korrektive Disziplin erhebt sie aus der Gender-Perspektive sowohl die androzentrischen Denkstrukturen traditioneller Moral, so z. B. die selbstverständliche Gleichsetzung des ethischen Subjekts „Mensch" mit „Mann" oder die vorrangig männliche Prägung des Vernunftbegriffes[4], als auch die androzentrischen Elemente der bereichsspezifischen, angewandten Ethiken. Positiv-konstruktiv versteht sich Feministische Ethik als „Reflexion gelingender Lebensführung aus der Perspektive von Frauen" (Wedel 2003, S. 32); feministische Ethikerinnen legen so „ihr erkenntnisleitendes Interesse ... [die] parteiliche Perspektive für Frauen" (ebd. S. 34) offen. Steht dieses Interesse im Dienste der übergreifenden „Forderung nach einer nicht-hierarchischen Anerkennung der Geschlechterdifferenz" (Maihofer 1995, S. 173), so verbindet sich damit zugleich die Aufgabe, ethische Kriterien, Handlungsmaximen und Praxismodelle zu entwickeln, „die eine Gesellschaft ermöglichen, in der man ohne Angst verschieden sein kann" (ebd.). In dieser umfassenden Aufgabenbestimmung bleibt auch die Feministische Ethik klassischen Kontroversen ausgesetzt, etwa der Alternative universale oder kontextuelle Begründung, deontologische oder teleologische Ausrichtung und nicht zuletzt auch den Mühen der gender-sensitiven Neudefinition zentraler Begriffe wie Freiheit, Subjektivität etc. An der inzwischen selbst klassisch gewordenen Diskussion über eine „weibliche Moral" sollen diese Probleme exemplarisch aufgezeigt werden.

*Weibliche Moral? – Die Gilligan-Kontroverse*

Ausgelöst wurde die Diskussion über eine „weibliche Moral" durch die dif-

ferenztheoretischen Thesen der amerikanischen Psychologin Carol Gilligan zur weiblichen Moralentwicklung: Das von führenden Entwicklungspsychologen, Jean Piaget und Lawrence Kohlberg, vertretene und als universal gültig angesehene Stufenmodell der moralischen Entwicklung kritisierte Gilligan als wesenhaft androzentrisch, da es zum einen aus den Erfahrungen mit vorrangig männlichen Testpersonen (Jungen) gewonnen und zum anderen aus der männlichen Perspektive einer „Gerechtigkeitsethik" konzipiert und ausgewertet worden sei. Mit seiner Unterscheidung der Moralentwicklung in drei Ebenen (I. Präkonventionell; II. Konventionell; III. Postkonventionell) mit jeweils zwei Stufen verbindet Kohlberg die These, dass Mädchen und Frauen selten zur autonomen, postkonventionellen Wertorientierung ihres moralischen Handelns gelangen, da ihr lebensweltlicher Aktionsradius (Haushalt, Kinder) sie auf das Stadium des Bezogenseins auf Andere festlege (vgl. Kohlberg 1981, bes. S. 147-163).

In eigenen Testreihen mit männlichen und weiblichen Proband/inn/en suchte Gilligan den Nachweis zu erbringen, dass die moralische Entwicklung von Frauen keineswegs defizitär ist, sondern ihre eigene moralische Logik und Qualität, eben „a different voice"[5] besitzt. Diese Verknüpfung von Moralorientierung und Geschlechterdifferenz formulierte sie in der These von zwei gleichursprünglichen, gleichermaßen gültigen, jedoch nicht aufeinander reduzierbaren, gleichwohl aber sich ergänzenden Moralperspektiven: einer männlichen, abstrakt und rigide an Rechten und Pflichten orientierten „Gerechtigkeitsmoral" und einer weiblichen, flexibel und kontextsensitiv an der Verantwortung für andere orientierten „Fürsorgemoral". Dass und wie es zu dieser behaupteten Geschlechterdifferenz in der moralischen Orientierung kommt, erklärt Gilligan unter Rekurs auf die Untersuchungen von Nancy Chodorow (1985) durch geschlechtsspezifische Unterschiede in der (früh)kindlichen Sozialisation: Während Mädchen in der Identifikation mit der Mutter ein beziehungsorientiertes, Fürsorgemoral fundierendes Selbst aufbauten, müssten Jungen sich als künftige Männer von der Mutter abgrenzen, also ein stärker autonomes Selbst aufbauen, welches die Gerechtigkeitsorientierung fördere.

Gilligans Thesen haben eine breite Kontroverse[6] ausgelöst. Dass viele Rezipientinnen sich mit der weiblichen „Fürsorgemoral", deren historische Wur-

zeln man in der neuzeitlichen Trennung von öffentlicher und privater, häuslicher Sphäre erblickte, identifizierten (vgl. Hauser 1976), wurde durchaus kritisch bewertet: Frauen, die traditionell auf die private, häusliche Sphäre beschränkt blieben, hätten die aufgezwungene Fürsorglichkeit gleichsam als moralisches Über-Ich internalisiert.
Die weitergehende Kritik an Gilligan betrifft erstens die „Vernachlässigung des Normativen in der Analyse beider Moralperspektiven" und zweitens die „Validität ihrer empirischen Ergebnisse" (Pieper 1998, S. 101). Eine der profiliertesten Kritikerinnen, die Fachkollegin Gertrud Nunner-Winkler (1991, 1995), beanstandete zum einen, dass die von Gilligan behauptete Doppelheit gültiger Moralen (Gerechtigkeit und Fürsorge), welche unabhängig voneinander, aber komplementär und zugleich fest an bestimmte Anwendungsformen (Rigidität bzw. Flexibilität) gekoppelt seien, ein Höchstmaß an Normativität in Anspruch nehme, das philosophisch-argumentativ nicht ausgewiesen werde. Zum andern weist Nunner-Winkler in eigenen Untersuchungen nach, dass Gilligans Verknüpfung von Moralorientierung und Geschlecht ein empirisch nicht haltbarer „Mythos" ist: Jungen und Mädchen urteilten sowohl aus der Gerechtigkeits- wie aus der Fürsorglichkeitsperspektive; die Wahl der jeweiligen Orientierung sei weniger geschlechtsspezifisch bedingt als abhängig von der persönlichen Betroffenheit, der individuellen Reife sowie von der Eigenart der Situation. Auch Flexibilität und Rigidität seien weniger an die Fürsorglichkeits- bzw. Gerechtigkeitsperspektive gebunden als alters- und bildungsabhängig.

Welche **Folgerungen** sind nun aus dieser Kontroverse für das Projekt einer Feministischen Ethik im oben beschriebenen gender-sensitiven Sinne zu ziehen?
Jedes Bedenken der Geschlechterdifferenz ist angewiesen auf Empirie, auf erfahrungsgeleitete Selbstwahrnehmung und damit verbundene Weltdeutung und Handlungsorientierung von Männern und Frauen. Dieser Befund schließt zwei bedeutsame Konsequenzen in sich: Wie der Streit der beiden Psychologinnen, Gilligan und Nunner-Winkler, zeigt, liegt auch die gedeutete Erfahrung nicht gleichsam neutral vor Augen, sondern trifft ihrerseits auf deutendes und die Ergebnisse präfigurierendes Vorverständnis der Wahr-

nehmenden. Mit anderen Worten: Das empirisch Erhobene ist also noch nicht die Sache selbst. Wenn Proband/inn/en in einer Modellsituation X die Fürsorge- oder Gerechtigkeitsperspektive präferieren, so ist damit noch nicht gesagt, welches Prinzip für sie auch de facto handlungsbestimmend wäre und welches sie grundsätzlich als höherrangig bewerten. Moral ist eben noch nicht Ethik.

Moralität als die Kompetenz zu moralischem Handeln ist nach der Tradition westeuropäischer Aufklärung in der Freiheit und vernünftigen Selbsteinsicht des Subjekts begründet. Ethik – im Sinne der oben vertretenen Definition – reflektiert genau diesen Zusammenhang von Moral und Moralität. Als wissenschaftliche Theorie müsste Ethik die allgemeinen Bedingungen von Moralität (Person, Vernunft, Freiheit etc.) nun so zur Geltung bringen, dass sie für ihre geschlechtsspezifische und u. U. eben auch geschlechtsdifferente Konkretion, d. h. für das jeweilig Besondere offen sind, wobei die Berechtigung feministischer Kritik traditioneller Ethik genau dort entsteht, wo das Allgemeine androzentrisch verengt wird. Die Konzeption einer in diesem Sinne geschlechterübergreifenden, weil für die geschlechtliche Konkretion beider Seiten offenen Ethik wäre das Ziel.

Im Blick auf die noch immer dominierende Androzentrik ethischer (Grundlagen)Reflexion erscheint gegenwärtig eine feministische, d. h. vorrangig aus der Perspektive der Lebensführung von Frauen entworfene Ethik durchaus temporär legitim. Die Gender-Perspektive müsste hier allerdings langfristig als kritisches Korrektiv fungieren, um die unzulässige Verallgemeinerung einer nur geschlechtsspezifischen Perspektive auf der Ebene der Grundlagenreflexion zu verhindern. Für den Bereich der angewandten Ethik bedeutet dies allerdings durchaus die konsequente Einbringung weiblicher Perspektivität und damit auch eine Erweiterung des Themenspektrums.

Wie dieses Projekt einer feministischen und im Ideal post-feministischen, da gender-sensitiven Ethik im philosophischen Diskurs weiter zu entwickeln wäre, mag an diesem Punkte auf sich beruhen.[7] Eine Ethik der Geschlechterdifferenz in theologischer Perspektive hat an die hier exponierten allgemeinen Grundlinien anzuknüpfen und gleichwohl ihr Proprium zu verfolgen, dies allerdings stets vor dem Hintergrund der grundlegenden feministischen

Kritik der Theologie, wie sie in einer eigenen *Feministischen Theologie* längst auch akademischen Niederschlag gefunden hat.

**Feministische Kritik der Theologie**

*Feministische Theologie – Genese und Programm*

Als *kontextuelle Theologie*, d. h. als theologische Reaktion auf eine bestimmte gesellschaftlich-politische und kirchliche Situation, besitzt die Feministische Theologie eine konstitutive Verbindung zur emanzipatorischen Praxis, welche sich auch in Entsprechung zu ihren drei grundlegenden Entstehungskontexten in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts weiter differenziert.

1. In der *ökumenischen Bewegung* spielte die Frauenfrage seit der Gründung des Ökumenischen Rates der Kirchen (ÖRK) 1948 in Amsterdam stets eine wichtige Rolle, denn neben den Differenzen in der kirchlichen Lehre und Praxis wurden auch soziale Faktoren wie rassistische Diskriminierung und die gesellschaftlich-politische Unterdrückung der Frau als entscheidende Hindernisse auf dem Weg zur angestrebten Einheit der Kirchen angesehen. So gab die 5. Vollversammlung des ÖRK 1975 in Nairobi eine weltweite Studie über die Rolle der Frau in Kirche und Gesellschaft in Auftrag, deren Ergebnisse 1981 im Sheffield-Report unter dem Titel „Die Gemeinschaft von Frauen und Männern in der Kirche" zusammengefasst wurden. Hier finden sich bereits Grundelemente einer Feministischen Theologie wie eine neue, durch Gegenseitigkeit und Partnerschaftlichkeit geprägte Sicht des Verhältnisses von Mann und Frau, Überlegungen zu einer Neufassung kirchlicher Sprache und Symbolik unter Berücksichtigung spezifisch weiblicher Spiritualität sowie das klare Votum für die gleichberechtigte Partizipation von Frauen in allen Bereichen kirchlichen Lebens.

2. Aus der Aufbruchsstimmung des Zweiten Vatikanischen Konzils (1962-65) entstand im *amerikanischen Katholizismus* eine kritische Laien- und Lainnenbewegung, welche sich vehement für die *Frauenordination* und den gleichberechtigten Zugang von Frauen zu allen Ämtern der römisch-katholischen Kirche einsetzte. Damit verband sich zugleich die Forderung nach einer grundlegenden Reform des überkommenen männlich zentrierten Theologie- und Kirchenverständnisses. Während sich im europäischen Katholizismus nur vereinzelt analoge Reforminitiativen bildeten, entstand nur wenige Jahre später in der *deutschen evangelischen Kirche* eine entsprechende, Universi-

tätsfakultäten, Kirchensynoden und Gemeinden gleichermaßen in Anspruch nehmende Diskussion um die sog. *Theologinnenfrage*. Mit der erfolgten Zulassung von Frauen zum Pfarramt und mit ihrer Ordination in den 70er Jahren wurden zentrale Grundlagen des bisherigen Kirchenverständnisses und Kirchenrechts revidiert; der Feministischen Theologie entstand im Zuge dieser umfassenden Diskussion ein breites, innerkirchliches Wirkungsfeld.
3. Die erst im Zusammenhang der sog. *Neuen Frauenbewegung* entstandenen Strömungen Feministischer Theologie verfolgten eine entsprechend radikale, mitunter auch entschieden antichristliche Tendenz. Erst das Aufkommen der Politischen Theologie und der aus der Dritten Welt stammenden Befreiungstheologie ermöglichte eine positive und zugleich hermeneutisch-kritische Verbindung von Christentum und Feminismus. Die ideologiekritischen Momente dieses ursprünglich akademisch inspirierten Feminismus haben sich innerhalb der Feministischen Theologie als umfassende Kritik aller theologischen Disziplinen artikuliert (vgl. Schlenke 2003, S. 144 ff.).

Insofern die biblische Überlieferung die historische wie sachliche Grundlage des christlichen Glaubens bildet, ist es kein Zufall, dass Feministische Theologie in ihren Anfängen vor allem als feministische Bibelauslegung (Exegese) konkret wurde und entscheidend durch die Entdeckung bestimmt war, dass die ursprüngliche Abfassung und Redaktion biblischer Texte, ihre Rezeptions- und Wirkungsgeschichte bis hin zur gegenwärtigen Aneignung androzentrisch geprägt sind. Den ersten Entwurf einer feministisch-kritischen, befreiungstheologisch orientierten Hermeneutik hat Elisabeth Schüssler-Fiorenza in den 80er Jahren vorgelegt (vgl. Schüssler-Fiorenza 1988). Ihre „Hermeneutik der Erinnerung" geht hinter die androzentrische bzw. patriarchale Überlagerung des biblischen Textes zurück und versucht, die darin verborgene, verschwiegene Frauengeschichte freizulegen. Methodisch bediente sie sich dabei durchaus des etablierten Instrumentariums *historisch-kritischer Exegese*, jedoch feministisch revidiert und ergänzt durch die Sozialgeschichte.
In Bezug auf das *Alte Testament* besteht, auch über die feministische Forschung hinaus, prinzipieller Konsens darüber, dass, unbeschadet einer Reihe durchaus emanzipatorisch zu interpretierender Überlieferungen, die

Mehrheit der alttestamentlichen Texte sich nicht von ihren *patriarchalen* Entstehungsbedingungen lösen lässt und infolgedessen ein zwar nicht ausschließlich, aber doch weitgehend patriarchal, d. h. männlich geformtes Gottesbild vertritt. *Kritische Funktion* übt feministische Exegese gegenüber der theologischen Überhöhung frauenfeindlicher bzw. der Umdeutung frauenfreundlicher Traditionen sowie der daraus resultierenden patriarchalen Wirkungsgeschichte alttestamentlicher Texte aus. Wichtige Beispiele in diesem Zusammenhang stellen das traditionelle Verständnis der jahwistischen Schöpfungserzählung (Gen 2-3) im Sinne einer schöpfungstheologischen Begründung der Geschlechterhierarchie dar, die verengende Auslegung von Spr 31 auf das Stereotyp der allein um Mann, Kinder und Haus besorgten Hausfrau und Ehefrau sowie die Interpretation der Beziehung zwischen Jahwe und Israel nach Maßgabe einer patriarchal bestimmten Ehe (Hos 1-3). Feministische Exegese versucht hier, die ursprüngliche Intention dieser Texte historisch-kritisch und v. a. sozialgeschichtlich zu erheben.

Auch die feministische Beschäftigung mit dem *Neuen Testament* verfolgte vor allem anfänglich die Aufgabe, weibliche Lebenszusammenhänge und die Rolle von Frauen im *frühen Christentum* wieder oder neu zu entdecken, um so urchristliche emanzipatorische Impulse wie auch Identifikationsangebote für Christinnen heute, für ihre Lebensführung und Spiritualität offen zu legen. Diese Intention führte in der Tat zu vielfältigen neuen Einblicken: Nicht nur nahm Jesus gleichberechtigt Frauen in seine Jünger- und Nachfolgegemeinschaft auf, wie die Evangelientradition eher beiläufig berichtet (Mk 15, 40 f. par); er begegnete ihnen vielmehr auch so, dass Frauen ihre gesellschaftliche Unterordnung und Marginalisierung, ihr Schweigen und ihre Zurückhaltung zu durchbrechen vermochten und in freie Beziehung zu ihm traten.[8]

Den für den weiteren Verlauf der urchristlichen Geschichte kennzeichnenden Prozess zunehmender Marginalisierung der Rolle und Bedeutung der Frau in der urchristlichen Bewegung versteht feministische Exegese sozialgeschichtlich (vgl. Schottroff 1989, 1994) als fortschreitende Anpassungsbewegung des frühen Christentums an das hierarchisch strukturierte, kulturelle Umfeld im römischen Reich.[9]

Aufs Ganze gesehen hat feministische Bibelauslegung eine eindrucksvolle Vielfalt bis dato weitgehend verborgener Frauengeschichte(n) innerhalb der

jüdisch-christlichen Tradition freigelegt. Sie hat dabei zugleich methodische und inhaltliche Selbstverständlichkeiten herkömmlicher Exegese wirkungsvoll in Frage gestellt und die Theologie so insgesamt wieder zu ihrer ureigenen Aufgabe genötigt, nämlich die biblische Tradition auch wirklich theologisch, d. h. inhaltlich vor den Fragen der Gegenwart zu verantworten.

Ebenso wie die feministische Exegese übt auch die gender-sensitive *Kirchengeschichte* sowohl eine *kritische*, geschichtliche Frauendiskriminierung aufdeckende als auch eine *positive Funktion* aus, indem sie Quellen zur Frauengeschichte neu- oder wiederentdeckt und für eine Historiographie der Geschlechterbeziehungen in theologischer Perspektive fruchtbar zu machen sucht. Insbesondere an Ergebnisse der bereits länger bestehenden *sozial- und geschichtswissenschaftlichen Frauenforschung* schließt sich die Theologie hier an. Ein umfassender Entwurf feministischer Kirchengeschichte steht allerdings noch aus.[10]

Besteht die Grundaufgabe der *Systematischen Theologie* darin, die historische Tradition des Christentums im gegenwärtigen Horizont *christlicher Lebensdeutung (Dogmatik) und Lebenspraxis (Ethik)* zu verantworten und zu bewähren, so muss Feministische Theologie, auch in ihrer anfänglichen Konzentration auf die Exegese, im Kern als eine systematisch-theologische Disziplin begriffen werden, geht es ihr doch um die Vermittlung zwischen christlichem Glauben und gegenwärtiger emanzipatorischer Praxis. Genau an diesem Punkte liegen die Chancen und auch die Faszination feministisch-theologischer Theoriebildung ebenso wie ihre grundsätzlichen Probleme und systematischen Defizite.

Hermeneutische Engführungen feministischer Dogmatik ergeben sich aus der vorrangigen Orientierung an weiblicher Selbsterfahrung und Identitätsfindung; hier kommt es nicht selten zu Verzeichnungen, mitunter zu Re-Mythologisierungen der christlichen Tradition.[11]

Eine umfassende Methodologie feministischer *Praktischer Theologie* für die zentralen Handlungsvollzüge kirchlich-gemeindlicher Praxis und ihrer wissenschaftlichen Reflexion steht noch aus. Wenngleich die Rezeption der Kategorie „Geschlecht" in der Praktischen Theologie später als in anderen theologischen Disziplinen erfolgte[12], so zeigen sich doch bereits deutliche Ansätze einer geschlechtsspezifischen bzw. gender-theoretischen Praxis-

reflexion, so in der Frage nach einer besonderen pastoralen Identität von Frauen und der gender-sensitiven Grundlegung und Wahrnehmung der *Seelsorge*.
Feministisch orientierte *Religionspädagogik* steht zum einen in der Wirkungsgeschichte eines reichhaltigen historischen Beitrages von Frauen in der religiösen und theologischen Bildungs- und Erziehungsarbeit, der bisher erst in Ansätzen wieder- bzw. neu entdeckt wurde. Zum anderen ist feministische Religionspädagogik durch ihre bezugswissenschaftliche Fundierung in den Humanwissenschaften und in der Systematischen Theologie verstärkt an die Genderthematik verwiesen; thematisch geht es dabei um die Fragen geschlechtsspezifischer religiöser Sozialisation und Entwicklung sowie um ihre adäquate pädagogische Begleitung und Vermittlung.

Als theologische Kritik versteht sich Feministische Theologie, wie der hier in aller Kürze vollzogene Gang durch die theologischen Disziplinen zeigt, „nicht als Ergänzung traditioneller Theologie, sondern als Neukonzeption von Theologie überhaupt" (Halkes / Meyer-Wilms 1991, S. 102). Indem sie dabei von der realen Erfahrung und Situation von Frauen ausgeht, nimmt sie zugleich die in der reformatorischen Theologie grundgelegte wechselseitige Konstitutivität von Gottes-, Selbst- und Welterfahrung ernst. Defizitär und theologisch problematisch wird der feministische Ansatz dann, wenn diese wechselseitige Konstitutivität einseitig zugunsten bestimmter Formen und Inhalte weiblicher Selbsterfahrung verlassen wird, d. h. wenn Gottes- und Welterfahrung zu Interpretamenten der Selbsterfahrung herabgesetzt werden und somit der dynamische Charakter von Erfahrung überhaupt unterlaufen ist. Was bedeutet dies nun für die theologische Konzeption einer feministischen, gender-sensitiven Ethik?

*„Er aber soll dein Herr sein ..." (Gen 3,16)*
*Feministische Kritik theologischer Ethik*
Die feministische Kritik traditioneller theologischer Ethik hat sich vor allem ideologiekritisch, d. i. als Kritik ihres männerzentrierten Charakters artikuliert. In ihrer 1993 vorgelegten Untersuchung zu „Anthropologie und Frauenbild in der deutschsprachigen protestantischen Ethik seit 1949" führt Ina Praetorius

den klaren Nachweis dieses faktischen Androzentrismus: Die Charakteristika, welche die untersuchten Ethiker (z. B. H. Thielicke, W. Trillhaas, T. Rendtorff, aber auch die „Zeitschrift für Evangelische Ethik" oder das „Handbuch der christlichen Ethik", 1978-82) dem „Menschen" zuschreiben, entsprechen nahezu nahtlos sonstigen Aussagen über den Mann, aber sie widersprechen den meisten Aussagen über das präsumtive Wesen der Frau. Als sittliches Subjekt wird die Frau zumeist im vorpolitischen, privaten und harmonisierten Raum der Familie situiert, mit dem Ergebnis, dass zentrale Themen und Konflikte weiblicher Lebenszusammenhänge (Gewalt, geschlechtsspezifische Rollen- und Arbeitsteilung etc.) ethisch unsichtbar bleiben. Damit verbindet sich nicht selten die traditionelle Entgegensetzung von (weiblich orientierter) Individualethik und (männlich orientierter) Sozialethik. So überzeugend diese Kritik im Einzelnen ist (vgl. Globig 2002), so wenig hat sie bisher zu einem ausgearbeiteten Entwurf feministischer Ethik geführt. Es liegen, v. a. von Ina Praetorius (1993, 1995, 2000), verschiedene Beiträge zu ethisch relevanten Aspekten weiblicher Lebenszusammenhänge oder auch Analysen zu bestimmten Bereichen angewandter Ethik (Biotechnologie, Ökofeminismus, Familienethik u. a.) aus feministisch-theologischer Perspektive vor.
Feministisch-theologische Ethik – und hier wiederholen sich allgemeine Konstitutionsprobleme feministischer Theoriebildung – krankt zudem häufig an der mangelnden begrifflichen Unterscheidung zwischen Moral, Moralität und Ethik. Diese Begriffe werden nicht selten synonym verwendet und infolgedessen auch die entsprechenden Sach- und Argumentationsebenen vermischt. Dass die Begründung von Normen weithin kein Thema feministisch (-theologischer) Ethik wurde, ist kein Zufall, denn normative Universalisierung vollzog sich bisher vorwiegend unter androzentrischen Vorzeichen. Andererseits gehen jedoch in die feministische Forderung emanzipatorischer Praxis in hohem Maße universalisierende, nicht zuletzt auch theologisch zu begründende Wertvorstellungen wie Gerechtigkeit, Autonomie, freie Entfaltung der Person u. a. ein.

Welche **Folgerungen** sind aus diesem knapp skizzierten Befund nun positiv für das Projekt einer feministischen bzw. gender-sensitiven Ethik in theologischer Perspektive zu ziehen? Es ist zu unterscheiden zwischen Moral – Mo-

ralität – Ethik und dementsprechend zwischen Religiosität/Frömmigkeit und wissenschaftlicher Theologie. Moral alleine macht noch keine Ethik, ebenso wenig wie weibliche Spiritualität und religiöse Praxis schon wissenschaftliche Theologie sind.
Daraus folgt, dass feministische bzw. gender-sensitive Ethik in dem anvisierten Sinne nur auf allgemeinen, geschlechtsübergreifenden Begründungsstrukturen beruhen kann, wenngleich sie in ihrem Erkenntnisinteresse und in ihrer Perspektivität insbesondere auf die angewandte Ethik feministisch bzw. gender-sensitiv ist. Die Frage ist also, wie die allgemeinen Voraussetzungen ethischen Handelns (Konstitution des sittlichen Subjekts, Freiheit, Vernunft etc.) so konzipiert werden können, dass ihre mögliche, keineswegs immer notwendig geschlechtsspezifische Konkretion konstitutiv inbegriffen ist.

Zu dieser Aufgabenstellung vermag gerade Feministisch-theologische Ethik einen substantiellen Beitrag zu leisten, nämlich im Blick auf die im religiösen Verhältnis angelegte Grundunterscheidung zwischen der Beziehung des Menschen zu Gott (Transzendenzbezug) und der Beziehung des Menschen in der Welt (Endlichkeitsbezug).

## Ethik der Geschlechterdifferenz in theologischer Perspektive

*Rechtfertigung – Freiheit – Gleichheit*

Jede praxisbestimmende Weltanschauung beruht auf einer existentiellen Option; im Falle des Christentums ist dies der Glaube als die in Beziehung zu der geschichtlichen Person Jesus von Nazareth getroffene Grundentscheidung über Selbst- und Weltverständnis. Für den christlichen Glauben, insbesondere seinem protestantischen Verständnis nach, stellt die Erfahrung der *Rechtfertigung des Menschen durch Gott aus Glauben*, wie sie Martin Luther als reformatorische Grundeinsicht in seiner Rechtfertigungslehre[13] formuliert hat, die zentrale Gewissheit dar.
Als Geschöpf Gottes, bestimmt zur Gottebenbildlichkeit, ist der Mensch unter die Macht der Sünde und des Todes geraten, aus der er sich, so Luther unter Rekurs auf Paulus, durch eigene Kraft nicht befreien kann. Allein im Glauben an Jesus Christus, an die sündenvergebende Kraft seines Todes und an seine Auferstehung, weiß sich der Mensch von Gott in und trotz seiner Sünde an-

genommen und ipso facto „gerecht" gemacht, gerechtfertigt. Nach reformatorischem Verständnis kommt dieser rechtfertigende Glaube dem Menschen nur „von außen" zu, d. i. durch Gott, durch die Wirkung des Heiligen Geistes im biblischen Wort, im Evangelium von Jesus Christus. Gleichwohl gilt, dass dieser Glaube als personaler Akt je individuell, ohne erforderliche Vermittlung durch Kirche oder Priestertum, vollzogen werden muss.

Vor Gott, in Bezug auf sein Heil, ist der Mensch nicht frei; durch die Rechtfertigung ist er jedoch gerade befähigt zur *Freiheit in der Welt*: Befreit von der Last, Würde und Wert der eigenen Person durch eigenes Handeln allererst verdienen zu müssen, da gnadenhaft konstituiert durch Gott, handelt der/die Gerechtfertigte gleichsam sua sponte, d. h. in aufrichtiger Moralität in der Welt zugunsten des Nächsten.

Ist mit der Rechtfertigungslehre zum einen die Unmittelbarkeit und Unvertretbarkeit des Einzelnen vor Gott, also seine Individualität, theologisch begründet, so ist diese Individualität zum andern untrennbar verbunden mit der Anerkennung einer fundamentalen *Gleichheit* aller Individuen als gleichermaßen Sünder und Gerechtfertigte *coram Deo.* Genau diese wechselseitige Anerkennung fundamentaler Gleichheit wie irreduzibler Individualität vollzieht sich für Luther exemplarisch in der Ehe. In seiner Schrift „Vom ehelichen Leben" (1522)[14] argumentiert Luther in diesem Zusammenhang schöpfungstheologisch: Die gemeinsame Kreatürlichkeit von Mann und Frau, welche ihre Leiblichkeit und Geschlechtlichkeit selbstverständlich einschließt, begründet die gegenseitige Achtung ihrer ebenso gemeinsamen Gottebenbildlichkeit. Realiter ist diese in sich gleichberechtigte Gemeinschaft der Geschlechter jedoch stets von Sünde bedroht und deshalb durch Hierarchien, Abhängigkeiten etc. entstellt. Im rechtfertigenden Glauben, konkret in der Taufe, werden Mann und Frau befähigt, ihr Verhältnis zueinander schöpfungsgemäß zu gestalten, womit nach Luther eine offene, versöhnte und in sich gleichberechtigte, Individualität und also auch geschlechtliche Differenzen einschließende Gemeinschaft von Mann und Frau anvisiert ist, eine Gemeinschaft, die – gerade auch in ihrer ethischen Verantwortung – grundsätzlich über die Ehe hinausweist. Unbeschadet berechtigter Kritik im Einzelnen, z. B. an Luthers Abwertung der Ehelosigkeit oder an seiner Affinität zur überkommenen Rollenverteilung, ist seine Sicht

des Geschlechterverhältnisses durchaus emanzipatorisch, denn in und trotz aller lebenspraktischen Differenzen gilt die fundamentale Gleichheit von Mann und Frau vor Gott, was zur wechselseitigen Anerkennung ihrer realen Rollen- und Arbeitsteilung und damit ihrer ethischen Verantwortung im alltäglichen Leben als prinzipiell ebenbürtig nötigt.

Welche **Folgerungen** sind nun aus dieser rechtfertigungstheologischen Grundeinsicht Luthers für eine Ethik der Geschlechterdifferenz in (post)feministisch-theologischer Perspektive zu ziehen?
Im Geschehen der Rechtfertigung vollzieht sich nach reformatorischem Verständnis genau diejenige Konstitution nicht nur des religiös verstandenen Person-Seins, sondern auch die Konstitution des ethischen Handlungssubjektes in jener geforderten Allgemeinheit und Freiheit, wie sie zugleich offen ist für je individuelle und eben auch geschlechtsspezifisch differente Konkretion. Dabei gilt, dass die Gleichheit der Geschlechter coram Deo nicht nur ethische Motivationskräfte freisetzt, sondern auch als kritisches Ideal gegenüber faktischen Missbräuchen, Geschlechterhierarchien, -asymmetrien etc. dient, welche theologisch immer als Reflexe der Sünde zu begreifen sind.
Ausgehend von diesem, geschlechtsspezifische Differenzen in ihrer realen Konkretion konstitutiv einschließenden Verständnis von Moralität hätte eine *feministisch-theologische* Ethik in dem ausdrücklichen Bemühen um eine „frauengerechte Rechtfertigungstheologie“ (vgl. Kuhlmann 2003, S. 97 ff.) bestehende Asymmetrien und Hierarchien im Verhältnis der Geschlechter sowie die entsprechenden Dualismen im Verhältnis der kulturell als „männlich“ und „weiblich“ geltenden Eigenschaften, Handlungs- und Zuständigkeitsbereiche bzw. – ethisch gesprochen – der damit verbundenen Güter, Tugenden und Werte wahrzunehmen und auch praktisch zu überwinden, indem sie eine grundlegende Revision aller ethischen Grundlagenbegriffe, Themenbestände und klassischen Texte aus der Perspektive der Geschlechterdifferenz unternimmt. Feministisch-theologische Ethik kann dazu auf die Ergebnisse Feministischer Theologie als umfassender Kritik der theologischen Disziplinen und einer entsprechenden Auslegungs- bzw. Traditionsgeschichte zurückgreifen.

In der Wahrnehmung ihrer gesellschaftlichen Verantwortung, die insbesondere auch eine Bildungsmitverantwortung einschließt, haben Theologie und Kirche dann auch die weitergehende Aufgabe, nicht nur die je individuelle christliche Lebensführung bzw. die Gestaltung kirchlicher und gemeindlicher Praxis den ethischen Implikationen der reformatorischen Rechtfertigungslehre auszusetzen, sondern diese spezifisch theologische Sicht der Geschlechterdifferenz auch in die ethischen Diskussionen und Gestaltungsaufgaben der Gegenwart konstruktiv einzubringen. In diesem Sinne „braucht man Reli auch im Geschäftsleben" – und nicht nur dort.

**Anmerkungen**

1) Zu dieser Entwicklung vgl. auch Hof 1995.
2) Zur inneren Differenzierung der Kategorie „Geschlecht" in der feministischen Theoriebildung vgl. Braun / Pasero 1995; Bußmann / Hof 1995.
3) So das erklärte Ziel von Ute Freverts nach wie vor wegweisender Studie zur „Frauen-Geschichte" im Rahmen des bürgerlichen Modernisierungsprozesses; zum Zitat vgl. Frevert 1986, S. 13.
4) Vgl. dazu v. a. Meier-Seethaler 1997, bes. S. 185-228, S. 275-315.
5) Vgl. den gleichnamigen Titel von Carol Gilligan: In a different voice. Psychological theory and women's development (1982), dt.: Die andere Stimme. Lebenskonflikte und Moral der Frau, München 1984.
6) Zur amerikanischen und deutschen Gilligan-Diskussion vgl. die entsprechenden Überblicke bei Maihofer $^{2}$1989, S. 26 ff., S. 54 ff.
7) Vgl. dazu den grundlegenden Band von Wedel 2003, insbes. S. 103-109 sowie die dort genannte Literatur, S. 125 ff.
8) Vgl. die Begegnung Jesu mit der blutflüssigen Frau (Mk 5,25-34 par), mit der gekrümmten Frau (Lk 13,10-17), mit der Syrophönizerin (Mk 7,24-30 par). Nach Mk 14,3-9 par war es eine unbekannte Frau, die Jesus in Bethanien salbte; das Christusbekenntnis der Martha (Joh 11,1-45) tritt gleichberechtigt neben dasjenige des Apostels Petrus (Mt 16,16), und schließlich steht eine Gruppe galiläischer Frauen als die ersten Zeuginnen der Auferstehung (Mk 16,1-8 par) am Beginn der Geschichte der christlichen Kirche.
9) Vgl. Schüssler-Fiorenza 1988 (Gedächtnis), S. 305-342. In diesen Zusammenhang kritischer Rekonstruktion gehört auch die feministische Re-lektüre der Briefe und Theologie des Paulus; vgl. dazu Janssen et al. 2001.
10) Zum gegenwärtigen Stand der Geschlechterforschung in der Kirchengeschichte vgl. Albrecht 2003, S. 75 ff.
11) Zu dieser grundlegenden Kritik vgl. Schneider-Flume 1998 und Scherzberg 1995, S. 150-185.
12) Zu den Gründen für diesen Befund vgl. Pohl-Patalong 2000, S. 314 ff.
13) Zu Luthers Rechtfertigungslehre vgl. ders., Vorrede zu Band I der lateinischen Schriften der Wittenberger Luther-Ausgabe 1545; Von der Freiheit eines Christenmenschen 1520, in: Luther Deutsch, Bd. 2, S. 11-21, 251-274 sowie Disputatio de homine 1536.
14) Vgl. Luther, in: Luther Deutsch $^{3}$1983, Bd. 7, S. 284-307 und dazu Scharffenorth 1995, S. 129

ff.

**Literatur**

Albrecht, Ruth (2003): Am Anfang eines langen Weges. Frauen und Geschlechterforschung in der Kirchengeschichte. In: Dingel, Irene (Hrsg.): Feministische Theologie und Gender-Forschung. Bilanz – Perspektiven – Akzente. Leipzig, 67-96.

Braun, Friederike / Pasero, Ulrike (Hrsg.) (1995): Konstruktion von Geschlecht. Pfaffenweiler.

Chodorow, Nancy (1985): Das Erbe der Mütter. Psychoanalyse und Soziologie der Geschlechter. München.

Frevert, Ute (1986): Frauen-Geschichte zwischen bürgerlicher Verbesserung und neuer Weiblichkeit. Frankfurt a.M.

Globig, Christine (2. vollst. überarb. und erw. Aufl. 1991, [2]2002): Art. Soziallehre/Sozialethik – evangelisch. In: Gössmann, Elisabeth u.a. (Hrsg.): Wörterbuch der Feministischen Theologie. Gütersloh, 512-513.

Halkes, Catherina M. / Meyer-Wilms, Hedwig (1991): Art. Feministische Theologie/Feminismus/Frauenbewegung I. In: Gössmann, Elisabeth u. a. (Hrsg.): Wörterbuch der Feministischen Theologie. Gütersloh, 102-105.

Hausen, Karin (1976): Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere" – eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Conze, Werner (Hrsg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Stuttgart, 363-393.

Hof, Renate (1995): Die Entwicklung der Gender Studies. In: Bußmann, Hadumod / Dies. (Hrsg.): Genus. Zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften. Stuttgart, 2-33.

Janssen, Claudia / Schottroff, Luise / Wehn, Beate (Hrsg.) (2001): Paulus. Umstrittene Traditionen – lebendige Theologie. Gütersloh.

Kohlberg, Lawrence (1981): The Philosophy of Moral Development. Moral Stages and the Idea of Justice. San Francisco.

Kuhlmann, Helga (2003): Abschied von der Perfektion. Überlegungen zu einer „frauengerechten" Rechtfertigungstheologie. In: Dingel, Irene (Hrsg.): Feministische Theologie und Gender-Forschung. Bilanz – Perspektiven – Akzente. Leipzig, 97-122.

Luther, Martin: Luther Deutsch. Die Werke Martin Luthers in neuer Auswahl für die Gegenwart, hrsg. von Kurt Aland, Band 2, (Stuttgart 1962) Göttingen [2]1981 und Band 7, (Stuttgart 1967) Göttingen [3]1983.

Luther, Martin (1977): Disputatio de homine [1536]. In: Ebeling, Gerhard: Lutherstudien, Bd. II/1. Tübingen, 15-24.

Maihofer, Andrea ([2]1989): Zu Carol Gilligans Thesen einer „weiblichen" Moralauffassung. Frankfurt a.M.

Maihofer, Andrea (1995): Geschlecht als Existenzweise. Macht, Moral, Recht und Geschlechterdifferenz. Frankfurt a.M.

Meier-Seethaler, Carola (1997): Gefühl und Urteilskraft. Ein Plädoyer für die emotionale Vernunft. München.

Nunner-Winkler, Gertrud (1995): Der Mythos von den zwei Moralen. In: Kuhlmann, Helga (Hrsg.): Und drinnen waltet die züchtige Hausfrau. Zur Ethik der Geschlechterdifferenz. Gütersloh, 49-68.

Nunner-Winkler, Gertrud (Hrsg.) (1991): Weibliche Moral. Die Kontroverse um eine geschlechtsspezifische Ethik. Frankfurt a. M.

Pieper, Annemarie ([4]2000): Einführung in die Ethik. (1. Aufl. München 1985) Tübingen.

Pieper, Annemarie (1998): Gibt es eine feministische Ethik? München.

Praetorius, Ina (1993): Anthropologie und Frauenbild in der deutschsprachigen protestantischen Ethik seit 1949. Gütersloh.

Praetorius, Ina (2000): Zum Ende des Patriarchats. Theologisch-politische Texte im Übergang. Mainz.
Praetorius, Ina (1995): Skizzen zur Feministischen Ethik. Mainz.
Pohl-Patalong, Uta (2000): „Geschlecht" wahrnehmen. Auf dem Weg zu einer Methodologie feministischer Praktischer Theologie. In: Eberhard Hauschildt / Laube, Martin / Roth, Ursula (Hrsg.): Praktische Theologie als Topographie des Christentums. Eine phänomenologische Wissenschaft und ihre hermeneutische Dimension. Rheinbach, 304-322.
Scharffenorth, Gerta (1995): Die Bedeutung der Geschlechterdifferenz in Luthers theologischer Anthropologie. In: Kuhlmann, Helga (Hrsg.): Und drinnen waltet die züchtige Hausfrau. Zur Ethik der Geschlechterdifferenz. Gütersloh, 124-139.
Scherzberg, Lucia (1995): Grundkurs Feministische Theologie. Mainz.
Schlenke, Dorothee (2003): Feministische Theologie – Theologische Frauenforschung – Gender Studies. In: Wunderlich, R. / Feininger, B. (Hg.): Übergänge in das Studium der Theologie/Religionspädagogik. Frankfurt a. M. u. a., 137-157.
Schneider-Flume, Gunda (1998): Das Kreuz mit dem Selbst. Christologie und Erfahrung in feministisch-theologischen Entwürfen. In: Zeitschrift für Theologie und Kirche 95, 499-516.
Schottroff, Luise (1989): Befreiungserfahrungen. Studien zur Sozialgeschichte des Neuen Testaments. München.
Schottroff, Luise (1994): Lydias ungeduldige Schwestern. Eine Sozialgeschichte des frühen Christentums. Gütersloh.
Schüssler-Fiorenza, Elisabeth (1988): Brot statt Steine. Die Herausforderung einer feministischen Interpretation der Bibel. Fribourg.
Schüssler-Fiorenza, Elisabeth (1988): Zu ihrem Gedächtnis. Eine feministisch-theologische Rekonstruktion der christlichen Ursprünge. München/Mainz.
Wedel, Saskia (2003): Feministische Ethik zur Einführung. Hamburg.

Sylvia Buchen

# Gendering Prozesse in mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichtsfächern. Das Fach Physik in der Krise

Werden bereits seit Jahren deutlich sinkende Studentenzahlen und eine konstant niedrige Anzahl von Studentinnen in der Fachdisziplin Physik beklagt, kann der Rückgang der Studierendenzahlen im Fach *Physik für das Lehramt* mittlerweile als dramatisch bezeichnet werden. Trotz jahrzehntelanger Versuche und Projekte, die darauf zielten, die Akzeptanz des naturwissenschaftlichen Unterrichts in der Schülerschaft, insbesondere bei den Mädchen, zu erhöhen, gilt heute einmal mehr die Feststellung Wagenscheins: „Der Physikunterricht spaltet die Schülerschaft in ein paar wenige Experten und viele Eingeschüchterte." (Wagenschein 1989, zit. n. Muckenfuß 1993, S. 42)
Aus einer Untersuchung über Interesse und Motivation von Schülerinnen und Schülern an Unterrichtsfächern, die im Realschulbereich in Baden-Württemberg erhoben wurde (Greck 1992), geht hervor, dass von Mädchen (8., 9. und 10. Schuljahr) Physik als unbeliebtestes Fach genannt wird, gefolgt von Mathematik und Chemie. Nur eine kleine Minderheit von 3,6 % der Mädchen ist dem Fach Physik gegenüber positiv eingestellt. Kein anderes Fach hat bei Mädchen gegen derartig ausgeprägte Aversionen zu kämpfen. Allerdings ist mit Blick auf beide Geschlechter hervorzuheben, dass auch bei Jungen das Fach nur von 20,5 % als beliebt genannt wird. Insgesamt wird von beiden Geschlechtern das Fach mehrheitlich als unbeliebtestes genannt. Angesichts dieser empirischen Befunde kommt Muckenfuß zu der interessanten These, der an späterer Stelle genauer nachgegangen werden soll, „daß die Unbeliebtheit des Faches Physik weniger ein Problem der Mädchen als des Unterrichts und seiner Didaktik ist. Die Mädchen fungieren als wichtiger Indikator für Defizite, die für den traditionellen Physikunterricht charakteristisch sind" (Muckenfuß 1993, S. 42).
Auch neuere Untersuchungen konstatieren gravierende Geschlechterunterschiede in mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern, obwohl derzeit innerhalb des Schulsystems das Bildungsniveau junger Frauen insgesamt

höher ist als das der jungen Männer (vgl. Schütt/Lewin 1998). Die internationale Vergleichsstudie TIMSS (Third International Mathematics and Science Study) zeigte u. a., dass in Deutschland in den Fächern Mathematik und Physik Mädchen in allen Schulformen schwächere Leistungen als Jungen erreichen. Dies gilt für die siebten und achten Klassen, die in der Teilstudie TIMSS-II untersucht wurden, aber in noch stärkerem Maße für die gymnasiale Oberstufe, die in der TIMSS-III-Studie untersucht wurde (vgl. Baumert et al. 1998). In der Oberstufe lassen sich nach Baumert et al. sowohl im Bereich der mathematisch-naturwissenschaftlichen Grundbildung als auch im gymnasialen Mathematik- und Physikunterricht „substantielle Leistungsunterschiede" zwischen Schülerinnen und Schülern nachweisen. Es ergebe sich ein Bild wachsender Unterschiede mit zunehmendem Alter.[1]
Ursula Kessels (2002) verweist in ihrer empirischen Studie über „Koedukation und Geschlechtsidentität im Physikunterricht" darauf, dass sich die Domänen, in denen männliche und weibliche Personen bevorzugt hohe Leistungen erbringen, nach wie vor deutlich unterscheiden: Finden sich nach Kessels zwar in älteren Studien (Feingold 1988, Hyde et al. 1990 u. a.) noch größere Differenzen als in neueren, lehnt sich das schulische Wahlverhalten von Grund- und Leistungskursen jedoch nach wie vor eng an traditionelle Geschlechterstereotype an. So habe auch eine Vergleichsuntersuchung von sechs Bundesländern ergeben, dass Schülerinnen signifikant seltener als Jungen die Fächer Mathematik, Chemie und vor allem Physik als Leistungskurs wählen und stattdessen Deutsch und neuere Sprachen bevorzugen (vgl. Roeder/Gruehn 1997). Während in Berlin im Schuljahr 1999/2000 19,5% der Jungen der zwölften Jahrgangsstufe Physik als Leistungskurs wählten, taten dies nur 2,6 % der Mädchen. Mathematik wählten demgegenüber 27,2 % der Jungen und 11,9 % der Mädchen (vgl. Kessels 2002, S. 18 f.).
Auch neuere Untersuchungen belegen also gravierende Rangplatzdifferenzen zwischen den Geschlechtern in naturwissenschaftlichen Fächern, wobei das Fach Physik nach wie vor bei den Mädchen auf Platz 1 des unbeliebtesten Faches rangiert.
Abschließend sollen wichtige Befunde nicht unerwähnt bleiben, die bei den Geschlechterunterschieden auf die zugrunde liegenden Interessen und das fachspezifische *Selbstkonzept* der Schülerinnen und Schüler verweisen

(Baumert et al. 1998, Kessels 2002). Hieraus geht hervor, dass Mädchen ihre Leistungen und Begabungen in naturwissenschaftlichen Fächern eher unterschätzen, wohingegen Jungen ihre Leistungen relativ zu den Mädchen eher überschätzen (vgl. hierzu insbes. Kessels 2002, S. 21). Einen ähnlichen Befund ergab auch eine Pilotstudie im Bereich PC/IT-Kompetenz, die u. a. in einer 9. Realschulklasse durchgeführt wurde (vgl. Buchen/Philipper 2002): Das fachspezifische Begabungsselbstbild der Jungen ließ eine beachtliche Diskrepanz zu ihrem tatsächlichen Vermögen erkennen. Weitere Befunde einer Untersuchung zum Thema „Interneterfahrungen männlicher und weiblicher Jugendlicher im Realschulbereich" (Buchen/Philipper 2002) ergaben, dass ähnlich wie in naturwissenschaftlichen Fächern Jungen eher ihre IT-Kompetenzen überschätzen, während Mädchen diese eher bagatellisieren.

**In welche Richtung gehen schulische Gendering Prozesse?**

Im Folgenden wird nicht nur die Schülerschaft ins Zentrum meiner Überlegungen gerückt, sondern schulische Praktiken und Diskurse generell, durch die „männliche Dominanz" (Bourdieu 1997) in den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern bestätigt und fortgeschrieben wird. Hierbei sollen erstens schulische Gendering Prozesse in den „harten" Naturwissenschaften (im Folgenden kurz: „Nawi") aus der Perspektive von drei Lehrerinnen mit der Fächerkombination Mathematik/Physik dargestellt und analysiert werden. Zweitens soll das krisengeschüttelte Unterrichtsfach Physik genauer beleuchtet werden, da in diesem Fach die Genderkluft am deutlichsten zu Tage tritt.

Generell ist zu sagen, dass der Fachhabitus in Physik – ähnlich wie in den Informationstechnologien – männlich konnotiert ist. Da statistische Daten häufig genug wenig Erkenntnisse über Hintergründe der viel beklagten Abstinenz von Mädchen und jungen Frauen gegenüber naturwissenschaftlichen Fächern liefern, habe ich im Rahmen einer Belastungsuntersuchung von Lehrerinnen und Lehrern (Combe/Buchen 1996) eine Teiluntersuchung mit drei Lehrerinnen unterschiedlicher Schulformen mit der Fächerkombination Mathematik/Physik in Hessen durchgeführt. Die rekonstruktiv-hermeneutische Lehrerinnen-Studie zum Thema „Weiblichkeit und ‚harte' Naturwissenschaften" (vgl. Buchen 1996) zielte nicht auf statistische Repräsentativität,

sondern vielmehr auf Hypothesenentwicklung. Mit anderen Worten, die Teiluntersuchung auf der empirischen Grundlage einer Gruppendiskussion zielte darauf, Strukturprobleme der Fachkultur aus der Perspektive *gendersensitiver* Nawi-Lehrerinnen zu explizieren. Der „fremde" Blick als Erziehungswissenschaftlerin auf die Fachkultur Mathematik/Physik erlaubte mir Einsichten in schulische Gendering Prozesse, die versinnbildlichen sollen, wie durch Praktiken und Diskurse die Genderkluft fortgeschrieben wird. Obwohl die qualitative Befragung bereits vor sieben Jahren durchgeführt wurde, belegen neuere Befunde ihre Aktualität.

## „Harte" Naturwissenschaften aus der Sicht von Lehrerinnen

*Zur schulischen Situation der Lehrerinnen*

Alle drei befragten Lehrerinnen erwarben die Befähigung für das Lehramt am Gymnasium und unterrichteten im Untersuchungszeitraum (1995) die Fächer Mathematik/Physik an unterschiedlichen Schulen einer Großstadt in Hessen.

Die Lehrerin A. arbeitete an einem *Oberstufengymnasium*, das sich in den 70er Jahren aus einem traditionellen Gymnasium konstituierte. Da an den Aufbau des Oberstufengymnasiums ein eindeutig bildungsreformerischer Anspruch gebunden war, wurden gezielt innovationsbereite Lehrkräfte für diese Lehrtätigkeit ausgewählt. Die Schule genießt bis heute in der Öffentlichkeit wegen ihres besonderen reformpädagogischen Ansatzes einen guten Ruf. Das Durchschnittsalter im Kollegium lag – wie generell im Gymnasialbereich – bei 50 und mehr Jahren. Ebenso entsprach dem Regelfall, dass die Schule von einem Mann geleitet wurde.

Die Lehrerin B. arbeitete an einem *konventionellen Gymnasium*, das ebenfalls von einem Mann geleitet wurde. Die Schule genoss explizit den Ruf eines *„Elitegymnasiums"*.

Die Lehrerin C. arbeitete an einer *Gesamtschule mit Modellcharakter*. In der Öffentlichkeit hat sich die Modellschule durch ihre dezidiert bildungsreformerische Ausrichtung einen Namen gemacht: So fand keine Einteilung in Kurse statt (integrativer Unterricht; Binnendifferenzierung). Nach dem Umwandlungsprozess wurden Versuche unternommen, naturwissenschaftliche Fächer unter dem Begriff „Naturwissenschaften in einer Hand" zu integrieren

und projektorientiert zu arbeiten. Die Schule hatte den Anspruch eines „ganzheitlichen“ Ansatzes in „Nawi“, d. h. Naturwissenschaften insbesondere mit ökologischen Fragestellungen zu verknüpfen. Diese Gesamtschule hat bis heute einen starken Zulauf. Die Herkunftsfamilien der Schülerschaft waren nach Angaben von Frau C. mehrheitlich einer akademischen Mittelschicht zuzuordnen, die einen extrem hohen Anspruch an das Kollegium der Schule herantrage. Die Modellschule (Gesamtschule) unterschied sich also von anderen Gesamtschulen durch ihren mittelschichtgeprägten Einzugsbereich und das damit verbundene Privileg, die Schülerschaft auswählen zu können.

*Zur Isolation der Lehrerinnen in der „Männerfachkonferenz“*

Alle drei Lehrerinnen kennzeichnen Physik als besonders schwieriges Fach: So erfordere das Experiment bei gleichzeitiger Interaktion mit der Schülerschaft ein hohes Maß an Konzentration. Ein zentraler Belastungsfaktor bestehe jedoch darin, als einzige Frau in der jeweiligen „Männerfachkonferenz“ Physik gänzlich isoliert zu sein. Alle drei Lehrerinnen kennzeichnen ihre Vermittlungsmethode in der Fachdisziplin als eine Herangehensweise, die sich grundsätzlich von derjenigen ihrer männlichen Kollegen unterscheide: So ist den Lehrerinnen daran gelegen, Methoden zu erproben, die darauf zielen, der Schülerschaft neue Zugänge zu den Fächern zu ermöglichen. Beispielsweise besteht ein Anliegen der Lehrerinnen darin, in „Nawi“ auch die Kommunikationsfähigkeit zu schulen und in die Bewertung einzubeziehen. Während die Herangehensweise der männlichen Kollegen darauf gerichtet sei, „einen richtigen Weg“ zu vermitteln, zielen demgegenüber die Bestrebungen der Lehrerinnen darauf, die Schülerschaft darauf zu orientieren, nach verschiedenen Lösungsmöglichkeiten zu suchen. Da die „rezeptorientierte“ Vermittlungsmethode unhinterfragt als die bewährte und damit richtige aufgefasst werde, sei ein „Nachdenken“ über alternative Methoden in den Fachkonferenzen kaum möglich.

Während A. berichtet, dass mit dem Bereich Biologie/Chemie, in dem mehr Frauen tätig sind, eine Kooperation stattfinden könne, sei eine inhaltliche Zusammenarbeit mit den Fachkollegen der Physik nicht möglich.

Auch die Gymnasiallehrerin B. berichtet, im Kreise ihrer Fachkollegen gänzlich isoliert zu sein. In eine Außenseiterposition sei sie insbesondere gera-

ten, seitdem sie offensiv die „neuen hessischen Kursstrukturpläne“ vertrat, die darauf orientieren, in „Nawi“ auch die „Kommunikationsfähigkeit“ zu fördern und zu bewerten. Seit dieser Zeit sei sie von den Fachkollegen mit dem Etikett versehen worden, „keine wirkliche Naturwissenschaftlerin“ zu sein. Unterstützung habe sie in ihrem methodischen Ansatz, den sie auf einer Gesamtkonferenz vorgetragen habe, nur von Kolleginnen und Kollegen erhalten, die geisteswissenschaftliche Fächer unterrichten. Demgegenüber habe ihre Offensivität unter den Fachkollegen zunehmend zu Intrigen, Interventionen in ihren Unterricht und zu offenen Konflikten geführt.
Auch die Gesamtschullehrerin C. beklagt die mangelnde Kooperationsbereitschaft ihrer Fachkollegen. Obgleich C. die Umwandlung des Gymnasiums in eine Gesamtschule für sich als außerordentlich „vorteilhaft“ erlebte, weil der projektorientierte, ganzheitliche, interdisziplinäre Ansatz ganz ihrer Intention entsprach, hat sie allerdings die Erfahrung gemacht, dass die Fachkollegen „nur sehr schleppend“ mitgegangen sind. De facto seien es auch an ihrer Schule überwiegend Frauen aus dem Bereich der „weichen“ Naturwissenschaften, mit denen die Durchführung von interdisziplinären Projekten möglich ist. Kurz, auch an der Gesamtschule könne von Kooperation in den „harten“ Naturwissenschaften nicht die Rede sein. Demzufolge steht auch die Gesamtschullehrerin in der „Männerfachkonferenz immer wieder alleine da“, da sie von den Fachkollegen nicht ernst genommen werde. Man(n) habe sich stillschweigend darauf geeinigt, dass ihr exemplarischer Ansatz zwar „für kleine Kinder ganz schön“, wissenschaftlich jedoch nicht ernst zu nehmen sei. Diese subtile Form der Entwertung stellt für die 50-jährige Lehrerin eine Quelle permanenter Kränkung dar.

Die Erzählungen der Nawi-Lehrerinnen geben Auskunft darüber, dass es den Frauen an ihren unterschiedlichen Schulen in der von Männern dominierten Fachkultur nicht gelingt, einen für sie stimmigen Fachhabitus zu entwickeln. Demzufolge bezogen sich lange Erzählpassagen der Gruppendiskussion auf die zentrale Frage, die von den Probandinnen auf den Begriff gebracht wurde: „Was stelle ich als Frau in dem Männerbereich dar?“ Insbesondere in Physik stellt sich dieses Problem für die Frauen verschärft. Aus den Erzählungen der Lehrerinnen lässt sich folgende Strukturhypothese entwickeln: Es

hat den Anschein, als verunmögliche der in der „Männerdomäne“ vorherrschende Fachhabitus, eingeschliffene Lehr-/Lernmethoden des Faches zu überwinden. An den Erzählungen erstaunt, dass sich selbst im schulischen Modellversuch (Gesamtschule) der Physikunterricht als resistent gegenüber neueren Erkenntnissen des projektorientierten, handlungsorientierten Unterrichts zu erweisen scheint.

*Verhaltensmuster männlicher Jugendlicher im Nawi-Unterricht*

Angesichts der Sensibilisierung der Lehrerinnen für das Problem „Fachkultur und Gender“ nehmen sie auch das Unterrichtsgeschehen entsprechend kritisch wahr: Sie sind sich darin einig, dass es immer wieder Schüler sind, von denen die Lehrerinnen in Frage gestellt und z. T. massiv angegriffen werden. So berichtet die Oberstufenlehrerin von extremen „Machtkämpfen“, die sie regelmäßig mit einigen jungen Männern zu führen habe. Einige kämen von Anfang an mit der Einstellung in ihren Unterricht, sie entspreche aufgrund ihrer spezifischen Sichtweise auf den Lerngegenstand nicht den herkömmlichen fachlichen Standards. Immer wieder werde die Lehrerin provoziert, so dass sie selbst „ganz massiv“ werden müsse, um überhaupt „Boden“ zu gewinnen. Da bei manchen jungen Männern die Vorstellung bestehe, so A., die Naturwissenschaften seien das Terrain, auf dem sie sich um jeden Preis „profilieren“ müssten, werde nur darauf „gelauert“, die Sachkompetenz der Lehrerin in Frage zu stellen. A. führt hierfür ein Beispiel an: Regelmäßig gebe sie der Schülerschaft die Gelegenheit, das Unterrichtsgeschehen kritisch zu reflektieren. In diesem Zusammenhang habe ein Schüler den Vorwurf an sie adressiert, sie habe in einer Unterrichtssituation den Satz geäußert: „Ich weiß das nicht“. Da sich Frau A. an die Situation nicht mehr erinnern konnte, in der die Äußerung gefallen sein soll, habe der Schüler einmal mehr auf seinem unterschwelligen Vorwurf beharrt, die Lehrerin selbst habe ihr Qualifikationsdefizit eingestanden. Wie sich im Unterrichtsgespräch herausstellen sollte, konnte sich der Schüler selbst auch nicht mehr an die Sachfrage erinnern, die unbeantwortet geblieben war.

Die geschilderte Szene legt also die Vermutung nahe, dass dem Schüler ganz offensichtlich nicht wichtig war, eine Klärung auf der Sachebene herbeizuführen. Entscheidend für den Schüler scheint vielmehr das Eingeständnis

der Lehrerin gewesen zu sein, nicht auf jede Frage, die im Unterricht auftaucht – im Unterschied zu ihren männlichen Kollegen – eine Antwort und damit eine Lösung parat zu haben. Demzufolge erlebt die Lehrerin das Unterrichtsgeschehen selten als entspannt, kaum gelingt es ihr, ihrem Anspruch gerecht zu werden, mit den Lerngruppen in einen offenen Diskurs – jenseits rhetorischer Fragen – zu treten. Die Lehrerin erlebt Situationen als besonders schwierig, die sich ihrer Einschätzung nach nicht auf die Sachebene, sondern auf ihre Geschlechtsrolle beziehen. Da Entwertung der Weiblichkeit in ihrem Unterricht eher implizit vorgetragen werde, fühle sie sich darin überfordert, eben diesen Sachverhalt zu thematisieren. Hierzu sei es notwendig, so die Einschätzung der Lehrerin, an den Schulen generell ein Problembewusstsein darüber zu schaffen, welchen Diskriminierungen Lehrerinnen im Allgemeinen und Naturwissenschaftlerinnen im Besonderen seitens männlicher Heranwachsender ausgesetzt sind. Da männliche Heranwachsende „Nawi" jedoch generell als einen Bereich typisierten, so A., in dem sie sich ihre männlichen Identifikate holen können, hätten es solche Lehrerinnen besonders schwer sich durchzusetzen, die eine Methode vertreten, die von der herkömmlichen Formelmathematik und -physik abweicht. Gerade weil die Überlegenheit von Frauen in diesem Fach für männliche Jugendliche, die noch stark Geschlechterstereotypen verhaftet geblieben sind, besonders irritierend wirke, müsse diese Kompetenz immer wieder in Frage gestellt werden. Da A. schon einmal die Gelegenheit hatte, einen geschlechtshomogenen Physikkurs „nur für Mädchen" durchzuführen, konnte sie die Erfahrung machen, dass sich das Arbeitsklima in einem „reinen Mädchenkurs" von gemischten Kursen gravierend unterscheide: Es fanden keine Machtkämpfe und Entwertungen der Weiblichkeit statt, ja, die Mädchen konnten ihre Fähigkeiten – jenseits sexistischer Kommentare – entfalten. Dies sei in gemischten Kursen kaum möglich.

Da die Mädchen in der Regel ähnlichen Diskriminierungen ausgesetzt seien, wie die Lehrerin, werde deren Leistungsvermögen in „Nawi" massiv beeinträchtigt. In Physik gut zu sein, so A., bringe einer Schülerin keinerlei „Prestigegewinn" in den peer groups. Im Gegenteil, die heimliche Bewunderung und die damit verbundene Kränkung mancher Jungen, die schlechter sind als einzelne leistungsstarke Mädchen, manifestiere sich in Formen von

Sexismus (z. B. wenn Mädchen an die Tafel gehen, werde ihr Aussehen etc. kommentiert). Solche Aggressionen gingen von „schlechten Schülern" aus, so A., die auch besonders „fixiert" auf formelhaftes, schematisches Rechnen seien. Einer argumentativen Herangehensweise in „Nawi" seien diese Schüler kaum zugänglich (beispielsweise diskutiert A. ausführlich darüber, wie die Entwicklung von der Antike zur Neuzeit in der Mechanik nachvollzogen werden kann).

Mit Blick auf die Schwierigkeit von Mädchen, ein positives Selbstkonzept in Physik zu entwickeln, bekommt folgende Erzählung von A. Bedeutung: Die Lehrerin hat im Laufe ihrer jahrzehntelangen Berufspraxis die Erfahrung gemacht, dass Mädchen bis zur 7. Klasse für Physik durchaus „offen" waren. Die Pubertät bringe dann jedoch einen „gewaltigen Einschnitt", indem sich die Mädchen zunehmend vom Fach distanzieren. Vor allem steigere sich dann die Scheu davor, Fähigkeiten in „Nawi" offen zu zeigen, d.h. eine Begabung offensiv zu demonstrieren, die nach wie vor dem männlichen Geschlecht zugeschrieben wird. Engagierte Lehrerinnen der Schule hätten den statistischen Nachweis erbracht, dass die Mädchen an ihrer Schule in den „harten" Naturwissenschaften „eklatant schlechtere Noten" bekommen als die Jungen, wohingegen die Leistungen der Mädchen in geschlechtshomogenen Gruppen der Gaußschen Normalform entsprechen. Ihre Unterrichtstätigkeit kennzeichnet A. deshalb als besonders „anstrengend", weil sie nicht nur sich selbst, sondern auch die jungen Frauen vor den z. T. massiven Entwertungen einzelner männlicher Heranwachsender schützen müsse.

Plausibel ist die Mitteilung der Lehrerin, dass v. a. solche Schüler, die auf traditionelle Lehr-/Lernmethoden in „Nawi" „fixiert" sind, auf die kommunizierende Vermittlungsmethode der Lehrerin – und die damit verbundene Förderung der Mädchen – besonders aggressiv reagieren. Offensichtlich stehen diese Schüler unter dem Spannungsdruck, dass ihnen von Frauen ein selbstwertrelevanter Bereich streitig gemacht wird, in den sie keinen Einstieg gefunden haben. Notwendigerweise scheint solchen männlichen Schülern ein kommunizierender Lernansatz in „Nawi" besondere Schwierigkeiten zu bereiten, deren verbales Selbstkonzept negativ ist.

Auch die Gymnasiallehrerin erzählt von äußerst ambivalenten Reaktionen der Schülerschaft auf ihren Unterricht. Da an ihrer Schule bekannt sei, dass

sie in „Nawi“ einen argumentativen Ansatz vertritt, bestünden unter den Schülern z. T. große Ängste vor ihren „hohen Ansprüchen an Selbstständigkeit“ (beispielsweise stellt sie die Aufgabe, in der Literatur nachzulesen und das Gelesene vorzutragen, wie „Pi“ charakterisiert wird und in welchen Verwendungszusammenhängen es vorkommt). Werde sie also einerseits immer wieder mit dem Sachverhalt konfrontiert, dass sie vom Gros der Schülerschaft (und deren Eltern) kategorisch abgelehnt wird, finde sie bei einem anderen, ungleich kleineren Teil der Schülerschaft jedoch auch große Zustimmung. So sei es zu einem Konflikt mit einem Leistungskurs (Mathematik) in der Jahrgangsstufe 11 gekommen, den die Lehrerin übernehmen sollte. Ein Großteil der Schüler intervenierte beim Schulleiter mit der Begründung, so B., sich den „Ansprüchen“ der Lehrerin nicht gewachsen zu fühlen. Nachdem der Schulleiter daraufhin kurzerhand beschlossen habe, einen Kollegen an ihre Stelle zu setzen, erklärten fünf männliche Schüler, die sie bereits von der 5. Klasse her kannten, dezidiert, sie wollten von keiner anderen Lehrkraft unterrichtet werden. Die Polarisierung – vehemente Ablehnung vs. Zustimmung –, die sich um ihre Person entwickelte, hätte nun keineswegs zur Folge gehabt, Hintergründe für die Polarisierung zu reflektieren. Ein Gespräch zwischen den am Konflikt beteiligten Personen (Lehrerin, Schülerschaft, Schulleitung), so B., fand nicht statt. Vielmehr habe sich der Schulleiter (formalbürokratisch) am Mehrheitsvotum orientiert und entschieden, der Lehrerin den zugesagten Kurs kurzerhand wieder zu entziehen. Mit willkürlichen Entscheidungen solcher Art, die nicht zuletzt auch aufgrund von Intrigen zustande kämen, sei B. immer wieder konfrontiert. Als „Bedrohung“ werde sie insbesondere von derjenigen Schülerschaft erlebt, die in der Sekundarstufe I auf Formelmathematik und -physik eingeschworen wurde. Aufgrund der Dominanz der Männer in dieser Fachkultur, sei dies zwangsläufig die Mehrheit der Schülerschaft.

Generell hat Frau B. die Erfahrung gemacht, dass die Jungen jede Form von Ermutigung oder Unterstützung gegenüber den Mädchen in „Nawi“ schnell als „Bevorzugung“ uminterpretieren und dagegen rebellieren. Auch B. betonte, dass der Fachhabitus der Jungen, mit dem wie selbstverständlich „Nawi“ als ureigenster männlicher Bereich typisiert werde, bewirke, dass die Mädchen im Unterricht eben jene untergeordnete Rolle übernähmen, die

ihnen von den Mitschülern zugewiesen werde: Sie halten eigene Ergebnisse zugunsten der Jungen zurück und haben große Mühe, sich im Unterrichtsgeschehen selbst darzustellen. Da sich die Mädchen von den Jungen sehr schnell „an den Rand drängen lassen", führe diese Rangzuweisung häufig zu Resignation – und damit verbunden – zu schlechteren Noten.
Es hat also den Anschein, dass Mädchen von einzelnen Jungen in „Nawi" aggressiv verdrängt werden, und eben diese niedere Rangzuordnung in der „Männerdomäne" von den Mädchen auf der Subjektebene als mangelnde Begabung und individuelles Versagen uminterpretiert wird. Kessels (2002) verweist zu Recht darauf, dass dieses „selbstabwertende Attribuierungsmuster" bei Mädchen mit einem tradierten geschlechtsspezifischen Selbstkonzept korrespondiert, d. h. gute Leistungen im naturwissenschaftlichen Fach – im Unterschied zu Deutsch – keine Selbstrelevanz haben. Dass das defensive Verarbeitungsmuster des Problems, für die Entfaltung der eigenen Fähigkeiten kaum Raum zu bekommen, zur Distanzierung vom Fach führt, leuchtet ein. Ebenso wird nachvollziehbar, weshalb der Rückzug vom Fach in der Pubertät erfolgt, in einer Entwicklungsphase also, in der die Anerkennung durch die Mitwelt, insbesondere bei Suchbewegungen, einen für die Person stimmigen „Geschlechtshabitus" (Bourdieu) aufzubauen, zentrale Bedeutung bekommt. Nur am Rande sei erwähnt, dass ganz offensichtlich auch bei Jungen das tradierte geschlechtsspezifische männliche Selbstkonzept, das eine geringe Selbstrelevanz im Bereich Textverstehen und -produktion impliziert, maßgeblich an dem schlechten Abschneiden deutscher Schüler/innen der Sekundarstufe I im internationalen Vergleich (PISA) beigetragen hat.
Auch die Gesamtschullehrerin hat die Erfahrung gemacht, dass sich die Jungen, insbesondere solche mit kommunikativen Defiziten, nachgerade auf die „Männerdomäne" Mathe/Physik „stürzen", in der Hoffnung, in diesen Fächern erfolgreicher als in geistes- und sprachwissenschaftlichen Fächern zu sein. Wenn dann auch in diesen Fächern Argumentation gefordert wird, seien die Widerstände entsprechend groß.

Alle drei Lehrerinnen verweisen also auf gravierende Schwierigkeiten im koedukativen Nawi-Unterricht, tradierten geschlechtsstereotypen Fremd- und Selbstattribuierungen entgegenzuwirken, gerade weil der Fachhabitus, in

den der sozial konstruierte „Geschlechtshabitus“ eingeht, eindeutig männlich konnotiert ist.

*Techniker-Väter als Hüter der Formelmathematik und -physik*

Alle drei Lehrerinnen verbindet, immer mit „Sorge“, ja „kampfbereit“, auf Elternabende zu gehen. Hierbei seien es vor allem die Schüler-Väter mit einem technischen Verständnis von „Nawi“, von denen Attacken auf die fachliche Kompetenz der Lehrerinnen ausgingen. Väter, die im technischen Bereich oder im Management tätig sind und glauben, von den Fächern etwas zu verstehen, „greifen durchgängig ein“, so ihre Erfahrungen. C. berichtet, dass sie beispielsweise bei der Vermittlung des Prozentrechnens zunächst den Versuch unternehme, ganz ohne Formeln zu arbeiten, weil diese ihrer Meinung nach Denkprozesse verhinderten. „Dann gehen die Schüler nach Hause“, so die Lehrerin, „und bekommen von ihren Vätern die Formeln“. Selbstverständlich falle den Schülern das Prozentrechnen mit Formeln sehr viel leichter. Die ihrem Vermittlungskonzept innewohnende Intention werde durch die väterlichen Eingriffe freilich zerstört. Ihre Lehrmethode sei bei allen drei Lehrerinnen auf Elternabenden immer wieder Anlass für konfliktthafte Auseinandersetzungen, bei denen die Väter darauf zielten, der Lehrerin die fachliche Kompetenz abzusprechen. Die Lehrerinnen sind sich darin einig, dass ein männlicher Kollege, selbst wenn dieser einen kommunikativen Ansatz in „Nawi“ verträte, sicherlich nicht in so massiver Weise attackiert würde. Generell haben die Lehrerinnen die Erfahrung gemacht, dass auch männliche Kollegen von den Eltern heftig kritisiert würden. Allerdings werde diesen immer die Gelegenheit gegeben, „das Gesicht zu wahren“. Demgegenüber ziele die Kritik an den Frauen immer auf „persönliche Demontage“, d. h. auf ein grundsätzliches Infragestellen ihrer Sachkompetenz qua Geschlecht. Da die Lehrerinnen einen Ansatz vertreten, der zwar mittlerweile durch die kultusministeriellen Richtlinien gestützt, jedoch von den Fachkonferenzen ignoriert werde, entsteht das Gefühl, „alles vertreten zu müssen und für alles zur Rechenschaft gezogen zu werden“. Gerade die Disparität zwischen Ministeriums-Beschlüssen und Mehrheitsbeschlüssen der Fachkonferenz biete sich dazu an, Lehrkräfte „gegeneinander auszuspielen“. Insgesamt, so die Einschätzung der Lehrerinnen, befänden sie sich auf El-

ternabenden in einer „rechtlosen“ Situation, in der sie zum „Sündenbock“ aller Widersprüche gemacht würden.
Aus den Ausführungen der Lehrerinnen wird deutlich, dass schulimmanente Widerspruchsfiguren (Disparität zwischen kultusministeriellen Richtlinien und Beschlüssen der Fachkonferenz; Konkurrenzsituation im Kollegium etc.) zu elterlichen Grenzüberschreitungen zu verführen scheinen. Dass insbesondere Techniker-Väter, die traditionellem Denken in „Nawi“ verhaftet geblieben sind, diese strukturellen Widersprüche dazu nutzen, ihre Vorstellungen vom Fach durchzusetzen, liegt nur in der Logik der Sache. In Prüfungen, insbesondere in Abiturprüfungen, würden Erkenntnisse, die in Projekten gewonnen wurden, freilich keinerlei Berücksichtigung finden, so das Resümee der Lehrerinnen. Nachgerade zwanghaft werde „exemplarisches, sinnhaftes Lernen“ von den Formelmathematikern und -physikern abgewertet. Da sich im Hinblick auf Prüfungssituationen letztlich immer die Männerfachkonferenz mit ihren Leistungsnormen durchsetze, verursache dies starke Ohnmachtsgefühle.
Zur Befragung der Naturwissenschaftlerinnen kann zusammenfassend gesagt werden, dass sich alle drei Lehrerinnen in ihren „Gestaltungsmöglichkeiten“ stark eingeschränkt fühlen. Die Kollegen täten so, so ihre einhellige Meinung, „als wäre das Fach nur für die zukünftigen Kernphysiker und Ingenieure da“. Dass es in „Nawi“ auch darauf ankomme, zukünftige Grundschullehrerinnen darauf vorzubereiten, auf Fragen der Kinder antworten zu können, die sich im Alltag aufdrängen, verstünden die „Formelfetischisten“ nicht.

Zum exemplarischen Einzelfall können abschließend folgende Strukturhypothesen entwickelt werden (vgl. Buchen 1996, S. 342):

- Es hat den Anschein, als sei der Fachhabitus von Lehrern in naturwissenschaftlichen Fächern, insbesondere jedoch im Fach Physik, so verfestigt, dass Innovationen kaum Raum greifen können.
- In der gymnasialen Oberstufe scheint der Physikunterricht nur noch auf die Rekrutierung zukünftiger Experten zu zielen.
- Aufgrund der in der Fachkultur vorherrschenden „männlichen Dominanz“ bedarf die tradierte männliche Sichtweise auf die Materie offensichtlich keiner Rechtfertigung und kann somit als universell empfunden werden.
- Durch strukturelle Gewalt – im heimlichen Zusammenspiel zwischen „Män-

nerfachkonferenz“, Schülerschaft, Techniker-Vätern und Schulleitung – scheint es zu gelingen, die Formelmathematik und -physik als vorherrschendes Prinzip durchzusetzen und – entgegen kultusministerieller Beschlüsse – fortzuschreiben. Damit werden schulische Gendering Prozesse verfestigt.

**Das Fach Physik in der Krise**

Abschließend soll noch einmal genauer auf das Fach Physik eingegangen werden, das sich, wie bereits erwähnt, in einer massiven Krise befindet. Bereits 1993 stellt Muckenfuß in seinem Aufsatz „Mädchen, Macht und Physikunterricht“ fest: „Die Vermittlung des ‚Know-hows’ gelingt zwar nur bei 10 -15 % der Schüler (kaum bei Schülerinnen), dies hat jedoch bisher im Großen und Ganzen ausgereicht, den Nachwuchs in naturwissenschaftlich-technischen Berufen und Studiengängen zu sichern. Problematisch ist die Einseitigkeit der Erfolgs- bzw. Misserfolgsbilanz, nicht nur hinsichtlich der Geschlechterdifferenzierung, sondern v.a. wegen der Betonung des instrumentellen Ordnungswissens (Know-how) gegenüber dem existentiellen Orientierungswissen (Bildung).“ (Muckenfuß 1993, S. 46)

Hervorzuheben ist allerdings, dass mittlerweile der Nachwuchs im Lehrerberuf nicht mehr gesichert ist. Ganz offensichtlich haben heute auch junge Männer mit dem „männlichen“ Paradigma, insbesondere in der Oberstufe, Mühe, bei dem lebenspraktische Zusammenhänge für die Begriffs- und Formelbildung verloren gegangen sind. Nicht von ungefähr plädiert Wagenschein bereits in seinen Überlegungen „Zur Klärung des Unterrichtsprinzips des exemplarischen Lehrens“ (1966), die er maßgeblich aus dem Bereich des mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichts an Gymnasien gewonnen hatte, dafür, gewordene wissenschaftliche Erkenntnisse, die sich in Lehren, Gesetzen, Formeln niederschlagen, auf ihre „Wurzeln der Begriffe“ zurückzuführen: „Physik kann nicht verstanden werden“, so der Autor, „wenn sie nicht auch geistesgeschichtlich verstanden wird“ (ebd. S. 4). Mit anderen Worten, Wagenschein plädiert für eine Rückführung physikalischer Erkenntnisse auf ihren Erfahrungssinn, d. h. für eine „ganzheitliche“, „kommunizierende“, „humanisierende“ Lehr- und Lernmethode. Damit plädiert er für die Rückbindung physikalischer Erkenntnisse auf ihre Sinnzusammen-

hänge („Begegnung mit den Dingen"), seien diese anwendungsorientiert-lebenspraktischer, kulturhistorischer oder erkenntnistheoretischer Art.
Treffend charakterisiert Rumpf (1995) in Anlehnung an Wagenschein den Reduktionismus gängiger Lehrmethoden als „Schnellsprung in die Formel". Der Autor setzt diesen „Lernschnellwegen" in „distanzierte analytische Begriffe", bei denen „Laien keine Beziehung mehr zu dem finden, was da verhandelt wird", den Bildungsansatz von Wagenschein (1968) entgegen, der für den „Krebsgang" von den Formeln zurück zu den Phänomenen plädiert hat, um sich den Weg hin zur universalisierenden Begrifflichkeit vertraut zu halten. Rumpf kennzeichnet Unterrichtsstunden, in denen es darum geht, „immer mehr Wissen in immer kürzerer Zeit durchzupeitschen", als Verlust der Sinnlichkeit: „Umwege, Irrwege, ein auf-der-Stelle-Treten – alles Folgen der Faszination oder Verwirrung durch das vieldeutig Sinnliche – sie gelten dann als purer Zeitverlust. Wo es doch nur auf die richtigen und allgemeinen Wissensinhalte in begrifflicher Form ankommt". Der Laie, so der Autor, wirft dieses Halbverstandene nicht nur aus seinem Gedächtnis, „ihm wird die vielartige, sinnlich berührbare ... Welt GLEICHGÜLTIG" (Rumpf 1995, S. 64 f.).
Es stellt sich die Frage, wie es zu diesem Reduktionismus im Physikunterricht kam, gegen den Mädchen und junge Frauen – trotz der Bildungsexpansion in den 70er Jahren – konstant Aversionen haben, der jedoch zunehmend auch von jungen Männern verweigert wird. Eine Antwort hierauf gibt Muckenfuß (1993), der schlaglichtartig, neben einem kurzen historischen Exkurs zur ersten industriellen Revolution, das Problem der Methodik des Physikunterrichts, wie sie heute noch praktiziert wird, überzeugend in der jüngsten Vergangenheit verortet. Der Autor schreibt: „Zu den Auslösern der beschriebenen Entwicklung gehörte der ‚Sputnikschock'. Als es den Sowjets im Oktober 1957 gelang, den ersten Satelliten in eine Umlaufbahn zu schießen, löste dies in der ganzen westlichen Welt die Befürchtung aus, in einen technologischen und evtl. auch wirtschaftlichen Rückstand gegenüber den Ostblockstaaten zu geraten." (Muckenfuß 1993, S. 48) Ein Zitat einer Rede des damaligen US-amerikanischen Präsidenten Eisenhower belegt, dass im Folgenden ein Wettlauf mit der Zeit begann, der darauf orientierte, „einen wachsenden Bestand an hochqualifizierten Arbeitskräften – Naturwissenschaftlern, Ingenieuren, Lehrern und Technikern ..." in kürzester Zeit zu rekrutieren (ebd. S. 49).

Damit war die mühsame pädagogisch-geisteswissenschaftliche Diskussion um die Legitimation des naturwissenschaftlichen Unterrichts, so Muckenfuß, wie sie in den 50er und frühen 60er Jahren noch stattgefunden hatte, plötzlich hinfällig geworden. Und 1967 habe sich H. Settler in seinem „viel beachteten" Aufsatz gegen Wagenscheins Ansätze zur „Pädagogischen Dimension des Physikunterrichts" gewandt, indem er schrieb: „Der Physikunterricht bedarf keiner Rechtfertigung durch einen tieferen Sinn. Ein Lebensphänomen nämlich ist weltweit unumstritten. Der Geist unserer Zeit ist der Geist der Technik, der Physik. … Wer heute gegen ihn argumentiert, hat schon verloren. Er hat die Stimme der Zeit nicht gehört." (ebd. S. 49 f.) Diese Orientierung, so Muckenfuß, werde bis zum heutigen Tag durch die Lehrpläne gestützt. In seinem Resümee kommt Muckenfuß mit Gerstberger zu der Einschätzung, dass die Aversion der Mädchen gegenüber naturwissenschaftlichen Fächern als „kollektive Kulturkritik" verstanden werden könne (ebd. S. 50). Es würde zu weit führen, diese Überlegungen hier zu diskutieren. Mit Blick auf das Thema „Gender und Physikunterricht" stellen sich für mich allerdings gesellschaftspolitische Fragen, die über die Geschlechterdifferenz in dem spezifischen Fach hinausweisen und unbeantwortet bleiben müssen:

- Welche kulturellen und sozialen Veränderungsprozesse haben bewirkt, dass mittlerweile auch junge Männer mehrheitlich einem situationsenthobenen, abstrakten, formelhaften Physikunterricht den Rücken kehren und anwendungsorientierte naturwissenschaftliche Fachdisziplinen (wie die Informationstechnologien) favorisieren und welche Auswirkungen hat dieser Sachverhalt mittel- und langfristig auf die naturwissenschaftliche Grundbildung Heranwachsender?
- Wird die Krise in der Fachdisziplin Physik als Chance zum Umdenken begriffen und welche Anstrengungen werden auf der interaktionellen wie sachbezogenen Ebene unternommen, der wachsenden Spaltung der Schülerschaft in „wenige Experten und viele Eingeschüchterte" entgegenzuwirken, was immer auch impliziert, in Schule und Hochschule die Mechanismen der Konstruktion von Geschlecht zu reflektieren?
- Welche Risiken ergeben sich für eine „common-sense"-Gesellschaft aus männlicher Herrschaft in Form eines fragmentierten Expertenmonopols auf dem Gebiet technologisch-physikalischer „Machbarkeit", aus einem

radikalisierten Expertenwissen also, das nicht mehr kommunizierbar und damit für die Mehrheit von Laien nicht mehr kritisch zu hinterfragen ist, angesichts wachsender Konflikte in einer globalisierten Welt?

**Anmerkung**

1) Vgl. Baumert et al. 1998, http://www.mpib-berlin.mpg.de/TIMSSIII/Zusammenfassung.htm

**Literatur**

Bloch, Jan Robert et al. (1976): Curriculum Naturwissenschaft. Struktur – Planung – Wirkung. Köln.

Bourdieu, Pierre (1997): Die männliche Herrschaft. In: Dölling, Irene / Krais, Beate (Hrsg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktionen in der sozialen Praxis. Frankfurt a. M.

Buchen, Sylvia (1996): Weiblichkeit und „harte" Naturwissenschaften. Über eine Belastung besonderer Art bei Lehrerinnen. In: Die Deutsche Schule. Zeitschrift für Erziehungswissenschaft, Bildungspolitik und pädagogische Praxis, 88. Jahrgang, Heft 3, S. 328-343.

Buchen, Sylvia / Philipper, Ingeborg (2002): Die Bedeutung neuer Medien im Leben männlicher und weiblicher Jugendlicher unterschiedlicher Schulformen. In: Hauf-Tulodziecki et al. (Hrsg.): Medien Pädagogik. Online-Zeitschrift für Theorie und Praxis der Medienbildung: http//www.medienpad.com/02-1/buchen_philipper1., 2002/1.

Combe, Arno / Buchen, Sylvia (1996): Belastung von Lehrerinnen und Lehrern: Fallstudien zur Bedeutung alltäglicher Handlungsabläufe an unterschiedlichen Schulformen. Weinheim/München.

Greck, Claus (1992): Untersuchung von Interesse und Motivation der Schüler in Physik an den Realschulen Baden-Württembergs. Wissenschaftliche Hausarbeit zur Ersten Dienstprüfung für das Lehramt an Realschulen, Pädagogische Hochschule Weingarten.

Kessels, Ursula (2002): Undoing Gender in der Schule. Weinheim/München.

Muckenfuß, Heinz (1993): Mädchen, Macht und Physikunterricht: Zu den mehr oder weniger beunruhigenden Gründen einer tiefen Aversion. In: Lichtfeldt, Michael (Hrsg.): Ideen für den Physikunterricht. Vorträge und Beiträge anlässlich der 84. MNU-Jahreshauptversammlung Berlin im April 1993. Berlin, 42-53.

Rumpf, Horst (1995): Wirklichkeiten berühren – Die Schule vor Herausforderungen des Zivilisationsprozesses. Die Bildungskrise – Umrisse eines neuen Bildungsbegriffs. In: Buchen, Sylvia / Weise, Eva (Hrsg.): Schule und Unterricht vor neuen Herausforderungen. Weinheim, 50-68.

Schütt, Inge / Lewin, Karl (1998): HIS-Bildungswege von Frauen: Vom Abitur zum Beruf. Hochschul-Informations-System GmbH. Hannover.

Wagenschein, Martin (1966): Zur Klärung des Unterrichtsprinzips des exemplarischen Lehrens. In: Gerner, Berthold (Hrsg.): Das exemplarische Prinzip. Beiträge zur Didaktik der Gegenwart. Darmstadt, S. 144-160.

Wagenschein, Martin (1968): Die Sprache im Physikunterricht. In: Zeitschrift für Pädagogik, 7. Beiheft 1968, 125-142.

Wagenschein, Martin (1989): Erinnerungen für morgen: eine pädagogische Autobiographie. Weinheim.

Gudrun Ringel

# Familienplanung weltweit – eine Frauensache?

Im ursprünglichen Sinne versteht man unter Familienplanung alle Vorgänge (einschließlich der Aufklärung) und Methoden, die es Familien ermöglichen, über den Zeitpunkt der Geburten und die Zahl der Kinder zu entscheiden. Im engsten Sinne bezieht sich Familienplanung in erster Linie auf Schwangerschaftsverhütung und die Vergrößerung der Abstände zwischen den Schwangerschaften.

**Notwendigkeit der Familienplanung**

Die Bevölkerungszahl auf der Erde wächst explosionsartig an. Gab es zu Christi Geburt rund 250 Millionen Menschen auf der Erde und in der Mitte des 17. Jahrhunderts ca. 500 Millionen, so erreichte 1804 die Weltbevölkerung die Zahl von 1 Milliarde. Bereits 1927 betrug die Weltbevölkerung 2 Milliarden Menschen. Die Abstände zu den nächsten markanten Größen wurden immer kürzer: 1960: 3 Mrd.; 1974: 4 Mrd.; 1987: 5 Mrd.; 1999: 6 Mrd. (s. Abb.1, S. 172).

Zurzeit leben rund 6, 2 Mrd. Menschen auf der Erde.[1] Prognosen über die zukünftige Zahl der Weltbevölkerung (s. Tab. 1, S. 174) müssen folgende Sachverhalte berücksichtigen (Kroß 1999):

*Die Fertilität (Fruchtbarkeit) der Frauen*

Die Fruchtbarkeitsrate gibt an, wie viele Kinder eine Frau durchschnittlich bekommt. Meist wird diese Zahl auf alle Frauen eines Landes im fruchtbaren Alter (15 bis 49 Jahre) bezogen. Um die Zahl der Menschen auf der Erde konstant zu halten („Ersatzniveau") müsste jede Frau 2,1 Kinder gebären. (Der ungerade Wert ergibt sich durch den notwendigen Ausgleich von ungewollter Kinderlosigkeit und Kindersterblichkeit.) Weltweit beträgt der Wert 2,8 Kinder pro Frau. In den Industrieländern beträgt dieser Wert 1,6 Kinder pro Frau – die Bevölkerungszahl sinkt. In den so genannten Entwicklungsländern werden durchschnittlich 3,1 Kinder pro Frau geboren – die Bevölkerungszahl steigt. Die höchsten Werte werden in Somalia (7,2 Kinder pro Frau), im Kongo (6,9 Kinder pro Frau) und in Niger (8,0 Kinder pro Frau) erreicht. Frauen mit 12

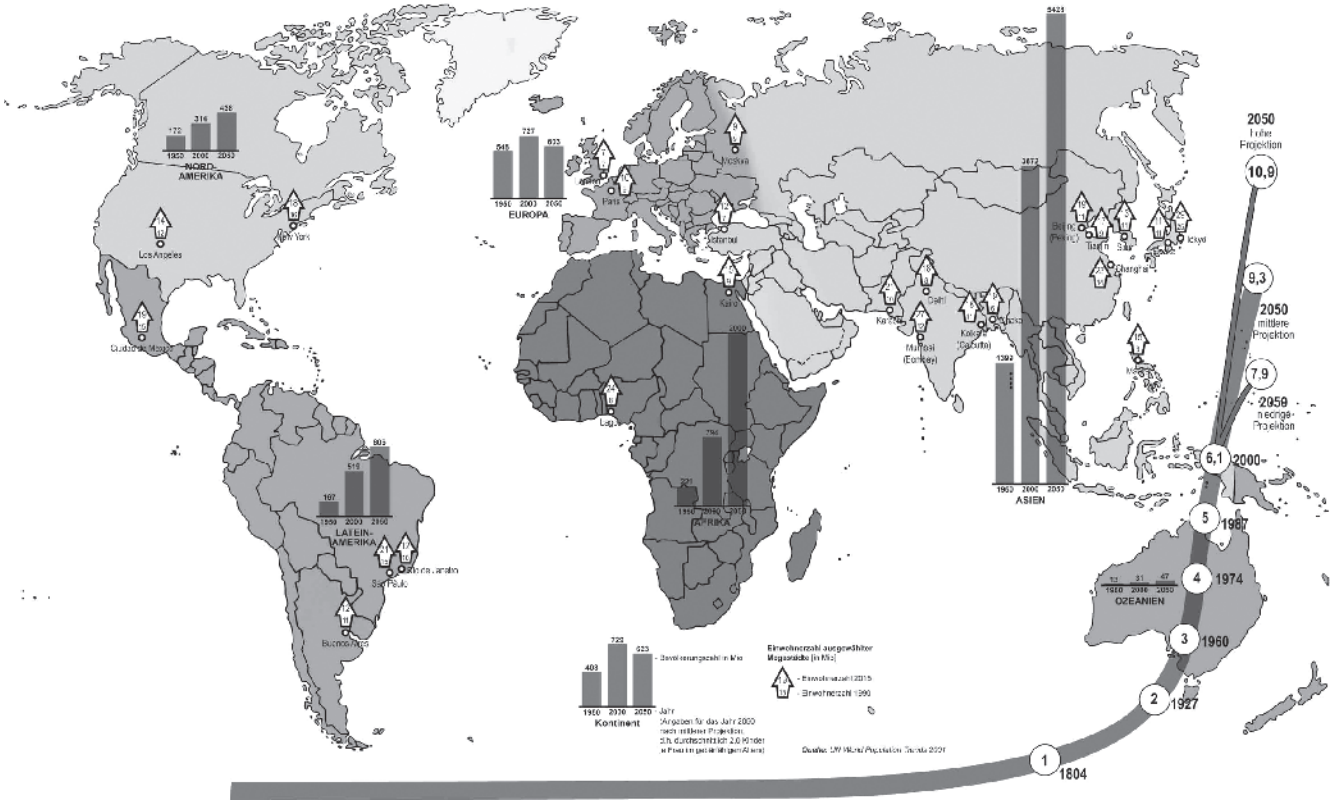



*Abb. 1: Entwicklung der Weltbevölkerung und Projektion 2050 sowie Megastädte (Quelle: Fischer Weltalmanach 2002, Abb. XXXIII)*

Kindern und mehr sind dort keine Seltenheit (s. Abb. 2, S. 176).

*Der Altersstruktureffekt*

Aufgrund der gestiegenen Lebenserwartung durch verbesserte medizinische Betreuung und die hohen Geburtenzahlen hat sich die Altersstruktur in den Entwicklungsländern nach 1950 stark verändert. Im Jahr 2002 waren in diesen Ländern rund 33 % der gesamten Bevölkerung jünger als 15 Jahre, in Angola und Kongo betrug der Anteil dieser Altersgruppe sogar 48 % (zum Vergleich BRD 16 %). Dies sind die künftigen Eltern und selbst wenn nur 2 Kinder pro Frau dieser Altersgruppen geboren werden und schlagartig eine deutliche Verringerung der Geburtenzahl bei der jetzt produktiven Bevölkerung einsetzt (womit aber nicht zu rechnen ist), kommt es in den nächsten 15 Jahren zu einem rasanten Bevölkerungsanstieg (s. Abb. 3, S. 178, Abb. 8, S. 188 und Abb. 9, S. 190 oben).

*Die ungleiche Verteilung der Weltbevölkerung und das unterschiedliche Wachstum*

Nur rund ein Sechstel der Weltbevölkerung lebt z. Zt. in den Industrieländern, der Rest in den so genannten Entwicklungsländern. Die Wachstumsrate (Geburtenrate minus Sterberate) in den Industrieländern liegt insgesamt bei 0,1 %. In vielen Ländern kommt es durch die größere Sterberate sogar zu einem Absinken der absoluten Bevölkerungszahl, wenn sie nicht durch Einwanderungen erhöht wird (u. a. BRD).

Dagegen zählen die Entwicklungsländer mit einem Anteil von fünf Sechsteln an der Weltbevölkerung zu den Ländern mit einer zwar sinkenden, aber dennoch hohen Wachstumsrate. In Indien und China leben bereits jetzt über 2,3 Mrd. Menschen.

Um die Auswirkungen dieser Verteilung richtig zu verstehen, muss man sich die Aussagekraft von Prozentwerten vor Augen halten. 1960 betrug die Wachstumsrate auf der Welt 2 %. Bezogen auf 3 Milliarden Menschen entsprach dies einer Zunahme der Weltbevölkerung im Jahr um 60 Millionen. Im Jahr 2000 gab es 6 Milliarden Menschen, die Wachstumsrate war auf 1,4 % gesunken, dies bedeutet aber einen absoluten Zuwachs von 84 Millionen Menschen (mehr als in der ganzen BRD leben) in einem Jahr (zusätzlich zu den Geborenen, die den Ersatz für die Gestorbenen bilden).

| | Welt | Industrie-länder | Entwicklungs-länder | Subsahara |
|---|---|---|---|---|
| Bevölkerungszahl (in Millionen) | 6.215 | 1.197 | 5.018 | 693 |
| Projektion 2025 (in Millionen) | 7.859 | 1.249 | 6.610 | 1.081 |
| Geburtenrate (pro 1000 Einwohner) | 21 | 11 | 24 | 40 |
| Sterberate (pro 1000 Einwohner) | 9 | 10 | 8 | 15 |
| Wachstumsrate (in %) | 1,2 | 0,1 | 1,6 | 2,5 |
| Säuglingssterblichkeit. (pro 1000 Lebendgeburten) | 54 | 7 | 60 | 91 |
| Fruchtbarkeitsrate (Kinder pro Frau) | 2,8 | 1,6 | 3,1 | 5,6 |
| Anteil jünger als 15 Jahre (in %) | 30 | 18 | 33 | 44 |
| Anteil älter als 65 Jahre (in %) | 7 | 15 | 5 | 3 |
| Familienplanung (% der verheirateten Frauen) | 61 | 68 | 60 | 19 |
| Bruttosozialprodukt im Jahr pro Einwohner (in US $) KKP (Kaufkraft berück-sichtigt) | 7.140 | 22.060 | 3.580 | 1.540 |

*Tabelle 1: Grunddaten zur Weltbevölkerung 2002 (Quelle: Deutsche Stiftung Weltbevölkerung [DSW])*

(Tab. 1, S. 174 und Abb. 1, S. 172)
Folgende **Prognosen** können gestellt werden:
Bleibt es bei den jetzigen Werten, leben im Jahr 2050 fast 11 Milliarden Menschen auf der Erde (s. Abb.1, S. 172). Kommt es weltweit zu einem weiteren Absinken der Wachstumsrate und der Fruchtbarkeitsrate auf das Ersatzniveau (2,1 Kinder pro Frau – gegenüber 2,8 gegenwärtig), so leben im Jahr 2025 insgesamt 7,86 Milliarden Menschen auf der Erde und im Jahr 2050 rund 9,3 Milliarden. Bei einer sofortigen Senkung der Kinderzahlen pro Frau unter das Ersatzniveau ist im Jahr 2050 mit 7,9 Milliarden Menschen zu rechnen.
Im Jahr 2050 werden 88 % aller Menschen der Erde in sog. Entwicklungsländern leben. Die besondere Stellung Chinas und Indiens als bevölkerungsreichste Länder wird sich weiter verstärken. Dies wird auch in Bevölkerungspyramiden sichtbar, die absolute Zahlen zugrundelegen (Abb. 4, S. 180).

Mit diesem Bevölkerungswachstum sind **Folgen** verbunden, die sich sowohl auf Länderebene als auch weltweit im globalen Maßstab auswirken:
Für die Menschen muss die Grundsicherung des Bedarfs an Nahrung, Wasser, Wohnmöglichkeiten, Schulplätzen, medizinischer Betreuung und Arbeitsplätzen erreicht werden. Ein wirtschaftlicher Zuwachs wird bei den meisten Entwicklungsländern jedoch durch die Zunahme der Bevölkerung aufgezehrt. Z. B. ergibt eine Wachstumsrate in Indien von 1,7 % bei einer Bevölkerungszahl von 1,05 Milliarden (2002) eine *Zunahme* der gesamten Bevölkerung um 17,85 Millionen Menschen in *einem Jahr* mit dem entsprechenden *zusätzlichen Bedarf*. (Hild 1997)
Auf globaler Ebene muss beachtet werden, dass nur rund 20 % der Erdoberfläche (ca. 3,2 Mrd. ha) landwirtschaftlich genutzt werden können, davon ca. 1,2 Mrd. ha als Ackerland. Durch die steigende Bevölkerungszahl nimmt die landwirtschaftliche Nutzfläche pro Kopf ab. Sie betrug 1960: 0,4 ha; 1994: 0,22 ha und wird für das Jahr 2025 auf 0,17 ha pro Kopf geschätzt. Seit Jahrzehnten treten außerdem große Bodenverluste durch Erosion, Verwüstung oder Versalzung auf, meist aufgrund menschlicher Tätigkeit, die der Ernährung vielerorts die Grundlage entziehen. Veränderungen der Ernährungsgewohnheiten, z. B. Umstellung von Hirse auf Weizen oder ein wesentlich höherer Fleisch- und Gemüsebedarf, tragen ebenfalls zu einer problematischen Er-

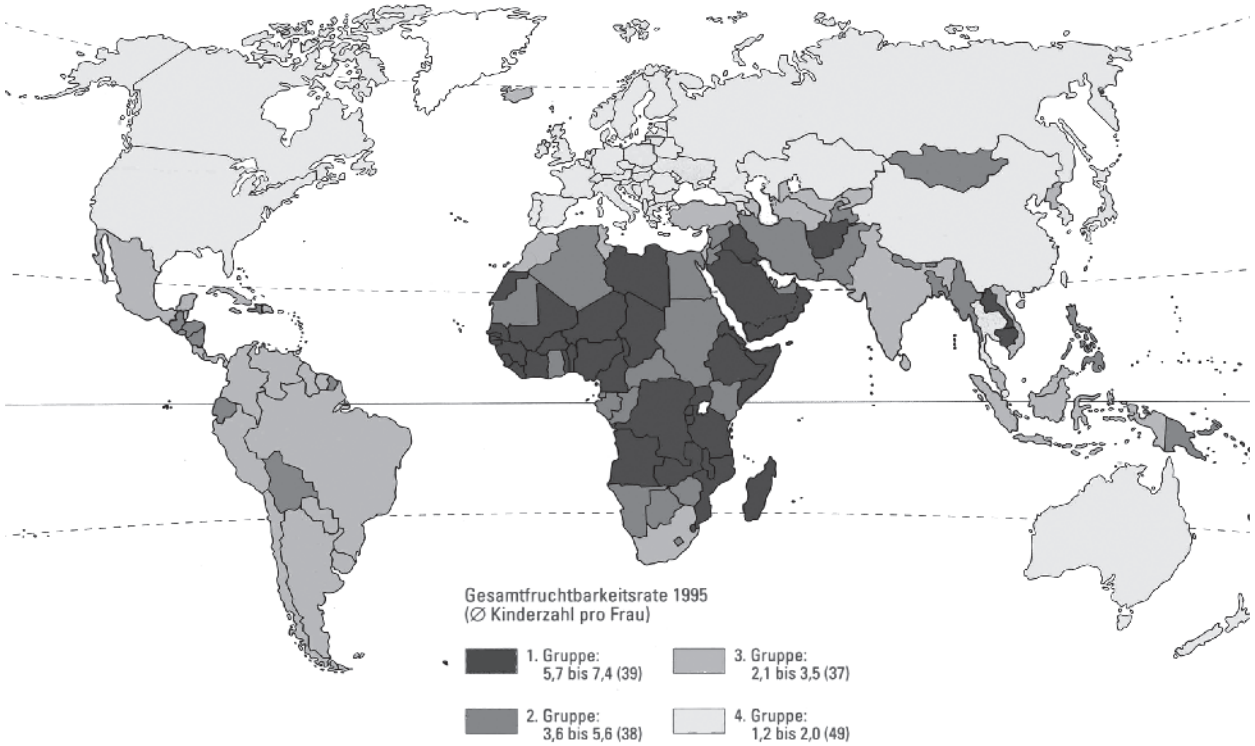



*Abb. 2: Gesamtfruchtbarkeitsraten 1995 (Quelle: Wallert 1998, F5, S. 13)*

nährungssituation bei. Es sei aber deutlich darauf hingewiesen, dass z. Zt. genügend Nahrungsmittel weltweit produziert werden. Es kommt sogar zur Zahlung von Prämien für Flächenstilllegungen (EU) und Nahrungsmittelvernichtungen. D. h. die Hauptursache für den Hunger in vielen Ländern ist die Armut der dort lebenden Menschen.
Globale Ausmaße haben Fragen der Wasserversorgung, der Bereitstellung weiterer Ressourcen wie Brennstoffe, Rohstoffe für die Industrie sowie die Abfall- und Abwasserentsorgung.
Die Zerstörung von Lebensräumen und die Umweltbelastungen insgesamt sind eng mit dem Wachstum der Weltbevölkerung verwoben. Es kommt immer häufiger zu gewaltsamen Konflikten um knapper werdende Ressourcen. Viele Menschen wandern in die wuchernden Megastädte oder versuchen, in die Industrieländer auszuwandern (vgl. Weltbevölkerungsbericht 1999).

Nicht alle Probleme gehen jedoch auf das Konto der Entwicklungsländer. Im Gegenteil: 80 % aller Ressourcen auf der Erde werden von 20 % der Weltbevölkerung in den Industrienationen verbraucht und ein ungerechter Welthandel zugunsten dieser Länder ist häufig die Ursache für viele Probleme in den Entwicklungsländern (Klingholz 1994).
Ein großer Teil der Probleme in den Entwicklungsländern könnte jedoch leichter gelöst werden, wenn es gelänge, den Bevölkerungszuwachs zu verringern. Dazu soll eine Bevölkerungspolitik dienen, die Familienplanungsmaßnahmen zur Senkung der Geburtenzahlen unterstützt (Brameier 1991, Domrös/Tomala 1991, Kroß 1999).
In den Industrienationen hingegen ist es eine wichtige Aufgabe, die Geburtenzahlen zu erhöhen, da die Gesellschaften überaltern und die Sozialsysteme immer schwieriger zu sichern sind.

**Methoden der Familienplanung**

Bereits seit Menschengedenken gibt es Methoden, um auf die Zahl der Kinder, die groß gezogen werden können und sollen sowie auf deren Geschlecht Einfluss zu nehmen. Die Kinderanzahl war u. a. abhängig von der zur Verfügung stehenden Nahrungsmenge, religiösen Vorschriften und Traditionen

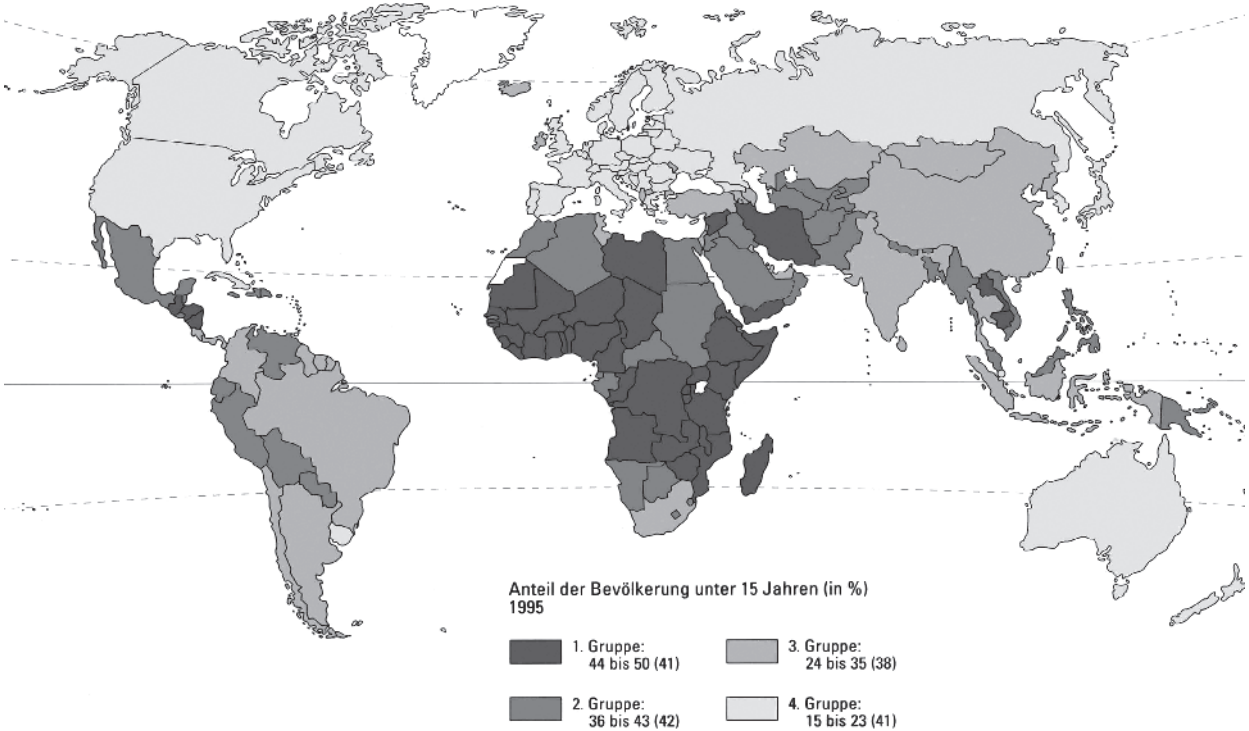



*Abb. 3: Bevölkerungsanteil unter 15 Jahren 1995 (Quelle: Wallert 1998, F8, S. 19)*

(z. B. die Rolle der Jungen).
Um die angestrebten Ziele zu erreichen, wurden Methoden zur Erreichung einer Schwangerschaft, zur Verhinderung oder Unterbrechung einer Schwangerschaft und im Umgang mit den Kindern nach der Geburt (z. B. Kindstötung oder Vernachlässigung) praktiziert.
Im engeren Sinne bezieht sich die Familienplanung in erster Linie auf die Möglichkeiten, schwanger zu werden sowie auf die Schwangerschaftsverhütung, um den Zeitpunkt und den Abstand der Schwangerschaften bestimmen zu können.
Eine traditionelle Methode der Schwangerschaftsverhütung ist die *Enthaltsamkeit*, die besonders dort von Bedeutung ist, wo ein höheres Heiratsalter mit der Tradition gekoppelt ist, dass Mädchen als Jungfrauen in die Ehe eintreten. In Deutschland musste beispielsweise noch Anfang des 19. Jahrhunderts der Nachweis der Ehefähigkeit erbracht werden. Wer kein Vermögen und keine Wohnung hatte, durfte nicht heiraten. Dazu gehörten Soldaten, Handwerksgesellen, viele Arbeiter, fast alle Tagelöhner, Knechte und Mägde. Bauern brauchten bis zum 18. Jahrhundert die Erlaubnis des Landesherren für eine Heirat. Da uneheliche Schwangerschaften bestraft wurden, war dies durchaus ein Mittel der Geburtenkontrolle. Auch in der Gegenwart spielen Heiratserlaubnisse und Jungfräulichkeit eine große Rolle. Hinzu kommt in einigen Kulturen eine Enthaltsamkeit, die auf Tabus in den Stillzeiten der Frauen beruhen.
Große Bedeutung kommt der Aufklärung über die Vorgänge im eigenen Körper zu und dabei spielt die *Bestimmung der fruchtbaren und unfruchtbaren Tage* bei den Mädchen und Frauen eine große Rolle. In vielen Völkern wurden rituelle Einführungen der Jugendlichen durchgeführt, die mit der Vermittlung dieses Wissens verbunden war. So wurden z. B. bei den Tongas im Süden Sambias die Mädchen nach Einsetzen ihrer ersten Menstruation von älteren Frauen längere Zeit von ihren Familien getrennt und aufgeklärt. Zusätzlich erhielt jedes Mädchen eine Perlenschnur mit unterschiedlich gefärbten Perlen für die fruchtbaren und unfruchtbaren Tage. Sie wurde um den Bauch getragen und jeden Tag weitergerückt (Mertens 1989).
In den Industrienationen gibt es verschiedene Möglichkeiten, diese traditionelle „natürliche“ Methode zu unterstützen, seien es Kalender, das System

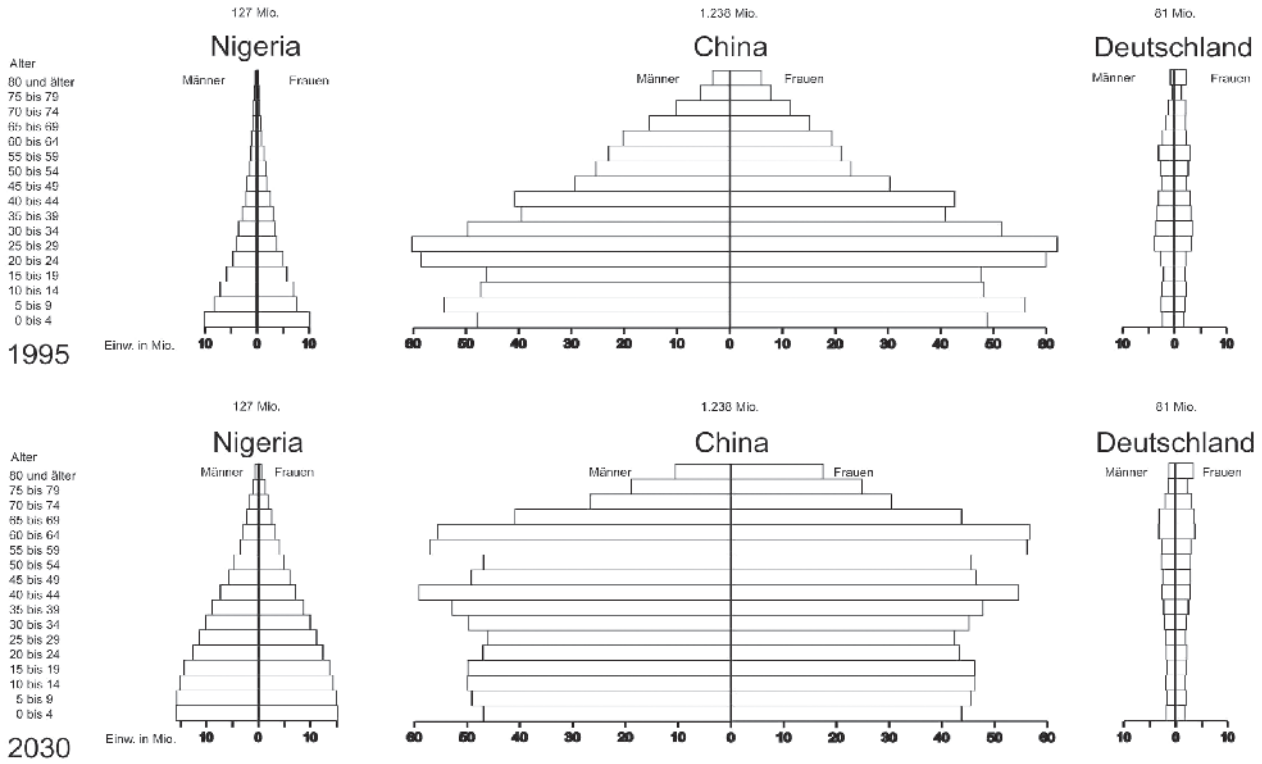



*Abb. 4: Bevölkerungspyramiden Nigeria, China und Deutschland 1995 und 2030 im Vergleich (Quelle: DSW- Datenposter 2002)*

„Persona“, mit dem die fruchtbaren Tage durch immunologische Urinuntersuchungen ermittelt werden oder Temperaturmessungen zur Bestimmung des Eisprungs. Diese Mittel dienen sowohl der Erreichung einer Schwangerschaft als auch deren Verhinderung. Der erfolgreiche Weg über die Bestimmung der fruchtbaren und unfruchtbaren Tage setzt jedoch entweder ein soziales Regelwerk voraus, bei dem die Frauen Einfluss darauf haben, ob die Männer zu ihnen kommen können oder eine sehr gute Partnerschaft, die bewusste Familienplanung im Interesse beider Partner betreibt.
Schon immer praktiziert wurde der *Coitus Interruptus*.
*Lange Stillzeiten* führen meist ebenfalls zu größeren Abständen zwischen den Schwangerschaften.
Bereits lange bekannt sind bei den Naturvölkern *Pflanzen mit verhütender Wirkung und Mittel, die Abtreibungen verursachen*. Dieses traditionelle Wissen, auch die Formen der Aufklärung, ist z. T. durch die Kolonialisierung verloren gegangen.
Interessant ist die Tatsache, dass in Gesellschaften mit starken Bindungen der Frauen untereinander und bei zur Verfügung stehenden eigenen Räumen, Frauen sich eher Wissen über Verhütung und Abtreibung aneignen und dies unabhängig vom Einverständnis der Männer praktizieren (Mertens 1989).
Zur modernen Schwangerschaftsverhütung gehören neben den oben genannten Mitteln zur Unterstützung der „natürlichen“ Methode die *Barriere-Mittel wie Kondome, Diaphragmen oder chemische Mittel*.[2]
Hinzu kommen seit den 60er Jahren *hormonelle Mittel*. Am bekanntesten ist die *Anti-Baby-Pille*, die hinsichtlich der Entscheidungsfreiheit der Frauen und ihrer Unabhängigkeit von den Männern eine echte Revolution darstellte. Auf die Geburtenzahlen der meisten Industrienationen hatte die Einführung der Anti-Baby-Pille eine drastische Auswirkung. Sie nahmen innerhalb weniger Jahre um bis zu einem Drittel ab. Dies ist z. B. in der Bevölkerungspyramide Deutschlands sehr gut erkennbar (Abb. 5, S. 182).[3]
Weitere hormonelle Mittel (Noristerat, Depo Provera) sind als *Zwei- oder Dreimonatsspritzen* seit Mitte der 70er Jahre vor allem in Entwicklungsländern im Einsatz. Jährlich wurden über 6 Millionen Frauen damit versehen.
Seit den 80er Jahren werden in Entwicklungsländer *Hormonimplantate* (Norplant) in die Oberarme von Frauen eingesetzt, die eine Schwangerschaft über

## *Altersaufbau der Bevölkerung Deutschlands am 31. 12. 2000*

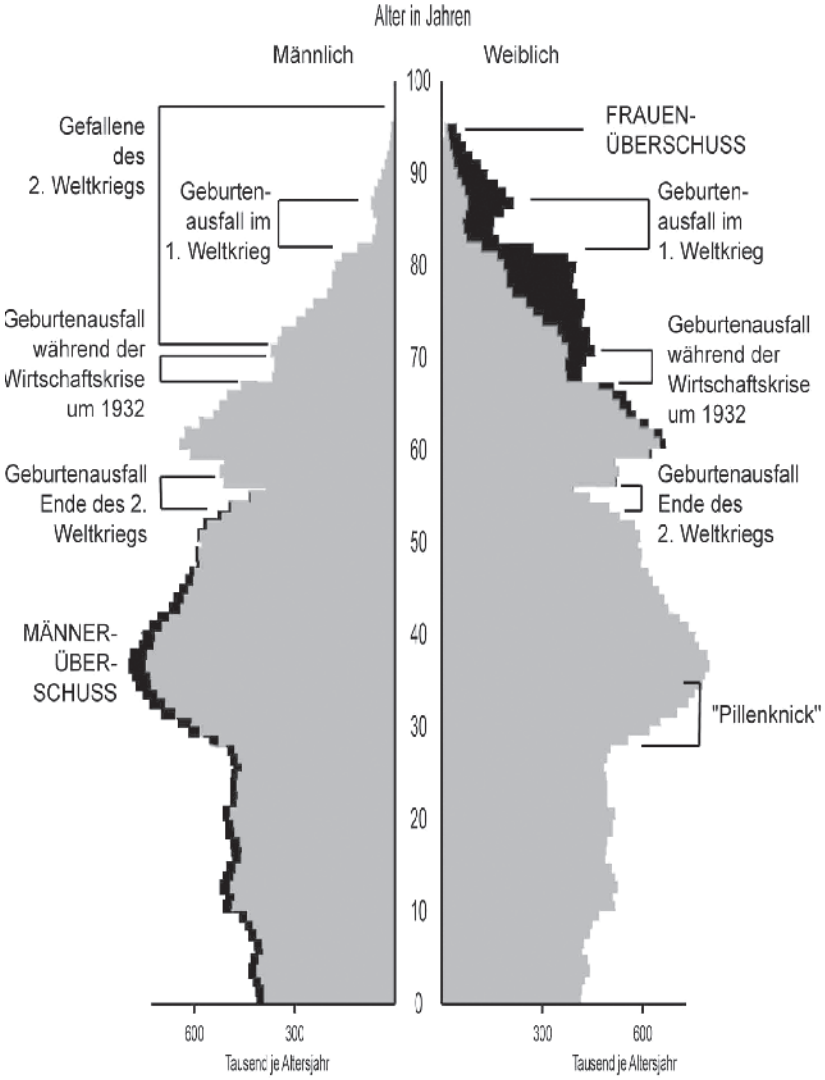



*Abb. 5: Bevölkerungspyramide Deutschland 2000*
*(Quelle: Statistisches Bundesamt Deutschland 2002 – http://www.destatis.de)*

2 oder 5 Jahre verhindern sollen. Alle diese Mittel sind mit vielen Nebenwirkungen verbunden und können im Falle der Implantate bei Nichtentfernen zu bleibender Unfruchtbarkeit führen (Riegler/Weikert 1989).
Neu entwickelt wurde in Deutschland das Hormonsystem *„Mirena"*. Es wird in die Gebärmutter eingelegt und gibt 5 Jahre lang ein Gestagenhormon ab. Bei einem Viertel der Frauen hört in dieser Zeit die Monatsblutung allerdings ganz auf.
In der Entwicklung befindet sich ein *hormonhaltiger Vaginalring*, den die Trägerin selbst einlegt und entfernt (vgl. Verhütung 2001).
Zugänglich ist bereits die *„Pille danach"*, die nach dem Geschlechtsverkehr eingenommen, eine Schwangerschaft verhindern soll. Leider gibt es immer noch keine Pille für den Mann.
Die *Spirale* als *nichthormonelle Methode* soll die Einnistung eines befruchteten Eies in die Gebärmutter verhindern. Sie hat ebenfalls große Verbreitung gefunden.

Alle diese Methoden der Schwangerschaftsverhütung funktionieren nur so lange, wie sie eingesetzt werden und es ist bei ihrem Absetzen in der Regel möglich Kinder zu bekommen.
Eine endgültige Entscheidung gegen eine Schwangerschaft stellt die Sterilisation sowohl der Frau als auch des Mannes dar. Sie wird oft gewählt, wenn die gewünschte Kinderzahl erreicht ist.
*Abtreibungen* gehören im eigentlichen Sinne nicht zu den Methoden der Familienplanung, werden aber von einer Reihe von Völkern als Mittel der Geburtenbeschränkung dazu gezählt. Weltweit reicht die Spannweite von der Möglichkeit, auf Wunsch Schwangerschaften zu unterbrechen (z. B. USA, Kanada, Kuba, Schweden, Norwegen, Staaten der ehemaligen Sowjetunion, China, Türkei, Griechenland, Österreich, Tunesien) zu 63 von 193 Länder, bei denen wirtschaftliche und soziale Gründe zählen, bis hin zu Ländern, in denen Abtreibung auch nach Vergewaltigung (sehr viele afrikanische und arabische Länder) und selbst bei Lebensgefahr der Frau verboten ist (z. B. Kolumbien, Chile) (Seager 1998).

**Verbreitung der Verhütungsmethoden**

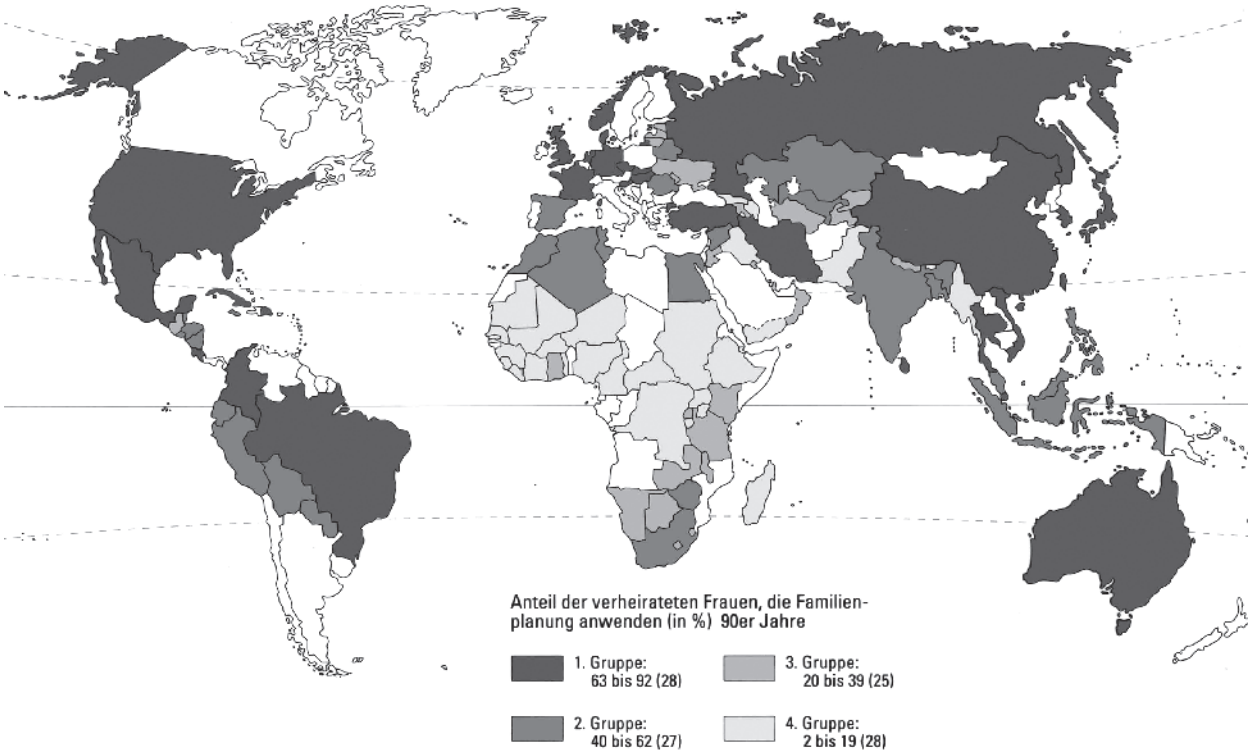



*Abb. 6: Familienplanung in der Anwendung (Quelle: Wallert 1998, F9, S.21)*

Weltweit wenden sechs von zehn Frauen, die verheiratet sind oder in fester Partnerschaft leben, in den fruchtbaren Jahren (15 - 49) irgendeine und 53 % eine moderne Verhütungsmethode an. Ohne China sind es in den Entwicklungsländern 47 % der Frauen und 40 % davon mit einer modernen Methode. Dennoch gibt es noch große Unterschiede zwischen den Kontinenten und den gewählten Methoden. In Afrika werden die wenigsten Verhütungsmethoden (26 % insgesamt, 20 % moderne Methoden) verwendet, jedoch sind höhere Zahlen (über 50 %) in Ägypten, Tunesien, Südafrika, Simbabwe, Kenia und Botswana zu finden. Hier werden die Pille oder Spritzen bevorzugt (letztere, weil sie ohne Wissen des Ehemanns angewendet werden können). Sterilisation ist sehr selten.

In Lateinamerika und der Karibik treten die höchsten Werte auf: 70 % der Frauen verhüten, 62 % mit modernen Methoden. Die Sterilisation der Frauen liegt mit 21% an der Spitze, gefolgt von der Pille mit 16 %. Die Ursachen dafür liegen u. a. in den sich verändernden Rollen der Frauen und dem Verbot der Schwangerschaftsunterbrechung in diesen Ländern.

In Asien gibt es große Unterschiede zwischen den einzelnen Regionen. Die Bevölkerungspolitik in China hat dazu geführt, dass 83 % der Paare mit modernen Mitteln (an erster Stelle Spirale und Sterilisation) verhüten. In Südostasien (z. B. Thailand 70 %, Vietnam 56 %, Indonesien 55 %) liegen die modernen Mittel vorn (Spirale, Pille, Spritze), während in Indien, Nepal und Sri Lanka die Sterilisation der Frauen am verbreitetsten ist. In Westasien wenden nur 30 % der Frauen moderne Mittel (Pille und Spirale) an. Japan hat erst 1999 die Zulassung der Anti-Baby-Pille erlaubt. Aus Angst vor sexuell übertragbaren Krankheiten (vor allem AIDS) sind Kondome dort am meisten verbreitet (vgl. Weltbevölkerungsbericht 1999).

In den Industrienationen liegen traditionelle Methoden, die Pille und Kondome an der Spitze. Allerdings betreiben 32 % aller dort lebenden Paare keine Familienplanung. Dies hängt sehr oft mit religiösen Fragen zusammen.

**Familienplanung als Teil des Konzepts der reproduktiven Gesundheit**

Auf der Internationalen Menschenrechtskonferenz 1968 in Teheran wurde das Recht auf Familienplanung als Menschenrecht deklariert. Seitdem hat sich viel getan. Viele Länder und internationale Organisationen haben umfangreiche

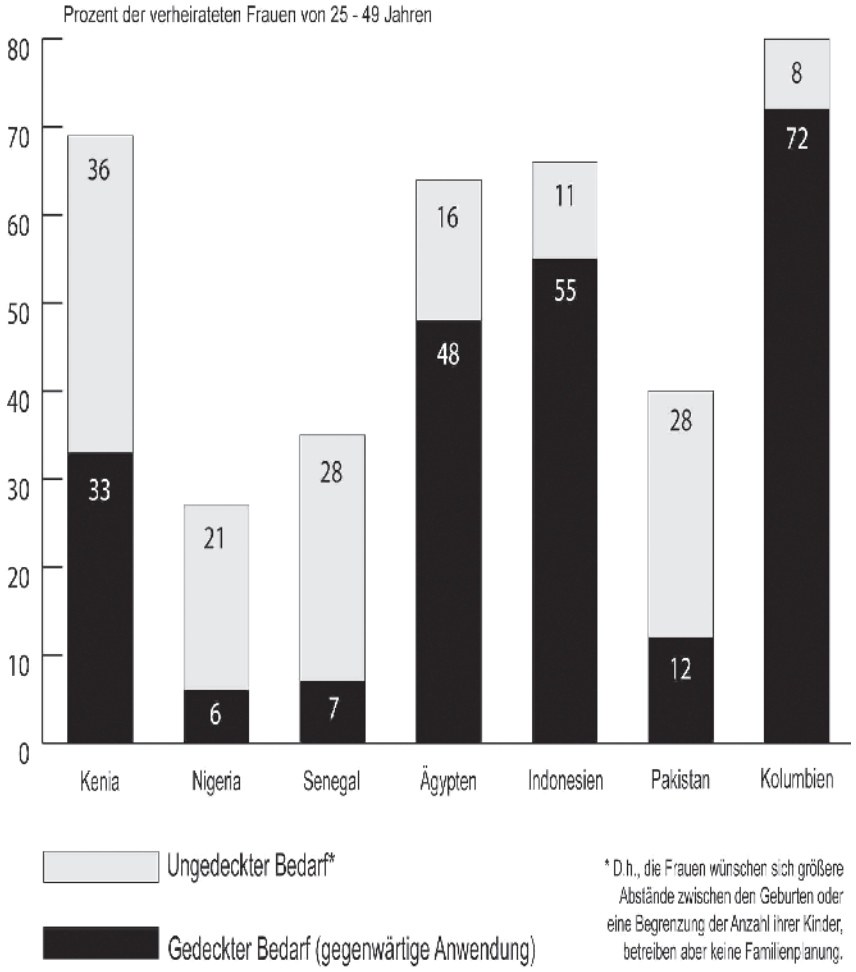



*Abb. 7: Gedeckter und ungedeckter Bedarf an Familienplanung (Beispiele)*
*(Quelle: DSW-Info Weltbevölkerung – Entwicklung und Projektionen. Graphik 5)*

Familienplanungsprogramme durchgeführt und die durchschnittliche Kinderzahl sank weltweit (Brameier 1991, Weltbevölkerungsbericht 1999).
Sehr viele Familienplanungsprogramme richten sich aber nur an verheiratete Paare. Dementsprechend müssen auch die Statistiken über deren Teilnehmer/innen gelesen werden (Abb. 6, S. 184): z. B. in Indonesien 57 %, Pakistan 28 %, China 84 %, Kolumbien 76 % der verheirateten Paare (DSW – Weltbevölkerung 2002).
Über 350 Millionen Frauen im gebärfähigen Alter fehlt jedoch weltweit der Zugang zu Familienplanungsdiensten. Mehr als 120 Millionen Frauen würden verhüten, wenn sie die entsprechenden Möglichkeiten hätten ( Abb. 7, S. 186). Es wird geschätzt, dass mehr als die Hälfte der rund 175 Millionen Schwangerschaften pro Jahr ungewollt oder zeitlich ungelegen sind (Abb.8, S. 188). Deshalb kommt es nur zu rund 130 Millionen Geburten pro Jahr. Die Differenz beruht überwiegend auf Schwangerschaftsabbrüchen. Dabei zählt man über 4 Millionen Schwangerschaftsabbrüche bei Mädchen. Legale Abtreibungen spielen vor allem in den ehemaligen Ostblockländern, in China und in Indien eine sehr große Rolle, da hier oft der Zugang zu anderen modernen Methoden aus finanziellen Gründen erschwert ist. Die meisten Abtreibungen sind illegal. Rund 20 Millionen werden in den Entwicklungsländern unsachgemäß durchgeführt und die Schätzungen liegen bei 70.000 bis 200.000 Todesfällen durch Abtreibungen pro Jahr. Hinzu kommen fast 600.000 Todesfälle durch Komplikationen bei der Geburt und mehr als 50 Millionen Frauen, die gesundheitliche Schäden während der Schwangerschaft oder durch die Geburt davontragen, da fast die Hälfte aller Entbindungen in den Entwicklungsländern ohne geschulte Geburtshelfer/innen verläuft (vgl. Weltbevölkerungsbericht 1999, DSW Newsletter 2002).

Seit der Internationalen Konferenz über Bevölkerung und Entwicklung (Weltbevölkerungskonferenz ICPD) 1994 in Kairo, ordnen sich aus den oben genannten Gründen Familienplanungsprogramme in ein Konzept der reproduktiven Gesundheit ein. Auf der Basis der Gleichberechtigung von Mann und Frau sollen alle reproduktiven Fragen durch deren freie Entscheidung getroffen werden können.

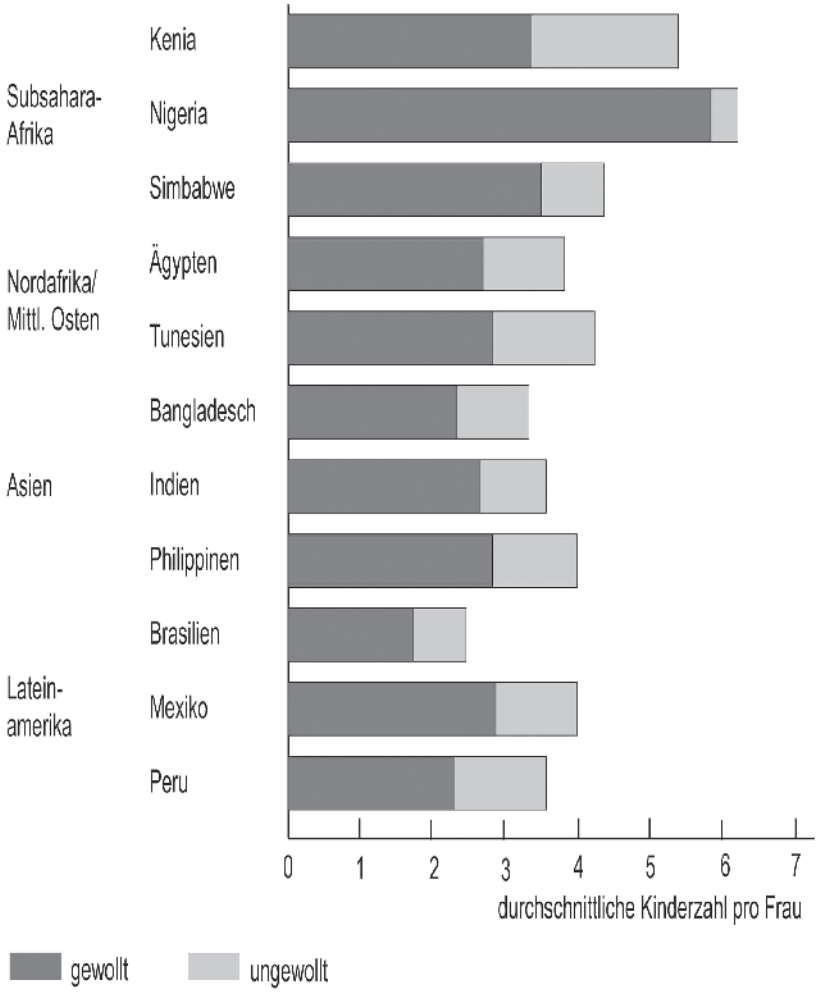



*Abb. 8: Kinderwunsch und Kinderzahlen in Entwicklungsländern 1999*
*(Quelle: DSW-Info Weltbevölkerung – Menschenrecht Familienplanung. Graphik 1)*

Zu diesem Konzept gehören folgende **Maßnahmen**:

- Eine *frühzeitige Aufklärung* sowohl von Jungen und Mädchen als auch von Männern und Frauen.
- Eine *Deckung des Bedarfs* an sicheren, preiswerten, wirksamen und akzeptablen *Methoden der Familienplanung*.
- Die *Sicherstellung der Müttergesundheit* (nicht nur Senkung der Müttersterblichkeit) durch die Ausbildung von Fachkräften und Schaffung von Zugängen zur Schwangerenvorsorge und Geburtshilfe.
- Eine *Verringerung der Säuglingssterblichkeit*, da eine hohe Säuglings- und Kindersterblichkeit zu vielen Geburten führt, damit die eigentlich angestrebte Kinderzahl das Erwachsenenalter erreicht. So sank die Säuglingssterblichkeit weltweit von 155 Todesfällen im 1. Lebensjahr pro 1000 Lebendgeburten 1955 auf 57 pro 1000 im Jahr 2000. In Deutschland werden 4,4 Todesfälle pro 1000 Säuglinge registriert. In 19 afrikanischen Ländern liegt dieser Wert jedoch bei über 100 Todesfällen pro 1000 Geburten. In Somalia sterben 126 Säuglinge pro 1000 Geburten, hier gibt es aber auch eine Fruchtbarkeitsrate von 7,2 Kindern pro Frau. Untersuchungen zeigen, dass die Vergrößerung des Abstandes zwischen den Geburten die Säuglingssterblichkeit deutlich senkt. Beträgt der Abstand mindestens zwei Jahre, wird einer von vier Todesfällen bei Säuglingen verhindert.
- *Die Verhütung und Behandlung von sexuell übertragbaren Krankheiten einschließlich HIV/AIDS*. Heute sind weltweit über 36 Mio. Menschen mit HIV infiziert, über 70 % leben davon in Afrika, südlich der Sahara. Mangelnde Aufklärung und fehlende Verhütungsmethoden führen zu jährlich über 5 Mio. Neuinfizierten, von denen rund die Hälfte jünger als 25 Jahre ist. Im südlichen Afrika sind mehr Frauen als Männer betroffen, die von ihren Partnern oder als Opfer sexueller Gewalt infiziert werden und häufig infizierte Kinder gebären. In Botswana waren im Jahr 2000 mehr als ein Drittel der gesamten erwachsenen Bevölkerung infiziert, in Simbabwe 1,5 Mio. Menschen, das entspricht in diesem Land einem Viertel dieser Altersgruppen (vgl. Abb.9, S. 190 unten). Lebensverlängernde Medikamente wie in den Industrieländern sind für diese Menschen unerreichbar (DSW-Info AIDS 2002, Wiegel 1999).
- Die *Beseitigung traditioneller Praktiken der Genitalverstümmelungen*. Dies betrifft jedes Jahr rund 2 Millionen Mädchen.

## *Botswana: Ein Entwicklungsland mit einer normalen Altersstruktur*

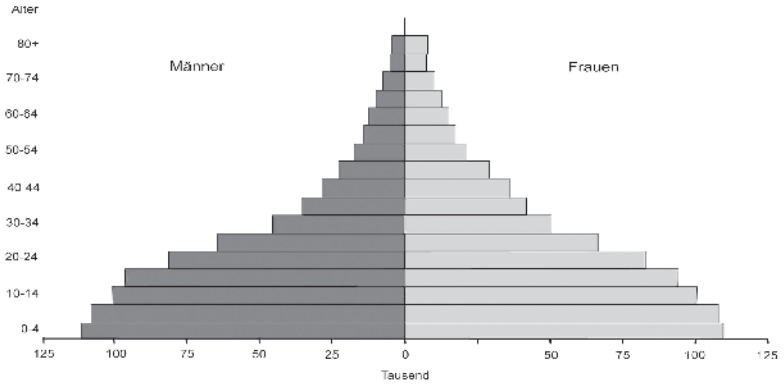



*Abb. 9a: Botswana - Bevölkerungspyramiden 2000*
*(Quelle: Österreichische Stiftung für Weltbevölkerung und internationale Zusammenarbeit [SWI] Poster Weltbevölkerung 2002)*

## *Botswana: Porträt eines von Aids heimgesuchten Landes*

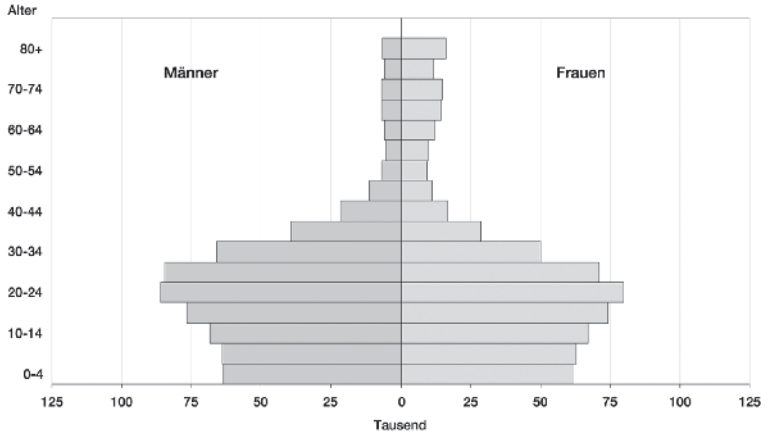



*Abb. 9b: Botswana - Bevölkerungspyramiden 2025*
*(Quelle: Österreichische Stiftung für Weltbevölkerung und internationale Zusammenarbeit [SWI] Poster Weltbevölkerung 2002)*

- Der *Schutz vor geschlechtsbedingter Gewalt* bei Frauen und Männern, sei es durch Vergewaltigungen oder den Gelderwerb durch Prostitution.

In einigen Ländern gehört zum Konzept der reproduktiven Gesundheit auch die *Verhütung von Gebärmutter- und Brustkrebs* und die *Behandlung der Unfruchtbarkeit* (vgl. Weltbevölkerungsbericht 1999).

Das Konzept der reproduktiven Gesundheit gilt insgesamt als Verbesserung der Situation. Allerdings richtet sich die Kritik von Frauenverbänden an diesem Konzept darauf, dass es im Wesentlichen nur auf die demographischen Probleme der Entwicklungsländer ausgerichtet ist, die Rechte der Frauen insgesamt, die Bekämpfung der Armut, die Arbeitsbelastungen der Frauen, fehlende Bildungsmöglichkeiten, fehlende gesundheitliche Grundversorgung der Frauen und andere gravierende Probleme aber ausgeklammert werden (Pfeiffer 1989, Schultz 2000).

**Einflussfaktoren auf die Familienplanung**

Die Familienplanung der einzelnen Menschen hängt mit einer Fülle von Faktoren zusammen.

Zunächst sind es *individuelle* Sachverhalte. Dazu gehören u. a. der Gesundheitszustand, die eigene Einstellung zur Mutterschaft und die Partnerschaftsbeziehungen.

Überlegungen zu eigenen Lebensentwürfen sind allerdings auch durch die Gesellschaft beeinflusst, z. B. die Bedeutung der Mutterschaft überhaupt oder die Vereinbarkeit von beruflicher Tätigkeit und Mutterschaft. Die wirtschaftliche Situation der eigenen Familie oder der Kenntnisstand über Familienplanungsmethoden haben zunächst eine individuelle Seite, zählen aber auch zu den *gesellschaftlichen* Aspekten. Beeinflussende Faktoren diesbezüglich sind u. a. verschiedene Traditionen unter dem Einfluss der Religionen, dem Rollenverständnis und dem sozialem Status von Männern, Frauen und Kindern, die politische Situation in den Ländern und das Durchsetzungsvermögen der Regierungen, Korruption, Bürgerkriege sowie Kriege. Hinzu kommen die Bevölkerungspolitik mit ihren jeweiligen Maßnahmen für mehr oder weniger Kinder, die wirtschaftliche Situation in den Ländern und vorhandene Mittel für Familienplanungsprogramme, die Unterstützung der

Industrieländer für die Entwicklungsländer und die wirtschaftliche Situation der Familie (z. B. Armut) sowie Zugangsmöglichkeiten zu Familienplanungsdiensten und -methoden und nicht zuletzt der Bildungsstand. Im Folgenden Beispiele für das Wirken einiger dieser Faktoren:

In einer Reihe von Ländern ist es *traditionell* üblich, dass Ehen sehr früh geschlossen werden. Dieses *niedrige Heiratsalter* führt dazu, dass z. B. in Mali, Niger oder Bangladesch über 75 % der Frauen bereits mit 18 Jahren verheiratetet sind oder in eheähnlichen Beziehungen leben. In anderen Ländern beträgt dieser Wert z. T. rund 50 %. Dies führt zu sehr früh einsetzenden Mutterschaften. Innerhalb von 100 Jahren werden hier rund 5 Generationen aufeinander folgen, während es bei Erstschwangerschaften nach dem 25. Lebensjahr nur 4 Generationen sind.

Dieses niedrige Heiratsalter ist oft mit *Polygamie* verbunden. Von 23 Staaten, in denen sie offiziell erlaubt ist, liegen 22 in Afrika. In Nigeria und Mali sind über 40 % der verheirateten Frauen davon betroffen. Dabei muss allerdings beachtet werden, dass viele dieser Frauen dabei auch eine Entlastung im Haushalt durch mehrere Frauen sehen, sei es bei der Arbeit, aber auch durch die Vergrößerung der Abstände zwischen den eigenen Schwangerschaften.

Ganz wichtig ist die *Stellung der Frauen in den Familien und ihr Recht auf Selbstbestimmung und Entscheidungsfreiheit* (Krause 1991, Betting/Pohl 1999, Schultz 2000).

Bezüglich der Familienplanung sind hier Einschränkungen zu verzeichnen. So war 1997 in 14 Ländern die Einwilligung des Ehemanns erforderlich, wenn die Frau Familienplanungsdienste in Anspruch nehmen wollte. Zusätzlich war in weiteren 60 Ländern die Einwilligung des Ehemanns vorgeschrieben, wenn eine Ehefrau permanente Verhütungsmethoden, z. B die eigene Sterilisation, nutzen wollte (Weltbevölkerungsbericht 1999).

*Der Wunsch nach mehr als zwei Kindern* ist in vielen Kulturen vorhanden (s. Abb. 8, S. 188). Kinderreichtum erhöht dort das Ansehen der Eltern, Kinderlosigkeit dagegen ist besonders für diese Frauen z. T. eine existentielle Katastrophe.

Zu Fragen der Familienplanung nehmen die einzelnen Religionen mit ihren verschiedenen Richtungen und Vertretern unterschiedliche Positionen ein

und beeinflussen damit nachhaltig die Entscheidungen der einzelnen Familien.

So hat im *Islam* die Verhütung eine lange Tradition, wobei Coitus Interruptus, Kondome und Diaphragmen eine besondere Rolle spielen. Orale Mittel (Pille) werden unterschiedlich gesehen. Für viele Moslems sind Eingriffe in das biologische System des Körpers unzulässig. Andere lehnen die Verwendung von Verhütungsmittel grundsätzlich ab. Dagegen gibt es in vielen bevölkerungsreichen islamischen Ländern (z. B. Bangladesch, Iran und Indonesien) Familienplanungsprogramme, die von religiösen Kreisen unterstützt werden, obwohl sie hormonelle Mittel in die Programme einbeziehen. Mehr als 50 % der verheirateten Paare dieser Länder beteiligen sich daran. In Pakistan gibt es ebenfalls solche Programme. Durch den Widerstand der religiösen Kreise liegt die Beteiligung jedoch nur bei weniger als 30 %, moderne Mittel werden nur von 20 % genutzt.

Schwangerschaftsabbrüche werden überall nur bei Lebensgefahr der Mutter zugelassen. Ausnahmen sind die ehemaligen mittelasiatischen Sowjetrepubliken mit islamischer Bevölkerung, wie z. B. Kasachstan, in denen die höchsten Zahlen von legalen Schwangerschaftsabbrüchen weltweit (44 von 1000 Frauen im produktiven Alter) auftreten. Die Zahl sinkt mit zunehmendem Zugang zu anderen Mitteln der Schwangerschaftsverhütung (vgl. DSW Newsletter 2/2002).

Die *katholische Kirche* lehnt Schwangerschaftsverhütung mit anderen als natürlichen Methoden (Bestimmung der fruchtbaren Tage und Abstinenz) und Schwangerschaftsabbruch ab. Selbst Kondome als Mittel zur Verhütung von AIDS werden nicht zugelassen. Über diese Haltung gibt es unter den Gläubigen und Kirchenvertretern allerdings sehr geteilte Meinungen. In einigen katholischen Ländern gibt es sogar Kirchenvertreter, die dieses Verbot mit der Androhung der Exkommunizierung versuchen durchzusetzen (vgl. DSW Newsletter 6/2002). Interessant sind auch die Tatsachen, dass z. B. in manchen katholischen Ländern, wie beispielsweise Spanien und Italien, die niedrigste Kinderzahl weltweit von 1,2 Kindern pro Frau geboren werden und in Mexiko 60 % der verheirateten Frauen moderne Methoden der Empfängnisverhütung anwenden. Diese Fakten zeigen den unterschiedlichen Einfluss der katholischen Kirche auf diese Frage.

Die in verschiedenen Religionen verankerten Rechte und Aufgaben der Söhne führen oft zu einem *Streben nach männlichen Nachkommen*. So können im *Hinduismus* nur Söhne eine Bestattung vornehmen. Sie bringen außerdem durch Heirat finanzielle Mittel und eine Arbeitskraft ins Haus, während Töchter außer Haus gehen und mit einer Mitgift ausgestattet werden müssen. Die Ahnenverehrung sowie die Fortführung des Namens ist bei *Konfuzianern* an Söhne gebunden und im *Islam* kommt den Jungen eine besondere Stellung in der Familie und im Erbrecht zu. Gibt es eine Bevölkerungspolitik der Ein-Kind-Familien wie in China, so werden ebenfalls Jungen bevorzugt. Dies alles sind Ursachen dafür, dass häufig mehr Kindern geboren werden, um wirklich einen Sohn bis ins Erwachsenenalter bringen zu können (in Indien rechnet man mit bis zu 7 Kindern). Zum anderen führte es dazu, dass nach Einführung der Ultraschalluntersuchungen besonders viele weibliche Föten abgetrieben wurden (1,5 Millionen pro Jahr allein in China). So entwickelte sich das Verhältnis von Jungen zu Mädchen bei der Geburt in China auf 117 Jungen zu 100 Mädchen und in Indien auf 109 Jungen zu 100 Mädchen. (Biologisch normal ist ein Verhältnis von 103 Jungen zu 100 Mädchen.) Ähnliches gilt für Südkorea. Auch das Töten von weiblichen Babys oder die systematische Vernachlässigung (Nahrungsmittel, gesundheitliche Betreuung) der Mädchen sowie die übermäßige Arbeitsbelastung führen z. B. in Indien dazu, dass ein Viertel der 13 Millionen geborenen Mädchen eines Jahrganges ihren 15. Geburtstag nicht erleben (Kadenbach 1997). Auch in China ist die Sterblichkeit der Mädchen in den ersten fünf Lebensjahren höher als bei den Jungen, obwohl es weltweit umgekehrt ist.
Dies alles führt in der Zukunft dazu, dass es in China und Indien Millionen Männer gibt, die keine Ehefrau finden werden. In China fehlen gegenwärtig rund 30 Millionen Frauen (s. Abb. 4, S. 180), in Indien 20 - 25 Millionen Frauen (Hoffmann 1999).

**Bevölkerungspolitik und damit zusammenhängende wirtschaftliche und soziale Fragen**

Die Regierungen der einzelnen Länder verfolgen eine unterschiedliche Politik hinsichtlich der Maßnahmen zur Regelung der Geburtenzahlen. Diese reicht von Tatenlosigkeit bis zu gezielten Maßnahmen zur Steigerung oder Senkung der Ge-

burtenzahlen (Abb.10, S. 196). Um eine *Erhöhung der Kinderzahlen* bemüht man sich z. B. in Frankreich, Ungarn, Finnland, in den Golfstaaten (Claaßen 1991) oder im Jemen und in Oman. So sind finanzielle Zuwendungen an die Familien und in einigen Industrieländern der Ausbau der staatlich subventionierten Betreuungseinrichtungen ein Weg, um Frauen eine Entscheidung für Kinder überhaupt oder mehrere Kinder zu erleichtern. Beispielsweise verzeichnete Frankreich in den letzten Jahren eine Zunahme der Geburtenzahlen auf durchschnittlich 1,9 Kinder pro Frau (zum Vergleich: Deutschland rund 1,3 Kinder pro Frau).
Bei den genannten arabischen Ländern steht nicht die Sorge um die Sicherung der Sozialsysteme im Vordergrund, sondern der politische Wunsch, den Anteil der einheimischen Bevölkerung zu erhöhen. So findet man dort Kinderzahlen von durchschnittlich 7 Kindern pro Frau.
Bei den meisten Entwicklungsländern wird jedoch die Senkung der Geburtenrate angestrebt.
Es gibt aber auch Regierungen, die Fruchtbarkeitsraten von 7,2 Kindern pro Frau (Somalia), 6,8 (Angola) oder 6,6 (Tschad) als befriedigend einschätzen und keine *Geburtenregelung als notwendig* erachten (vgl. Statistik DSW Weltbevölkerung 2002).
In den anderen Ländern muss man *unterschiedliche Zielsetzungen* beachten. Ging es z. B. in China zunächst darum, die Fruchtbarkeitsrate von 5,5 Kindern pro Frau (1971) auf zwei Kinder zu senken, wurde später die Ein-Kind-Familie propagiert und mit drastischen Maßnahmen durchgesetzt. In vielen anderen, vor allem asiatischen, Ländern werden zwei Kinder angestrebt, in einer Reihe von Ländern 3 Kinder als Ziel genannt (z. B. Kenia) oder die Vergrößerung der Abstände zwischen den Kindern als Ziel deklariert.
Die Bevölkerungspolitik umfasst dann häufig einen ganzen Maßnahmenkatalog, der von der Aufklärung über den Aufbau von Familienplanungsdiensten, der Bereitstellung der Mittel bis zum Ausbau des Gesundheitswesens reicht. Oft wurden auch Zwangsmaßnahmen ökonomischer und gesundheitlicher Art durchgeführt.

Folgende **Maßnahmen** wurden beispielsweise in China durchgeführt:
- Anhebung des Heiratsalters (Männer min. 22 Jahre, Frauen 20 Jahre),
- Vergünstigungen für Einzelkinder und deren Eltern, z. B. höherer Lohn,

*Abb. 10: Bevölkerungspolitik weltweit (Quelle: Eigener Entwurf nach Fischer Frauenatlas S.36f.)*

bessere Versorgung mit Wohnungen, Arbeit und Kindergartenplätzen, kostenlose medizinische Betreuung,
- kostenlose Verhütungsmittel und Abtreibungen,
- Kontrollen durch Familienberater,
- Strafen bei Geburt des 2. Kindes, z. B. Geldstrafe und Zurückzahlung des erhöhten Lohnes, mehr Steuern, z. T. Verlust von Wohnung und Arbeit, Kindergartenplatz, keine Krankenversicherung,
- Genehmigung eines 2. Kind (auf dem Land), wenn das 1. Kind ein Mädchen ist oder behindert geboren wurde.

Diese Maßnahmen wurden vor allem in den Städten realisiert, auf dem Land konnte sie so nicht durchgesetzt werden. Man schätzt, dass außerdem auf dem Land rund 50 Millionen „illegale" Kinder aus den Städten versteckt sind.
In der letzten Zeit lockert die chinesische Regierung diese strengen Regelungen und setzt stärker auf das Freiwilligkeitsprinzip unter Beibehaltung der Vergünstigungen (Domrös/Tomala 1999, Oberweger 1991, DSW Hintergrundinfos 2002). Das Absenken der durchschnittlichen Zahl pro Frau von 4 Kindern 1970 auf 1,8 Kinder 2001 kann als Erfolg gewertet werden.

Das Familienplanungsprogramm mit dem Motto „Dua Anak Cukup" (Zwei Kinder sind genug!) war in *Indonesien* erfolgreich: Als **Maßnahmen** wurden dort durchgeführt:
- Aufklärungskampagnen über freiwillige Geburtenkontrolle mit Unterstützung religiöser Einrichtungen,
- Aufbau von Beratungsstellen in Kliniken, Gesundheitsstationen, auch in Verwaltungen und Fabriken,
- Schaffung von mobilen Beratungseinrichtungen für die Dörfer,
- Bau von Fabriken zur Herstellung von Kontrazeptiva,
- Ausgabe oder Verschreibung von Verhütungsmitteln für verheiratete Paare,
- verstärkte Gesundheitsfürsorge für Kinder, um deren Sterblichkeit zu senken,
- Streichung der Kinderbeihilfe ab dem 3. Kind für Staatsangestellte,
- Impfungen und Kredite wurden von der Teilnahme am Programm abhängig gemacht,

- Saatgut von der Regierung wurde teuerer, wenn keine Teilnahme am Familienplanungsprogramm erfolgte. (Indonesia 1995, Bräutigam 1991)

Als Erfolg kann das Absinken der Wachstumsrate von 2,34 % im jährlichen Durchschnitt der Jahre 1970-1975 auf 1,77 % der Jahre 1990 - 1995 genannt werden. Zur Zeit beträgt der Wert 1,6 %. Aber wird dieser Wert beibehalten, so steigt die Bevölkerungszahl von 217 Mio. im Jahr 2002 auf 315 Mio. im Jahr 2050. Die Fruchtbarkeitsrate von gegenwärtig 2,6 Kindern pro Frau muss also weiter sinken.

In einer Reihe von Ländern gab es Zielgrößen über die Teilnehmer/innen an den Programmen, da z. B. die Entwicklungshilfe an bestimmte Geburtenkontrollprogramme gebunden wurde. Dies führte z. B. in den 70er Jahren in Indien, in späteren Jahren in Indonesien auf Inseln mit indigener Bevölkerung und gegenwärtig in Peru bei der indigenen Bevölkerung dazu, dass Zwangssterilisationen durchgeführt wurden und werden. Hinzu kommen Implantationen von Hormonstäbchen (Norplant) und Verabreichung (z. T. in den Schulen) von Anti-Baby-Pillen oder Drei-Monats-Spritzen mit starken Nebenwirkungen, ohne entsprechende Aufklärung bei diesen Bevölkerungsgruppen (Riegler/Weikert 1989, Schultz 2000).

Insgesamt hängen die Erfolge der bevölkerungspolitischen Maßnahmen von einer ganzen Reihe von **Faktoren** ab (vgl. auch Weltbevölkerungsbericht 1999):

*Die Akzeptanz der Zielsetzung durch die Bevölkerung*

Solange Kinderreichtum zur Tradition gehört und andererseits die Armut der Menschen, hohe Kindersterblichkeit und fehlende Kranken- und Altersversorgung dazu führt, dass viele Kinder notwendig sind, damit sie als Arbeitskräfte zum Unterhalt der Familie und zur Versorgung der Eltern im Alter beitragen können, wird die propagierte Zielstellung auf Widerstand stoßen. Auch Zwangsmaßnahmen wirken kontraproduktiv.

Entscheidend sind Maßnahmen, die den Bildungsstand der Bevölkerung und insbesondere der Mädchen erhöhen. Je gebildeter Mädchen sind, desto weniger Kinder werden geboren. Neben der Senkung der Analphabetenrate gehört auch die Einbeziehung der unverheirateten 15- bis 19-jährigen

Jungen und Mädchen in Familienplanungsprogramme zu den notwendigen Voraussetzungen.

*Die vorhandenen finanziellen Mittel*

Der Aufbau von Familienplanungsdiensten, der Ausbau des Gesundheitswesens und die Bereitstellung, Verteilung und/oder der Verkauf von subventionierten Verhütungsmitteln kostet viel Geld. Man schätzt den Bedarf weltweit auf jährlich 17 Mrd. US $. Zwei Drittel der Summe sollen die Entwicklungsländer aufbringen, ein Drittel die Industrieländer (5,7 Mrd. US $).

1997 wurden von diesen Ländern jedoch nur insgesamt 2 Mrd. $ gezahlt. In der letzten Zeit wurden sogar weitere Zahlungen von einigen Ländern an die UN-Bevölkerungsfonds eingestellt, sei es aus finanziellen Gründen oder weil Interessengruppen in den Ländern mit der Zielstellung nicht einverstanden sind (vgl. Badische Zeitung „Kein Geld aus USA für UN-Bevölkerungsfond" vom 23.07.2002). Die wirtschaftliche Situation der Entwicklungsländer selbst mit ihrer hohen Verschuldung führt oft dazu, dass Familienplanungsprogramme nur teilweise umgesetzt werden können.

Neben finanziellen Fragen sind in den einzelnen Ländern noch andere Probleme zu beachten.

Dazu gehört die *Wahrnehmung der Verantwortung der Regierungen* für diese Fragen. Instabilität der Regierungen oder kriegerische Auseinandersetzungen hindern entscheidend die Entwicklung der Programme. Neben der Verneinung des gesamten Problems spielen außerdem Unterschlagungen der zur Verfügung stehenden Mittel durch die Machthaber, Korruption und/ oder Unfähigkeit der verantwortlichen Mitarbeiter eine große Rolle.

Unbedingt erforderlich ist eine *breite Aufklärung der Frauen und Männer.*

Dies betrifft nicht nur die biologischen Vorgänge, die mit Schwangerschaft und Geburt zusammenhängen, sondern alle Fragen, welche die Schwangerschaftsverhütung betreffen. So ist die Angst vor Nebenwirkungen der Verhütungsmittel (vor allem der hormonellen Mittel) sehr groß. Mangelnde Aufklärung darüber ist in vielen Ländern (z. B. Nepal) ein Haupthindernis für Familienplanung oder sogar der Anlass zu Verletzungen, wenn Frauen sich z. B. Hormonimplantate im Arm selbst entfernen. Frauen, die sich weitere Kinder wünschen, aber eine neue Schwangerschaft herausschieben wollen, befürchten, dass sie auch bei Verwendung reversibler Verhütungsmetho-

den (z. B. Anti-Baby-Pille oder Spirale) keine Kinder mehr bekommen und verzichten deshalb vollständig auf Verhütung (vgl. DSW Newsletter 2/02, Riegler/Weikert 1989).
Ganz entscheidend ist jedoch die Aufgabe, die *Stellung der Frauen in den einzelnen Ländern zu stärken*, ihnen den Zugang zu Bildung, bezahlte Beschäftigung und eigene Entscheidungsfreiheit zu geben. Außerdem ist das Augenmerk auf Änderungen in den Einstellungen und im Verhalten der Männer zu richten, damit sie u. a. auch ihrer Verantwortung für die Familienplanung gerecht werden. Umfragen zeigen, dass in vielen Ländern (z. B. Bangladesch, Indien, Pakistan, afrikanische Länder) die Ehemänner gegen den Gebrauch von Verhütungsmitteln sind und sich gegen den Willen der Frauen mit ihrem Wunsch nach größeren Familien durchsetzen. Diese Änderungen zu erreichen, wird von allen Frauenorganisationen als viel schwieriger eingeschätzt, als Familienplanungsdienste einzurichten und Verhütungsmittel zur Verfügung zu stellen.

Insgesamt zeigt sich, dass die Familienplanung mit ihren Entscheidungen für die Zahl der Kinder und deren zeitlichen Aufeinanderfolge zwar ein individueller Vorgang ist, aber in einen größeren gesellschaftlichen Kontext einzuordnen ist. Männer beeinflussen diesen Prozess direkt als Beteiligte, aber auch als Träger wirtschaftlicher, politischer, religiöser und/oder sozialer Macht.

**Anmerkungen**

1) Vgl. Deutsche Stiftung Weltbevölkerung (DSW) 2002.
2) Bei Kondomen ist es wichtig, die Lagerfähigkeit unter tropischen Bedingungen zu erhöhen.
3) In Entwicklungsländern wurden und werden höher dosierte Mittel (z. T. bis zum Zwanzigfachen) eingesetzt, während z. B. in Deutschland inzwischen sehr verschiedene und gering dosierte Pillen die Regel sind.

**Literatur**

Betting, Angela / Pohl, Jutta (1999): Nur ein Mädchen ... Keine Entwicklung ohne Frauen. In: geographie heute.175/1999, 8-11.
Brameier, Ulrich (1991): Das schnelle Bevölkerungswachstum in den armen Ländern. In: Praxis Geographie. 12/1991, 5-21.
Brameier, Ulrich (1991): Familienplanung in Entwicklungsländern. In: Praxis Geographie. 12/1991, 22-23.

Bräutigam, Hans H. (1991): Die glücklichen Vier. In: Die Zeit, 18.10.1991.
Claaßen, Klaus (1991): Bevölkerungspolitik gegen den Trend – Das Beispiel Kuwait. In: Praxis Geographie.12/1991, 34-37.
Deutsche Stiftung Weltbevölkerung (DSW): Newsletter, Pressetexte, Hintergrundinfos usw. 2002. http://www.dsw-online.de
Deutsche Stiftung Weltbevölkerung (DSW): Weltbevölkerung 2002 (Datenposter).
Domrös, Manfred / Tomala, Karin (1991): Bevölkerungsprobleme in der Dritten Welt. Zum Beispiel in der Volksrepublik China und in Indien. In: Praxis Geographie.12/1991, 6-13.
Fischer Weltalmanach 2002
Hild, Hans-Henje (1997): Wettlauf zwischen Storch und Pflug. Bevölkerungswachstum und Ernährungssicherung in Indien. In: Praxis Geographie. 9/1997, 24-28.
Hoffmann, Thomas (1999): Mädchen unerwünscht. Asien – In Zukunft ein Kontinent der Männer? In: geographie heute.175/1999, 32-35.
Indonesia (1995): An official handbook. Hrsg.: Department of Information Republic of Indonesia.
Kadenbach, Anja (1997): Frauen in Indien – zum Tode verurteil? In: Praxis Geographie. 9/1997, 18-20.
Klingholz, Reiner (1994): Wahnsinn Wachstum. Wieviel Mensch erträgt die Erde. Hamburg.
Krause, Karin (1991): Frauen sind die Hinterbeine des Elefanten. Zur Situation der Frauen und Mädchen in der Dritten Welt. In: Praxis Geographie. 12/1991, 24-28.
Kroß, Eberhard (1999): Bevölkerung aktuell. In: geographie heute. 175/1999, 2-7.
Kroß, Eberhard (1999): Kommt die Katastrophe? Die Weltbevölkerungsprojektionen der Vereinten Nationen. In: geographie heute.175/1999, 12-15.
Mertens, Heide (1989): Traditionelle Familienplanung und ihre Zerstörung. In: EPN 11/1989, 11-12.
Oberweger, Hans Georg (1991): Bevölkerungsentwicklung und staatliche Familienplanung in der VR China. In: Praxis Geographie.12/1991, 29-33.
Österreichische Stiftung für Weltbevölkerung und internationale Zusammenarbeit (SWI): Poster Weltbevölkerung 2002.
Pfeiffer, Erna (1989): Zu viele Menschen? Bevölkerungspolitik hier und anderswo. In: EPN 11/1989, 5-8.
Riegler, Johanna / Weikert, Aurelia (1989): Frauen als Versuchskaninchen – Vom Einsatz medizinisch-technischer Verhütungsmethoden. In: EPN 11/1989, 9-10.
Schultz, Susanne (2000): Kampagnen für Nullwachstum. Bevölkerungspolitik und Frauennetzwerke. In: blätter des iz3w. 242/2000, 10-13.
Seager, Joni (1998): Fischer Frauenatlas. Frankfurt a. M.
Shane, Barbara (1997): Familienplanung rettet Leben. Hrsg.: DSW.
Verhütung 2001: Mehr Konkurrenz für die Pille? Frauenärzte stellen künftige Methoden der Familienplanung vor. Infos für Frauen. 158/1998. http://www.bvf.de/6/offen158.htm
Statistisches Bundesamt Deutschland. http://www.destatis.de
Wallert, Werner (Hrsg) (1998): Die Welt zur Jahrtausendwende – Weltbevölkerung. Folienatlas. Gotha.
Weltbevölkerungsbericht 1999: 6 Milliarden. Zeit für Entscheidungen. UNFPA (United Nations Population Fund) hrsg. v. DSW.
Wiegel, Simone (1999): AIDS in Afrika. Soziale und wirtschaftliche Auswirkungen am Beispiel von Simbabwe. In: geographie heute.175/1999), 28-31.

Annegret Erbes

# Die historische Entwicklung der Frauenbewegung

Vor dem Hintergrund der formellen Gleichberechtigung und der Institutionalisierung der Frauenthematik in der heutigen Zeit konnten feministische Theorieansätze weitergedacht werden, um binäre geschlechtliche Codierungen als solche zu hinterfragen, Geschlechterverhältnisse mehrperspektivisch zu betrachten und auch Differenzen innerhalb einer Genusgruppe zu benennen. Im aktuellen Diskurs wird Geschlecht vor allem dekonstruktivistisch analysiert. Der umfassendere theoretische Zugriff des Gender-Ansatzes muss allerdings in den Kontext der Frauenbewegung, auch der historischen, gesetzt werden, um die Suchbewegungen der Diskussion umfassender nachvollziehbar zu machen. Im Folgenden können nur die (west-)deutschen Traditionslinien skizziert werden. Zur Eingrenzung des Themas müssen die Entwicklungen und Diskurse in anderen Ländern, speziell Frankreich, Italien und Amerika, ausgespart werden.

Die Frauenbewegung „umfaßt Bestrebungen, Initiativen, organisiertes Vorgehen und Kampf von Frauen zur Durchsetzung ihrer politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Rechte ... Innerhalb der F. gibt es unterschiedliche Ansichten, Arbeitsweisen, Strukturen und Ziele. F. kann sowohl Kampf um Gleichberechtigung innerhalb der bestehenden Verhältnisse beinhalten wie Kampf um eine Befreiung von Gesellschaftszwängen, sowohl eine Geschlechter- wie eine Gesellschaftskomponente.“ (Hervé u. a. 1994, S. 171 f.)

## Die historische Frauenbewegung

Die Unterordnung der Frau unter den Mann wurde lange Zeit als naturgemäß betrachtet, gesellschaftlich brisant wurde die „Frauenfrage“ erstmals zur Zeit der industriellen Revolution und der demokratischen und revolutionären Bewegungen (Französische Revolution 1789, Proklamation von Frauenrechten in England und Frankreich, Revolution 1848 in Deutschland).

Grundsätzlich muss in der Geschichte der historischen deutschen Frauenbewegung unterschieden werden zwischen der bürgerlichen und der proletarischen Frauenbewegung, wobei sich die bürgerliche Frauenbewegung

später (ca. Jahrhundertwende) wiederum in drei Richtungen aufspaltete (vgl. Hervé u. a. 1994, S. 174):

*„Konservativ"/rechter Flügel:* Hier sprach man sich ganz offen gegen die politische Emanzipation und Gleichberechtigung von Frauen aus. Organisiert war dieser Flügel v. a. in konfessionellen Frauenorganisationen, vaterländischen Frauenvereinen etc.
*„Gemäßigt"/mittlerer Flügel* (prominente Vertreterinnen waren z. B. Helene Lange, Gertrud Bäumer): Dieser Flügel wehrte sich dagegen, bürgerlichen Frauen die private häusliche Arbeit inkl. Kindererziehung als einzigen Wirkungskreis zuzuweisen, leitete jedoch aus der sog. „geistigen Mütterlichkeit" von Frauen bestimmte Zuständigkeitsbereiche, neben der Familientätigkeit insbesondere die Frauenbildung, ab und wollte die Situation von Frauen innerhalb der bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse verbessern. Wichtig ist an dieser Stelle zu betonen, dass von der Vorstellung ausgegangen wurde, Männer und Frauen seien ebenbürtig, jedoch nicht gleich.
*„Radikal"/linker Flügel* (prominente Vertreterinnen waren z. B. Minna Cauer, Lida Gustava Heymann, Helene Stöcker): Diese Frauen betrachteten die Frauenemanzipation vor allem als rechtliche Gleichstellung und forderten die Möglichkeit, sich unabhängig von Ehegattinnenstatus und Mutterschaft frei entfalten zu können.
Grob unterschieden werden können vier Gruppen von Frauen als Adressatinnen der historischen Frauenbewegung:

- Frauen der bürgerlichen Ober- und Mittelschicht, denen das Arbeiten grundsätzlich untersagt war (Ausnahmen bildeten beispielsweise die Berufe
  der Gouvernante, der Lehrerin und der Gesellschafterin bei ledigen Frauen),
- Frauen, die in Landwirtschaft, Gewerbe oder Handel tätig waren,
- Fabrikarbeiterinnen (ledig oder verheiratet mit Kindern),
- Dienstmädchen und Hilfskräfte (z. B. Wäscherinnen, Köchinnen etc.) (vgl. Nave-Herz 1997, S. 15).

Die bürgerliche Frauenbewegung wurde von der ersten Gruppe dieser Frauen initiiert.

Louise Otto (1819-1895) gilt allgemein als Initiatorin der bürgerlichen deutschen Frauenbewegung. In Anlehnung an die revolutionären Forderungen der französischen und deutschen Revolutionen waren die ersten Ziele der bürgerlichen Frauenbewegung das Wahlrecht für Frauen, Bildungschancen und Berufsfreiheit, insgesamt also Mündigkeit und Selbstständigkeit von Frauen: „Wo sie das Volk meinen, da zählen die Frauen nicht mit." „Wir fordern einfach nur unser Recht, unser Menschenrecht." (Louise Otto zit. n. Clemens 1988, S. 18) Frauenemanzipation sollte jedoch nicht Selbstzweck sein, sondern insgesamt der Gesellschaft und der Menschheit dienen (vgl. Nave-Herz 1997, S. 12).
1850 wurden Vereinsgesetze in Preußen und Bayern erlassen, welche Frauen den Besuch politischer Versammlungen und die Mitgliedschaft in politischen Vereinen verboten, erst 1908 wurden diese Gesetze durch das Reichsvereinsgesetz ersetzt, und Frauen waren nicht länger von politischen Versammlungen ausgeschlossen. Aus diesem Grund betonten die historischen Frauenvereine ihre karitativen Zwecke meist stark, um nicht als rein politisch zu gelten.

*Der „Allgemeine Deutsche Frauenverein" (ADF)*

1865 wurde als erste organisierte Verbindung der „Allgemeine Deutsche Frauenverein" (ADF) von Louise Otto und Auguste Schmidt (1833-1902) gegründet. Die Leitung übernahm Louise Otto, die auch Herausgeberin der ersten deutschen „Frauen Zeitung" war (vgl. Gerhard 1992, S. 63). Ziele waren Bildung und das Recht auf Arbeit für Frauen sowie Mutterschutz, Wahlrecht, gleicher Lohn für gleiche Arbeit u. a. m., wobei das Frauenwahlrecht, also die politische Emanzipation der Frau, hier eher als Fernziel, als „Krönung" galt (vgl. Nave-Herz 1997, S. 19 f.,25). Arbeit galt den Frauen als Mittel zur Vergesellschaftung und Menschwerdung, die demokratischen und politisch-partizipativen Ziele wurden hierin in ihre abstrakteste Form gebracht (Clemens 1988, S. 23). Der ADF verfolgte damit ein großes und problematisches Ziel, denn unter den proletarischen Frauen konnte nicht von einem Recht auf Arbeit gesprochen werden, da sie per se zur Arbeit gezwungen waren, und die bürgerlichen Frauen, speziell die ledigen, hatten real nur wenige Möglichkeiten, bezahlte Arbeit zu leisten, z. B. im Lehrerinnenberuf. Von daher

ging es zunächst einmal darum, ein Recht auf Erwerb für die bürgerlichen Frauen zu erkämpfen (vgl. Gerhard 1992, S. 81 f.). Gleichzeitig hatte Louise Otto sich jedoch auch der Frage der Arbeiterinnen geöffnet und versuchte mehrfach zu kooperieren. Von Anfang an war die Mitgliedschaft im ADF den Frauen vorbehalten und Männer nur als Ehrenmitglied mit beratender Stimme zugelassen. Diese feministische Haltung brachte den ADF nicht nur bei Männern in Verruf, sondern wirkte auch abschreckend auf viele Frauen (vgl. Gerhard 1992, S. 82).
Mehr und mehr jedoch wurde Louise Otto von Auguste Schmidt abgelöst, die Bildungsfragen über die Forderung gleicher Rechte für Frauen stellte. Bereits hier, und später noch deutlicher unter dem Vorsitz von Henriette Goldschmidt (1825-1920), fand eine Veränderung der Zielsetzungen des ADF statt und wurden ursprünglich feministische und demokratische Ansprüche der Aufhebung von sozialer Ungleichheit und Unterdrückung weitgehend aufgegeben bzw. verschoben. Damit fädelten sich die Forderungen der Frauen letztlich in das patriarchale System ein (vgl. Gerhard 1992, S. 123 ff.).

*Allgemeiner Deutscher Lehrerinnenverein (ADLV) und Bund Deutscher Frauenvereine (BDF)*
Auffallend ist, dass viele bekannte Frauen der ersten Frauenbewegung Lehrerinnen waren (vgl. Gerhard 1992, S. 163). In den späten 1880er und frühen 1890er Jahren entwickelte sich ein breites Netz von organisierten Frauenvereinen, so u. a. auch der 1890 von Helene Lange (1848-1930) und Auguste Schmidt gegründete „Allgemeine deutsche Lehrerinnenverein“ (ADLV).
1894 wurde der „Bund Deutscher Frauenvereine“ (BDF) als Dachverband für 34 Frauenvereine gegründet, um ein organisierteres Zusammenwirken zu ermöglichen. Insgesamt verfolgte der BDF ein konservativ-gemäßigtes Programm, die Stellung der Frau als Mutter und Gattin wurde betont.
1899 trennte sich daher der linke Flügel des BDF ab und gründete den „Verband Fortschrittlicher Frauenvereine“, welcher Frauenfragen vor allem als Fragen der rechtlichen Gleichstellung begriff.

**Bildungsaspekte im 18. und 19. Jahrhundert**
Im 18. Jahrhundert bestand weitgehend Einigkeit darüber, dass Frauen und

Mädchen keine formale Bildung benötigten, sondern im häuslichen Kontext zu weiblichen Wesen ihres jeweiligen Standes erzogen werden sollten. Volljährige Jungen wurden entlassen aus der „väterlichen Gewalt", Mädchen jedoch nicht. Für sie musste die Herkunftsfamilie sorgen, solange sie ihren Unterhalt nicht selbst aufbrachten. Die Kehrseite dieser Versorgungssicherheit durch die Familie war, dass Mädchen kein Recht auf Ausbildung hatten, sondern lediglich auf eine kurze Elementarbildung. Im 19. Jahrhundert wurde deutlich, dass dieses System nicht mehr funktionierte: Es schien erforderlich zu werden, der männlichen Bildung eine in bestimmter Weise äquivalente Frauenbildung entgegenzusetzen, um das Funktionieren der gesellschaftlichen Verpflichtungen der Ehefrauen aufrechterhalten zu können. Konkret: Bürgerliche Frauen sollten soviel Bildung erhalten, wie sie benötigten, um ihren Ehemännern adäquate Unterhaltung bieten und einen dem gesellschaftlichen Stand angemessenen Haushalt führen zu können. Auf diese Weise entstanden die privaten „höheren Töchterschulen", die allerdings, was Lerninhalte und Dauer betrifft, uneinheitlich konzipiert waren und deren Abschluss nicht für einen anschließenden Bildungsgang qualifizierte. Frauen wurden in diesen Schulen nur auf den Reproduktionsbereich vorbereitet, die Allgemeine Bildung blieb in Knabengymnasien diesen vorbehalten (vgl. Faulstich-Wieland/Horstkemper 1996, S. 1 f.).

1887 verfasste Helene Lange die Begleitschrift zu einer Petition, die dem preußischen Unterrichtsministerium und dem preußischen Abgeordnetenhaus vorgelegt wurde. Die „Gelbe Broschüre" wurde vor allem aufgrund ihrer in Bezug auf Geschlechterrollen und Bildungsfragen gesellschaftskritischen Begleitschrift berühmt. Gefordert wurde hier:

- Erhöhung des Anteils an Lehrerinnen in den mittleren und oberen Klassen der höheren Mädchenschulen und
- Verbesserung der Lehrerinnenausbildung.

Mädchenbildung erfolgte bis dato vor der Folie ihrer im patriarchalen System untergeordneten Stellung; dies kritisierte Lange und begründete einen autonomen Bildungsanspruch für Frauen. Sie erweiterte damit die Lebensbestimmung der Frau als Gattin und Unterstützerin ihres Mannes um den Aspekt der Mütterlichkeit. Sie subsummiert verschiedene Attribute unter dem Oberbegriff des „Besonderen" der Frau, wobei die sog. „geistige Mütterlich-

keit“ eine besonders wichtige Rolle spielt. Inhaltlich sind alle diese Begriffe schwer bis kaum zu präzisieren, die differenztheoretische Argumentation stellt letztlich das gesellschaftliche System nicht in Frage: „Immer wird es mehr der Mann sein, der die Welt nach außen gestaltet, immer mehr die Frau, die die Welt des Gemüts anbaut, die erzieht und das innere Leben gestaltet.“ (Lange zit. n. Clemens 1988, S. 30) Hier werden also patriarchal geprägte Vorstellungen von „der Frau“ weitergedacht. Lange schätzt die Frau aufgrund der von ihr angenommenen psychischen Disposition als ebenbürtig, aber nicht gleichberechtigt ein. Aus dieser natürlichen Andersartigkeit der Frau ergebe sich wiederum auch die Notwendigkeit eines eigenen Bildungsganges, eines anderen als dem des Mannes. Diese Bildung um der Frau selbst willen könne nur innerhalb des eigenen Geschlechts stattfinden (vgl. Klaßen 2001, S. 67 ff.). Langes Engagement gilt also nicht der Gleichberechtigung von Frau und Mann, stattdessen nimmt sie Bildungsfragen als Voraussetzung für gesellschaftliche Teilhabe von Frauen in den Blick und deklariert Mädchenbildung als spezifische Bildung, die nur von Frauen weitergegeben werden könne (vgl. Klaßen 2001, S. 69). Aus den Bildungschancen in Verbindung mit der spezifischen Frauennatur leitet sie berufliche und gesellschaftliche Partizipationschancen ab, die für die damalige Zeit sehr fortschrittlich waren. Mit anderen Worten: Ihre Argumentation ist gleichermaßen progressiv und konservativ.

Zeitgleich wurden bereits jedoch auch schon sehr konträre Ansichten im radikalen Flügel der bürgerlichen Frauenbewegung, speziell in dem 1888 von Hedwig Kettler (1851-1937) gegründeten „Frauenverein Reform“, vertreten. Hier war man weniger an der Ausbildung weiblicher Eigenart als an der Gleichheit der Bildungsangebote interessiert. Diese Frauen forderten z. B. eine der Jungenausbildung gleiche Mädchenausbildung und Zulassung zu allen Hochschulen und Studiengängen (vgl. Gerhard 1992, S. 150 f.) sowie die Berechtigung zur Ausübung entsprechender Berufe. Helene Langes Hauptinteresse jedoch galt dem Ausbau der höheren Mädchenschule und deren Anerkennung. Die Einrichtung so genannter „Realkurse“ unter der Leitung von Lange ermöglichte ab 1889 Frauen die Vorbereitung auf das schweizerische Abitur. Diese Kurse wurden 1893 in so genannte „Gymnasialkurse“ umgewandelt, die Absolventinnen der höheren Töchterschulen die

Vorbereitung auf ein extern an Jungengymnasien abzulegendes deutsches Abitur ermöglichte (vgl. Gerhard 1992, S. 155). 1893 wurde in Karlsruhe das erste Mädchengymnasium eingerichtet, hier konnten Mädchen das Abitur erwerben, den Zugang zur Universität erlangten sie damit jedoch nicht. 1896 bestanden die ersten sechs Absolventinnen ihr Abitur am Königlichen Luisengymnasium in Berlin (vgl. Gerhard 1992, S. 151 ff.).
Immer wieder sandten die Frauen Petitionen, in welchen sie das Frauenstudium forderten, an die entsprechenden Stellen. Die Eingaben wurden durchweg negativ beschieden. Am fortschrittlichsten verhielt sich die badische Landesregierung, die den Frauen 1900 als erste deutsche Regierung offiziell das Recht zur Immatrikulation gab, in Freiburg und Heidelberg konnten somit die ersten Frauen Deutschlands studieren. Bereits vorher konnten sie sich zwar in einzelnen Universitäten als Gasthörerinnen einschreiben, erlangten damit jedoch nicht das Recht zum offiziellen Studium. 1908 wurde endlich das gesamte höhere Mädchenschulwesen neu geregelt und Frauen offiziell zum Universitätsstudium zugelassen (vgl. Gerhard 1992, S. 157 ff.).

## Weitere Entwicklungen in der Frauenbewegung

*Bund Deutscher Frauenvereine (BDF)*
Der BDF erstarkte rasant: 1901 gehörten ihm schon 137 Vereine mit 70.000 Mitgliedern, 1913 2200 Vereine mit ca. 500.000 Mitgliedern an (Gerhard 1992, S. 170).
Die Zahlen zeigen, dass es im deutschen Kaiserreich eine überaus lebendige Vereinskultur gab, wenngleich diese auch geschlechtlich separiert war. Die engagierten Frauen fühlten sich allerdings nicht unbedingt „frauenbewegt" oder gar feministisch, was die Vereine mit ihren vornehmlich karitativen oder beruflichen Zielsetzungen jedoch auch nicht anstrebten: Es sollte zunächst unter dem kleinsten gemeinsamen Nenner eine große Frauengemeinschaft in Deutschland entstehen, um hier eventuell die Voraussetzungen für eine breitere politische Teilhabe von Frauen am öffentlichen Leben zu schaffen (vgl. Gerhard 1992, S. 170 f.). Hier regte sich jedoch bereits 1895 Widerstand: „Man hat weder alle Männer noch die Sklaven Amerikas für die Politik ‚erzogen', ehe man ihnen Rechte gab, weil man zur Freiheit nicht erziehen kann,

sondern erst durch die Freiheit erzogen wird." (Gerhard 1992, S. 172) Trotz erheblicher inhaltlicher Differenzen zwischen den Frauen entstand in diesen Jahren ein immer dichteres Netz weiblicher Organisation. Zusätzlich zu den Differenzen innerhalb der bürgerlichen Frauenbewegung trat auch sehr schnell die abweichende Zielsetzung der proletarischen Frauenbewegung zutage.

*Die proletarische Frauenbewegung*

Kernfrage der proletarischen Frauenbewegung war die soziale Lage der Arbeiterinnen (vgl. Klaßen 2001, S. 49). Ziel der proletarischen Bewegung als Ganzes war die klassenlose Gesellschaft und die Aufhebung von Ungleichheit durch grundlegende Veränderung der ökonomischen Verhältnisse. 1875 waren z. B. von den 5,4 Mio. in Handwerk und Industrie Beschäftigten etwa 1 Mio. (960.000) Frauen, 1882 waren 61,4 % aller weiblichen Erwerbstätigen im Agrarsektor beschäftigt. Aber auch ganze Industriezweige, so die Textil-, Tabak- und Spielzeugindustrie, waren überwiegend Frauenindustrien (vgl. Gerhard 1992, S. 110 f.). Die Entlohnung der Frauen war grundsätzlich niedriger als die der Männer.

Die Gründung bzw. Aktivität von proletarischen Organisationen war aufgrund des Sozialistengesetzes von 1878 riskant, denn im Grunde fielen fast alle Aktivitäten, die zur Verbesserung der Lage der Frau bzw. der Arbeiterinnen beitragen sollten, unter das von Bismarck verhängte Verbot politischer Aktivitäten (vgl. Gerhard 1992, S. 135). Die Geschichte der proletarischen Frauenbewegung ist also viel stärker noch als die der bürgerlichen Frauenbewegung geprägt von Repression, Elend und existentieller Not.

Frontfigur der proletarischen Frauenbewegung war Clara Zetkin (1857-1933). Geteilte Überzeugung in der Bewegung war, die gesellschaftliche Stellung der Frau sei im Gesamtkontext von Kapital und Proletariat lediglich ein Nebenwiderspruch, daher sei die Befreiung der Frau eine gesellschaftliche Aufgabe, die nur gemeinsam mit den Männern zu lösen sei. Als die Sozialistengesetze aufgehoben wurden, konnten sich Frauen dort offiziell den Männervereinigungen anschließen, wo es die Vereinsgesetze zuließen. Somit wurde die proletarische Frauenbewegung Teil der Arbeiterbewegung. Dort jedoch hatte die Frauenfrage aufgrund der Nebenwiderspruchsproblematik

und zusätzlich, weil Frauen als nicht Wahlberechtigte auch keine Wählerstimmen einbrachten, wenig Gewicht (vgl. Klaßen 2001, S. 54 f.).

*Bürgerliche Frauenbewegung*

1899 übernahm Minna Cauer (1841-1922) den Vorsitz des „Verbandes fortschrittlicher Frauenvereine", 1902 wurde der erste „Deutsche Verein für Frauenstimmrecht" gegründet, dessen Ziel die volle politische Gleichberechtigung von Frauen war. Für die „Radikalen" war das Wahlrecht die Voraussetzung zur Durchsetzung von Frauenrechten in allen anderen Bereichen, der BDF (Bund Deutscher Frauenvereine) nahm erst später das Frauenwahlrecht in seinen Forderungskatalog auf.

Die „Radikalen" der bürgerlichen Frauenbewegung begriffen die Frauenfragen vor allem als Rechtsfragen (vgl. Gerhard 1992, S. 225). In der Kritik des neu verfassten Bürgerlichen Gesetzbuches (BGB), Familienrecht, waren sich ausnahmsweise alle Flügel einig und beteiligten sich gemeinsam an Protesten, Unterschriftensammlungen u. Ä. Im Entwurf des BGB wurde u. a. die dauernde Bevormundung, die Berechtigung des Ehemannes, seiner Ehefrau ein Arbeitsverhältnis zu kündigen, ihre Machtlosigkeit über Kinder und Vermögen und das Scheidungsrecht kritisiert. Der Protest der Frauen hatte wenig Erfolg: Mit geringen Änderungen trat das BGB 1900 in Kraft und blieb in den kritisierten Punkten weitgehend bis 1953 wirksam (vgl. Gerhard 1992, S. 230 ff.).

Die Forderungen der „Radikalen" gingen nicht, wie ihnen vielfach vorgeworfen wurde, in Richtung der Angleichung der Frauen an die Männer, sondern ihnen ging es bereits zu Ausgang des 19. Jahrhunderts um die Schaffung einer neuen Gesellschaftsordnung: „Nicht nur die Möglichkeit, Zahnarzt oder Rechtsanwalt zu werden ..., alles und viel mehr verlangen wir, eine neue Menschheit ... Nein! Nein! nicht Mann sein wollen, ... was sollte uns das helfen!" (Helene Stöcker zit. n. Gerhard 1992, S. 277)

1908 legalisierte endlich ein einheitliches Reichsvereinsgesetz politische Versammlungen von Frauenvereinen. Frauen wurden darin nicht mehr als Sondergruppe erwähnt, und sie wurden nicht länger vom politischen Leben ausgeschlossen. Die Frauenvereine schlossen sich je nach ihren politischen Anschauungen den etablierten politischen Parteien an, es wurde jedoch

z. B. nicht, was ebenfalls denkbar gewesen wäre, eine eigene Frauenpartei gegründet (vgl. Gerhard 1992, S. 280 ff.).

**Egalität versus Differenz in der historischen Frauenbewegung**

Für den gemäßigten Flügel der bürgerlichen Frauenbewegung war die Frauenfrage in erster Linie Bildungs- und Kulturfrage, während der radikale Flügel die Rechts- und Erwerbsfragen stärker thematisierte. Demzufolge waren die Argumentationen unterschiedlich: Während der gemäßigte Flügel die Differenzen zwischen Frauen und Männern betonte und daraus Veränderungserfordernisse ableitete, betonte der sog. radikale Flügel egalitäre Menschenrechte. Ausgehend von diesen unterschiedlichen Konzepten entwickelte sich der gemäßigte Flügel immer mehr von einer sozialen Bewegung zu einer Kulturbewegung.

Man kann der bürgerlichen Frauenbewegung, ihrem gemäßigten Flügel, durchaus vorwerfen, Geschlechterstereotype nicht offenbart und bekämpft, sondern reproduziert und sich ihrer sogar in der Argumentation bedient zu haben. Die Schriften zeigen ein klares differenztheoretisches Konzept und rechtfertigen letzten Endes die bestehenden Ungleichheiten, indem Frauen qua Geschlechtszugehörigkeit in Form der „geistigen Mütterlichkeit" bestimmte Fähigkeiten zugeschrieben und somit gleichzeitig andere abgesprochen werden.

*Der erste Weltkrieg*

1914, schon vor Kriegsausbruch, begann Gertrud Bäumer (1873-1954) als Vorsitzende des BDF mit der Organisation des Nationalen Frauendienstes (NFD), dessen Aufgaben sich in Kooperation mit anderen Organisationen im Wesentlichen auf das Wohlfahrts- und Fürsorgewesen unter Kriegsbedingungen bezogen (vgl. Gerhard 1992, S. 296 f.). Erst nach 1916 kam es zu einem staatlich organisierten Einsatz von Frauen in der Kriegswirtschaft. Nach dem ersten Weltkrieg mussten die Frauen im Zuge der Demobilmachungsverordnungen, die bis 1923 Bestand hatten, ihre zwischenzeitlich erreichten Arbeitsplätze vielfach jedoch wieder räumen, innerhalb weniger Monate nach Kriegsende fiel der Anteil der offiziell erwerbstätigen Frauen wieder auf die Werte der Vorkriegszeit (vgl. Gerhard 1992, S. 327 f.). Hieran kann die These der weiblichen Arbeitskraft als ökonomische Manövriermasse gut

abgelesen und belegt werden.
Wichtig ist jedoch zu betonen, dass es auch Frauen gab, die den Kriegsdienst verweigerten und an ihren Positionen des Pazifismus und internationalen Feminismus festhielten, so z. B. die Stimmrechtlerinnen um Anita Augspurg, Helene Stöcker und linke Sozialistinnen um Clara Zetkin: „... wir würden keine Arbeit für direkte Kriegszwecke leisten ... Nein, für solchen Wahnsinn würden wir uns nicht hergeben." (zit. n. Gerhard 1992, S. 309) 1915 wurde in Den Haag ein Internationaler Frauenkongress gegen den Krieg abgehalten.

*Das Wahlrecht*
Am 12.11.1918 wurde das Frauenwahlrecht verabschiedet. Das Stimmverhalten von Frauen scheint nicht von der Vertretung frauenpolitischer/frauenspezifischer Interessen durch die Parteien beeinflusst gewesen zu sein (vgl. Gerhard 1992, S. 337 f.).

*Die 20er Jahre*
Die neue Frauengeneration Anfang der 20er Jahre des 20. Jahrhunderts konnte sich mit der bürgerlichen Frauenbewegung inhaltlich kaum noch identifizieren, es kam zu öffentlichen Aussprachen und Kritik der jungen Frauen an der politischen Form, dem Führungsstil, der Überorganisation u.a.m. (Gerhard 1992, S. 371). Gleichzeitig erhielten die Jugendorganisationen der nationalsozialistischen Partei großen Zulauf. Im Oktober 1931 wurde die „Nationalsozialistische Frauenschaft" gegründet, welche zum offenen Kampf gegen die Frauenbewegung überging. Gleichzeitig erfolgte beim BDF eine immer stärkere nationalistische Unterwanderung. Der BDF versuchte zunächst, Aufklärungsarbeit über die Politik der NSDAP und insbesondere den Antisemitismus zu leisten, konnte jedoch dem politischen Druck nicht standhalten und löste sich 1933 selbst auf (vgl. Gerhard 1992, S. 373 ff.).

*Der Nationalsozialismus*
Innerhalb kürzester Zeit entfernten die Nationalsozialisten alle Frauen aus den höheren Positionen, sofern dort Frauen vertreten waren. Ebenso wie Linke, Pazifist/inn/en und Gewerkschaftler/innen waren nun auch die Feministinnen gefährdet und mussten das Land verlassen. Hier endet die Ge-

schichte der historischen Frauenbewegung. Erst Ende der 60er und Anfang der 70er Jahre tritt in Deutschland wieder eine Frauenbewegung in die Öffentlichkeit.

**Die neue Frauenbewegung**

Im Zuge der Student/inn/en-, Alternativ- und Bürger/innenrechtsbewegungen entstand die Neue Frauenbewegung, die aufgrund der zwischenzeitlich erfolgten rechtlichen Gleichstellung von Frau und Mann weniger stark die Verteilungsfragen, als vielmehr Fragen des Selbstbestimmungsrechts, der Verhaltensweisen und Bewusstwerdungsprozesse bezüglich patriarchaler Strukturen thematisieren konnte.

Grob eingeteilt werden kann die Neue Frauenbewegung in 4 Phasen (vgl. Schenk zit. n. Cordes 1995, S. 91 ff.):

*1. Die Aktion § 218* mit dem Ziel der ersatzlosen Streichung des § 218 StGB und dem Slogan „Mein Bauch gehört mir!" als Ausdruck der Forderung nach Selbstbestimmung. 1974 beschloss der Bundestag zwar die Fristenlösung, hiergegen jedoch klagte die CDU/CSU beim Bundesverfassungsgericht mit der Folge, dass der § 218 im Jahr 1976 als erweiterte Indikationslösung neu gefasst wurde.

*2. Der Rückzug nach innen* – Nachdem der gemeinsame Kristallisationspunkt „§ 218" einerseits durch die parlamentarische Lösung und andererseits durch die Demonstration der politischen Machtlosigkeit von Frauen abhanden gekommen war, verstärkte sich die Entwicklung einer feministischen Subkultur, die weniger den politischen Kampf als die Suche nach der eigenen Identität zum Gegenstand hatte.

*3. Autonome Frauenprojekte*, Gründung von Frauenprojekten, feministischen Beratungs- und Therapiezentren sowie Frauenhäusern.

*4. Zunehmende Institutionalisierung* – Heute werden einerseits die älteren autonomen Projekte weitergeführt, gleichzeitig jedoch konnte das Frauen- und Geschlechterthema institutionell verankert werden. Parallel dazu konnte die feministische Theoriebildung in Richtung Geschlechterforschung weiterentwickelt werden.

**Kontinuitäten, Differenzen und „unerledigte Anliegen" – Historische und Neue Frauenbewegung im Vergleich**

In einem Vergleich der historischen und der neuen Frauenbewegung können Kontinuitäten, Differenzen und „unerledigte Anliegen" herausgearbeitet werden (vgl. Gerhard 1995).
Die historische Frauenbewegung kämpfte, gespalten in ihre Flügel, u. a. um das Recht auf Bildung, Erwerb, Stimmrecht und Arbeitsschutz. Diese Ziele waren jedoch letztlich die Konkretisierung des und Voraussetzung für das abstrakte Ziel der Selbstbestimmung. Die zweite Frauenbewegung konnte zwar von formal abgesicherten gleichen Rechten als Voraussetzung für Autonomie ausgehen, und sich daher in ihren Zielsetzungen direkter auf individuelle Selbstbestimmung und institutionelle politische Unabhängigkeit konzentrieren, jedoch zeigte sich auf der alltagspraktischen Ebene immer wieder, dass die rechtsstaatlich garantierte Gleichstellung und Gleichberechtigung real nicht eingelöst wurde/wird, und demzufolge die Basis für weibliche Autonomie nach wie vor erkämpft werden musste (vgl. Gerhard 1995, S. 262 ff.).
Die historische Frauenbewegung, insbesondere der gemäßigte bürgerliche Flügel, kämpfte zwar für den weiblichen Zugang zu Erwerb, tastete jedoch die patriarchale Arbeitsteilung nicht an, sondern bestimmte aus den der Frau zugeschriebenen besonderen Eigenschaften („Mütterlichkeit") eine einerseits besondere Befähigung für bestimmte Berufe, gleichzeitig sollte das Konzept Mütterlichkeit jedoch auch gesamtgesellschaftliche Wirksamkeit erfahren. Die zweite Frauenbewegung thematisierte die geschlechtsspezifische/hierarchische Arbeitsteilung als entscheidende Ursache der Benachteiligung von Frauen. Im Zuge z. B. der Kampagne „Lohn für Hausarbeit" konnte in den 70er Jahren klargemacht werden, dass Frauen die unsichtbare, unbezahlte und unverzichtbare Grundlage für Erwerbsarbeit und Reproduktion verrichten und schaffen. Wenngleich dies an der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung bisher noch wenig zu ändern vermochte, wird nun zunehmend weniger nur die Vereinbarkeit zwischen Familie und Beruf, sondern über Alternativmodelle zum männlichen Arbeitsverständnis diskutiert. Dass allerdings Qualifikation allein keineswegs den Zugang zu entsprechenden beruflichen Positionen, und die Integration auf dem Arbeitsmarkt keineswegs Emanzipation sicherstellt, mussten Frauen zwischenzeitlich lernen (vgl. Gerhard 1995, S. 264 ff.).
Schon in der historischen Frauenbewegung wurden unter dem Oberbegriff „Sittlichkeitsfragen" insbesondere Themen, die die Sexualität berühren, z.

B. die Kritik des Eherechts, Urteile bei Vergewaltigungsprozessen, Anerkennung nichtehelicher Kinder etc. behandelt. Diese Fragen sind klar als Fragen der Selbstbestimmung identifizierbar. Die zweite Frauenbewegung musste jedoch die Themen sexueller Gewalt gegen und sexuelle Ausbeutung von Frauen wieder völlig neu auflegen, da sie in der Zwischenzeit in Vergessenheit geraten waren. Die Einrichtung von Notrufen und Zufluchtstätten für misshandelte Frauen, die Thematisierung von Gewalt in der Ehe und Einforderung einer entsprechenden gesetzlichen Bestimmung etc. kennzeichnen den (damaligen) Stand der „unerledigten Anliegen". Gleichsam wurde, wie Helene Stöcker (1869-1943) es bereits Anfang des Jahrhunderts getan hatte, erneut der Widerspruch zwischen Liebe und Freiheit, also der eigene Anteil der Frauen an ihrer Situation im patriarchalen System thematisiert (vgl. Gerhard 1995, S. 266 ff.). Die Analyse der Zusammenhänge zwischen privatem Leben und Politik („Das Private ist politisch") zog nicht nur neue/alte Konflikte zwischen den Geschlechtern, sondern auch die Möglichkeit der Erprobung und Umsetzung neuer Lebenskonzepte nach sich.

Während die erste Frauenbewegung gerade aus der Unterschiedlichkeit der Geschlechter Forderungen für die Position der Frau ableitete, also geistige Differenzen konstatierte und die Absicht einer harmonischen Ergänzung beider Geschlechter propagierte, thematisierte die zweite Frauenbewegung nach den Phasen der Defizit- und Differenztheorien durchaus auch die Differenzen zwischen Frauen und thematisiert heute schwerpunktmäßig die Konstruktion/Dekonstruktion geschlechtlicher Rollen. „Die Frage ist allerdings, ob sich die feministische Theorie damit inzwischen so weit von der sozialen Wirklichkeit, der Not, der Erfahrung und dem Alltag der Frauen entfernt hat, daß sie zwar reputierlicher und akademischer geworden ist, jedoch kaum noch für eine politische Praxis tauglich erscheint." (Gerhard 1995, S. 269) Die Debatte öffnete jedoch den Blick für eine Politik der Anerkennung von Differenzen zwischen Menschen und die weitere Präzisierung der Begriffe „Gleichheit" und „Differenz". Dies ist ein Verdienst der Weiterentwicklung feministischer Theorie, unerledigtes Anliegen jedoch bleibt, die nach wie vor aus der Geschlechtszugehörigkeit resultierenden ungleichen Folgen für Männer und Frauen zu thematisieren und den Prozess gegenseitiger Anerkennung zu forcieren (vgl. Gerhard 1995, S. 268 f.).

Die Betrachtung der Geschichte der Frauenbewegung zeigt überdeutlich, dass makrosozialer Fortschritt auf der Mikroebene noch längst nicht umfassend nachvollzogen ist. Wenngleich die Institutionalisierung der Geschlechterfrage erwünscht war, besteht durch sie heute die Gefahr, die Basis, die Beteiligung und das Interesse der jüngeren Generationen zu verlieren, und die Durchsetzung feministischer Interessen auf die institutionelle Ebene zu verlagern. Die Durchwanderung ausgetretener argumentativer Pfade und die Langwierigkeit der Diskussion sind ebenfalls wenig geeignet, die nachwachsende Generation für das Thema zu gewinnen. Es gilt daher heute wieder, Sensibilität und Betroffenheit speziell bei jungen Frauen und Männern zu wecken.

**Literatur**

Clemens, Bärbel (1988): „Menschenrechte haben kein Geschlecht!" Zum Politikverständnis der bürgerlichen Frauenbewegung. Pfaffenweiler.

Cordes, Mechthild (1995): Die ungelöste Frauenfrage. Eine Einführung in die feministische Theorie. Frankfurt a. M.

Faulstich-Wieland, Hannelore / Horstkemper, Marianne (1996): 100 Jahre Koedukationsdebatte – und kein Ende. In: Ethik und Sozialwissenschaften 7 / Heft 4, Opladen.

Gerhard, Ute (1992): Unerhört. Die Geschichte der deutschen Frauenbewegung. Reinbek bei Hamburg.

Gerhard, Ute (1995): Die »langen Wellen« der Frauenbewegung – Traditionslinien und unerledigte Anliegen. In: Becker-Schmidt, Regina / Knapp, Gudrun-Axeli (Hrsg.): Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften. Frankfurt a. M., 247-278.

Hervé, Florence u.a. (Hrsg.) (1994): Das Weiber-Lexikon. Köln.

Klaßen, Angela (2001): Mädchen- und Frauenbildung im Kaiserreich 1871–1918. Emanzipatorische Konzepte bei Helene Lange und Clara Zetkin. Diplomarbeit Pädagogische Hochschule Freiburg. Freiburg i.B.

Nave-Herz, Rosemarie (1997): Die Geschichte der Frauenbewegung in Deutschland. Bonn.